

ANDREAS PITTLER

EZZES

Kriminalroman

Wien *live*
edition

Inhalt

Titelseite

Impressum

I. Donnerstag, 7. Juli 1927

II. Freitag, 8. Juli 1927

III. Samstag, 9. Juli 1927

IV. Sonntag, 10. Juli 1927

V. Montag, 11. Juli 1927

VI. Dienstag, 12. Juli 1927

VII. Mittwoch, 13. Juli 1927

VIII. Donnerstag, 14. Juli 1927

IX. Freitag, 15. Juli 1927

X. Samstag, 16. Juli 1927

Glossar

EZZES

Ein Fall für Oberstleutnant Bronstein

Andreas Pittler

 echomedia
BUCHVERLAG

Personen und Handlungen sind, soweit nicht historisch verbürgt, frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.

Dialektausdrücke und Redewendungen des Wienerischen werden in einem Glossar am Ende des Buches erläutert.

Impressum:

eISBN: 978-3-902672-58-2

E-Book-Ausgabe: 2012

2009 echomedia buchverlag

A-1070 Wien, Schottenfeldgasse 24

Alle Rechte vorbehalten

Produktion: Ilse Helmreich, Helmut Schneider

Produktionsassistentz: Brigitte Lang

Gestaltung: Rosi Blecha

Layout: Elisabeth Waidhofer

Lektorat: Thomas Hazdra

Herstellungsort: Wien

Besuchen Sie uns im Internet:

www.echomedia-buch.at

I. Donnerstag, 7. Juli 1927

„Also, was hamma?“

Oberstleutnant David Bronstein trat missmutig an den Seziertisch in der Gerichtsmedizin und unterdrückte vorerst das starke Bedürfnis, sich eine Zigarette anzuzünden. Ferdinand Strakosch, die Institution unter den Wiener Gerichtsmedizinern, drehte sich gar nicht erst in Bronsteins Richtung um, sondern fuhr fort, sein Besteck zu sortieren. Über die Schulter sagte er: „A scheene Leich.“

Bronsteins Laune besserte sich dadurch nicht.

„Das weiß ich auch. Geht's a bissl genauer?“

Strakosch seufzte und winkte Bronstein zu sich.

„Alsdern, dann gibt's halt das Privatissimum.“

Bronstein war mittlerweile direkt neben der Leiche zu stehen gekommen und besah sich die Bescherung. Was bis vor kurzem noch ein Mensch gewesen, war nun kein schöner Anblick mehr. Unzählige Hämatome verunstalteten den Körper, der, wiewohl er gereinigt worden war, immer noch jede Menge verkrustetes Blut aufwies.

„Wer immer den umbracht hat“, hörte Bronstein die Stimme von Strakosch, „er war wirklich ziemlich böse auf ihn.“ Bronstein dachte, dieser Behauptung konnte man angesichts der vielen Einstiche nur schwerlich widersprechen. Strakosch zeigte auf die Brust des Toten: „Der Stich da, siehst den?“ Bronstein nickte. „Der war dann tödlich. Aber ich glaub, den hat sich der Mörder bis zum Schluss aufgehoben. Da hat jemand mit großem Genuss gehandelt.“

„Wie oft ist auf das Opfer eingestochen worden?“

„Also, wir haben siebzehn Einstiche gezählt. Elf davon im Bereich von Brust und Bauch, vier auf den Armen, einen am Hals und einen am Ansatz des Oberschenkels. Aber ich gehe davon aus, dass diese vier einfach nur ihr Ziel verfehlt haben, weil sich das Opfer vermutlich noch gewehrt hat.“

„Was kommt als Tatwaffe in Frage?“

„Hast einen Termin?“

Bronstein sah sein Gegenüber überrascht an: „Wie kommst jetzt darauf?“

„Na weil du so eilig daherfragst. Wir waren noch bei den Einstichen. Glaubst, da brauchst nicht mehr wissen, als dass es siebzehn sind, oder was?“

Bronstein lächelte gequält: „Gut, fahre fort, Meister.“

Strakosch beantwortete Bronsteins Anrede mit einem zähnebleckenden Grinsen, ging aber in der Folge nicht weiter darauf ein, sondern wandte sich wieder den Verletzungen zu. „Meines Erachtens hat da alles angefangen.“ Dabei deutete er auf einen Einstich knapp oberhalb des Schamhaares. „Das muss höllisch wehgetan haben. Das Opfer ist sofort zu Boden gegangen. Doch im Zusammenbrechen hat der Täter weiter auf den Mann eingestochen, quasi Stock für Stock ein Stich.“ Strakosch zeigte der Reihe nach auf weitere Wunden nahe dem Bauchnabel, knapp unterhalb der ersten Rippe und schließlich im Brustbereich. „Die schauen alle ganz grauslich aus, sie wären aber alle nicht zwangsläufig tödlich gewesen. Der Mann hat offenbar in seiner Todesangst versucht, die Stiche mit den Händen abzublocken, aber sichtlich ohne Erfolg, der Täter ist immer wieder durch diese Deckung durchgekommen. Manchmal aber nur um Haaresbreite, denn einige Stiche sind kaum mehr als ein Einritzen der Haut, während andere echte Treffer waren, die fünf Zentimeter oder mehr in den Körper eindringen.“

„Das heißt“, unterbrach Bronstein den Vortrag, „wir haben's auf jeden Fall mit einem männlichen Täter zu tun?“

„Nicht notwendigerweise, nein. Diese Stiche kann auch eine Frau ausgeführt haben, wenn sie nicht vollkommen schwächlich ist. Wenn das Opfer nicht damit gerechnet hat, dass es gleich abgestochen wird, dann kann dieser erste Stoß ihn völlig unvorbereitet getroffen haben, das wäre dann keine Frage der Wucht gewesen. Und ab diesem Zeitpunkt war es mit der Kraft des Opfers vorbei, was

natürlich jene des Täters – oder eben der Täterin – entsprechend potenziert hätte. Und als der Mann da praktisch endgültig am Verrecken und zu keiner Gegenwehr mehr fähig war, da hat man ihm dann diesen finalen Stich versetzt, den ich dir eben zeigte. Da hat man ihm das Tatwerkzeug so richtig ins Herz gerammt – und wahrscheinlich auch noch um 180 Grad in der Wunde hin- und hergedreht, damit die Wirkung noch fataler ist. Das war aber eine Fleißaufgabe, denn an diesem Stich wär er sowieso krepirt, und zwar binnen weniger Minuten. Insofern war die G'schichte da mit der Gurgel überhaupt für die Katz.“

Jetzt erst fiel Bronstein auf, dass dem Opfer auch noch die Kehle durchgeschnitten worden war.

„Des ist übrigens furchtbar dilettantisch g'macht“, fuhr Strakosch fort, während er mit seinem Zeigefinger auf den Hals des Opfers wies, „der Täter – oder eben die Täterin – hat das Tatwerkzeug einfach an der Haut angesetzt und ist dann damit von links nach rechts gefahren. Das hat sicher noch einmal viel Blut gegeben, aber die Luftröhre ist nicht einmal verletzt worden dabei. A unsinnige G'schicht', wie g'sagt.“

Bronsteins Blick war nun wieder auf Strakosch gerichtet: „Darf ich jetzt nach der Tatwaffe fragen?“

„Ja, jetzt darfst.“

„Was kommt als Tatwaffe in Frage?“

Strakosch ließ seinen Kopf zweifelnd hin- und herpendeln. „Ich würde sagen, am ehesten ein klassisches Küchenmesser. Den Verletzungen nach zu schließen hatte die Klinge mindestens fünfzehn Zentimeter. Auch die Länge der Schnitte tät dann passen. Es könnte aber auch ein Bajonett g'wesen sein, so wie wir's im Krieg gehabt haben. Unter Umständen vielleicht auch ein Jagdmesser, vielleicht sogar ein Hirschfänger, obwohl, das glaub ich eher nicht. Aber ich bin mir sicher, dass es ein Messer war. Alles andere wäre nicht praktikabel. Auch das Bajonett nicht. Wie willst denn das halten?“

Bronstein nickte. „Gibt's sonst noch was, was für uns von Relevanz ist?“

„Na ja, kommt drauf an. Aber unser Opfer da hat kurz vor seinem plötzlichen und wohl unerwarteten Abtreten noch freudige Erwartungen gehegt.“

„Der Mann war schwanger?“ Bronstein grinste breit, während Strakosch nur eine mitleidige Grimasse schnitt.

„Er war in höchstem Maß erregt, als ihn der erste Stoß traf.“

„Woher wissen wir das?“ Nun grinste Strakosch.

„Einen mordstrum Steifen hat er g'habt“, verfiel Strakosch ins proletarische Idiom, „kurz vorm Kommen war er, bevor er gehen musste. Sowohl am Oberschenkel als auch in der Vorhaut fanden sich Spuren von Samenflüssigkeit, aber noch kein Sperma. Es ist ihm grad einer abgegangen, als er abgegangen ist.“

„Na, was du nicht sagst. Ein Mord aus Leidenschaft?“

„Mir is des wurscht. Ob den ein Bordsteinschwalberl g'macht hat, weil er eine andere Vorstellung von Zweisamkeit hatte als sie, ob ihn ein warmer Bruder kaltg'macht hat oder ob er wegen irgendetwas anderem so aufg'regt worden ist, das musst du herausfinden. Ich hab dir alles g'sagt, was von unserer Seite aus relevant erscheint. Alles andere ist deine Sache, ich bin eigentlich schon gar nicht mehr im Dienst. Ich fahr jetzt den Abruzzan entgegen.“

Bronstein reagierte mit einem Pfiff durch die Zähne. „Na, du traust dich was. Ich kenn nur die Kuruzzan, und die sind kein Honigschlecken.“

„Halb so wild. Die Abruzzan sind friedliebend.“

„Na dann.“

„Eben.“ Strakosch klopfte Bronstein aufmunternd auf die Schulter. „Alsdern, Waidmanns Heil. Ich schreib dir a Postkarten.“

Strakosch wandte sich zum Gehen. In der Tür hielt er noch einmal kurz an: „Wennst noch was brauchst, ruf mich an. Aber mir wär lieber, du brauchst nix mehr.“

„Ist schon recht“, winkte Bronstein ab, „servus.“

„Servus.“

Bronstein blieb noch eine kleine Weile neben der Leiche stehen. „Wer hat dich so zugerichtet? Vor allem, was hast du ihm angetan, dass er so außer sich geraten ist?“ Und unwillkürlich kehrten seine Gedanken an den Abend vor zwei Tagen zurück.

Es war gegen 20 Uhr gewesen. Er hatte das Bezirkskommissariat Innere Stadt schon längst verlassen und saß nun im Silberwirt in der Schloßgasse, keine hundert Meter von seiner Wohnung im letzten Stockwerk des Hauses Nummer 7 entfernt. Mit sich und der Welt zufrieden – kein Wunder, der Schweinsbraten war ja wieder einmal wirklich hervorragend gewesen, dazu das saftige Sauerkraut und die schmackhaften Semmelknödel – gönnte er sich ein zweites Malzbier und sah den Arbeitern der Fabrik „Bothe & Ehrmann“ zu, die sich den Feierabend mit einer Partie Preference verkürzten. Dieses Spiel sagte ihm selbst wesentlich mehr zu als Tarockieren, und so konnte er auf den ersten Blick erkennen, dass der großgewachsene Jüngling mit seinem Bettler niemals durchkommen würde. Eine viel zu riskante Ansage. Ihm fehlten in den Karo der Siebener und der Achter, und wenn die beiden getrennt waren – und das waren sie – und seine Gegenspieler nicht geistig vollkommen derangiert agierten, dann war spätestens an dieser Stelle Endstation. Bronstein ertappte sich dabei, dass er gerne mitgespielt hätte, doch wahrscheinlich war er hier zu bekannt, um sich an einem Glückspiel zu beteiligen, selbst wenn es nur um ein paar Groschen ging. Ein Oberstleutnant der Polizei, der sich solchen Vergnügungen hingab, hätte keinen akzeptablen Leumund mehr, auch wenn allgemein bekannt war, dass die höheren Chargen der Polizei oft und oft im Casino anzutreffen waren oder, schlimmer noch, in zwielichtigen Etablissements der Halbwelt, wo sie dem Stoß frönten – was durchaus nicht immer das Kartenspiel meinen musste. Jedenfalls saß Bronstein da und sah den jungen Arbeiter eben grandios verlieren, als die Tür zum Gastraum aufgestoßen wurde und der alte Pokorny schwer schnaufend die Schankstube betrat.

Der alte Pokorny, das war auch so eine Institution der Wiener Polizei. In jenem Jahr, da die Donaumonarchie die Verwaltung von Bosnien und Herzegowina vom Berliner Kongress übertragen bekommen hatte – und das war nun immerhin fast 50 Jahre her –, da war er 14-jährig in die Polizeischule eingetreten, weil es bildungsmäßig nicht für die Militärrealschule gereicht hatte. Eigentlich hatte es seit der Ausrufung der Republik immer wieder Versuche gegeben, den alten Pokorny zu pensionieren, aber der hatte es stets verstanden, seinen Abschied noch einmal ein wenig hinauszuschieben. Doch die gesamte Wiener Polizei wusste, in einem Jahr, da würde man dem Pokorny eine goldene Taschenuhr in die Hand drücken, ihm zum 50-jährigen Dienstjubiläum gratulieren und ihn dann ein für alle Mal aufs Altenteil schicken. Vorerst freilich war Pokorny noch im Dienst und Bronsteins Gruppe zugeteilt. Und da der alte Pokorny in Ottakring wohnte, konnte sich Bronstein ausrechnen, dass der Mann nicht zufällig dieses Lokal betreten hatte. „Servus, Oberst“, ließ sich Pokorny daher auch vernehmen, den „Leutnant“ wie gewohnt verschluckend, „mia ham an Mord.“

„Na, an Bettler“, gab Bronstein lakonisch zurück. Pokorny verstand den Aperçu nicht, da er nicht auf die Kartenspieler geachtet hatte, weshalb er nicht wissen konnte, dass hier preferanzt wurde, wo der „Mord“ die höchste Spielstufe ist, eine über dem „Bettler“, der wiederum eine über der „Herz“ steht. Daher sagte Pokorny nur: „I glaub ned, dass des a Bettler war, aber i hab eam a no ned g’sehn.“

Bronstein verdrehte kurz die Augen. „Wo geht’s hin?“

„A Greißlerei in der Bartensteingassen. Der Tote liegt in der Speis’.“

„Na servus. Na, dann pack ma’s.“ Bronstein trank den letzten Schluck Bier aus, legte im Hinausgehen dem Wirt den Betrag auf die Schank, nickte kurz und folgte dann dem alten Pokorny zum Einsatzwagen, der direkt vor der Einfahrt stand. Schließlich nahm er neben Pokorny im Fond des Wagens Platz.

„Das erinnert mich“, begann Pokorny unvermittelt, während der Fahrer den Wagen anrollen ließ, „an den Fall Berghammer im 89er Jahr.“

Bronstein drehte die Augen abermals nach oben und seufzte unhörbar. Pokorny war für seine

ebenso langatmigen wie uninteressanten Vorträge vermeintlich großer Fälle vergangener Tage berüchtigt und gefürchtet.

„Der Berghammer war ein Beamter, glaub’ ich. Ein Gerichtsadjunkt. Oder ein Diurnist von der Finanz? ... Nein, ein Oberkommissär von die Finanzer ... Zollwache? ... Ja, ich glaub, er war bei der Zollwache. ... Oder bei der Grenzgendarmerie, na egal, ein Beamter war er halt, der Berghammer. Stattlicher Kerl eigentlich. Ziemlich groß. Und irgendwie beleibt ein bissl. Also eigentlich a G’füllter, könnt’ man sagen. Weißt eh, was ich mein’.“

Bronstein wusste, was der alte Pokorny meinte. Was Bronstein nicht wusste, war, wie lange der Wagen noch bis zur Bartensteingasse brauchen würde, um ihn von Pokornys Emanationen zu erlösen. Bronstein hätte den alten Pokorny gerne ignoriert, doch die Erfahrung lehrte, dass diesem das völlig egal war. Wenn er einmal damit begonnen hatte, eine Geschichte zu erzählen, dann hielt ihn nichts und niemand mehr auf.

Der Wagen hatte den Karlsplatz passiert und bog nun in die Ringstraße ein. Bronstein kurbelte das Fenster ein wenig hinunter und warf den Rest der Zigarette, die er sich gleich nach Beginn der Fahrt angezündet hatte, salopp auf die Fahrbahn. Nur noch fünf Minuten, und er würde endlich von Pokornys Vortrag erlöst sein.

„... und tatsächlich haben sie ihn dann zwei Tage später im Straßengraben gefunden.“

Bronstein stutzte. Was hatte Pokorny da eben erzählt? Dieser Berghammer hatte sich irgendwo von irgendwelchen Schmugglern bestechen lassen und war dann, vom schlechten Gewissen geplagt, seinen Vorgesetzten gegenüber mit der Wahrheit herausgerückt. Offenbar hatte durch seine Information ein Schmuggeltransport aufgebracht werden können, weshalb er zwei Tage später einem Fememord zum Opfer gefallen war. Und was hatte das, bitte schön, mit dem Fall in der Bartensteingasse zu tun?

„Und was hat das, bitte schön, mit dem Fall in der Bartensteingasse zu tun?“

„Na ja“, zuckte Pokorny neben ihm mit den Schultern, „der Bartenstein. Das war ja auch so ein g’füllter Lackel.“

Oh Gott, gib mir Geduld!

Der Mann, dessen sterbliche Überreste im Lagerraum der Greißlerei lagen, war jedenfalls kein Dickwanst gewesen. Als der Wagen endlich vor dem Lebensmittelgeschäft zum Stehen kam, sprang Bronstein fast fluchtartig aus dem Fond und eilte in das Innere des Ladens. Bloß weg von Pokornys Ausschweifungen, dachte er sich. Die uniformierten Beamten kannten ihn naturgemäß, und so ließen sie ihn, während sie artig salutierten, anstandslos durch. Der Tote, der anhand der bei ihm befindlichen Brieftasche als Oskar Guschlbauer, 47, Privatier, identifiziert worden war, lag merkwürdig verkrümmt an der Wand des Lagers. Er trug ein marineblaues Hemd mit einem zu üppig geratenen Selbstbinder, darunter offenbar ein weißes Unterleibchen. Die schwarze Stoffhose hing, ebenso wie die weiße Unterhose, um die Knöchel des Toten gewickelt, sodass seine traurige Männlichkeit klein und verschrumpelt schutzlos dem Betrachter zur Ansicht ausgeliefert war. Bronstein sah auf den ersten Blick, dass hier ein Verbrechen aus Habgier auszuschließen war, denn nicht nur, dass der Mann seine Brieftasche noch bei sich hatte, er trug auch noch einen goldenen Siegelring, goldene Manschettenknöpfe und eine ebenso goldene Krawattennadel. Wäre er unter die Räuber gefallen, er hätte wohl noch seine Hosen an, seine Wertsachen jedoch nicht mehr.

„Na, das ist eine Bescherung“, entfuhr es Pokorny, als er endlich auch am Ort des Geschehens eingetroffen war, „das erinnert mich an den Kletzmayr-Mord im 7er Jahr. Den haben s’ auch mit runtergelassenen Hosen erwischt, dabei war der ein Pater oder ein Kaplan oder so etwas. Ein geistlicher Herr jedenfalls.“

Noch ehe Bronstein eine Frage an die Polizisten richten konnte, fuhr Pokorny unbeirrt fort. „Aber den Kletzmayr, den haben s’ damals erschlagen. Mit einer Schüssel, soweit ich mich erinnere. Der da ist sicher ned derschlagen worden, das sieht man.“

„Gut“, ergriff Bronstein wieder die Initiative, „nachdem der Fall Kletzmayr geklärt ist, wenden wir uns diesem Fall zu. Der Mann heißt ...“, Bronstein sah noch einmal in der Brieftasche des Toten nach,

„... Guschlbauer. Was wissen wir bis jetzt über Tatzeit, Tathergang und so weiter? Wer hat ihn wann gefunden, ist er jemandem abgegangen, na, und so weiter, und so weiter. Meine Herren?“

Einer der Uniformierten fühlte sich angesprochen: „Der Mann wurde von uns gefunden. Im Zuge einer Amtshandlung. Vor etwa dreißig Minuten. 19 Uhr 40, 19 Uhr 45. Wir erhielten eine Verständigung vom Amt, dass in der Bartensteingasse verdächtiger Lärm gehört worden sei. Also hielten wir Nachschau. Die Tür zur Greißlerei war offen, also sind wir, ganz vorschriftsmäßig natürlich, hinein. Wir haben auf einen Überfall getippt, aber am ersten Blick hat nichts gefehlt. Daher sind wir weiter in das Lager, und da haben wir ihn dann eh schon gefunden.“

Ein zweiter Uniformierter assistierte: „Ja, wir dürften nur um ein paar Minuten zu spät gekommen sein, denn der Mann war zwar schon tot, als wir ihn gefunden haben, aber sein Körper war noch warm. Ich bin kein Arzt, aber ich vermute, der ist höchstens eine Stunde oder eineinhalb tot.“

„Das würde sich mit dem Notruf decken“, resümierte Bronstein, „wissen wir, wer das gemeldet hat?“

„Leider nein, der Anruf kam anonym. Es hat nur geheißen, kommts schnell, in der Bartensteingassen gibt’s an Bahö.“

„Der Polizeiarzt ist schon verständigt?“

„Der Polizeiarzt ist schon verständigt.“ Wie aus dem Nichts war Ferdinand Strakosch neben Bronstein aus dem Boden gewachsen und beugte sich nach kurzem Gruß über die Leiche. Er machte ein paar Handgriffe, spulte offenbar sein Standardrepertoire für solche Gelegenheiten ab und drehte sich dann wieder Bronstein zu: „Der Mann ist erstochen worden. Er ist höchstens 90 Minuten tot, wahrscheinlich aber weniger. Und er hat vorher noch seine Sünden abgebußt, weil den Wunden nach zu schließen ist er eher verblutet als wirklich an den Einstichen gestorben. Aber weißt eh, das sind alles Vermutungen prima vista. Mehr kann ich dir erst sagen, wenn ich ihn auseinanderg’nommen hab. Brauchst mich noch?“ Bronstein schüttelte den Kopf, und so schnell, wie Strakosch auf der Szene erschienen war, so schnell verschwand er auch wieder. „Tatwaffe hamma ja keine“, sagte Bronstein mit einem Anflug von Resignation in der Stimme. Er erntete allgemeine Verneinung. „Na ja“, seufzte er, „das wäre ja auch zu viel verlangt gewesen.“

„Wer braucht denn schon eine Tatwaffe?“, rief sich Pokorny in Bronsteins Gedächtnis zurück. „Im Fall Haumer haben wir anno 1900 auch keine Tatwaffe gehabt, und wir haben den Fall doch gelöst. Und weißt wie?“

„Ja, mit einer Falle, die ihr dem Täter gestellt habt.“

Pokorny war enttäuscht: „Woher weißt denn jetzt des?“

„Weilst mir die Geschichte schon einmal erzählt hast.“

„Echt? Wann?“

„Zuletzt vor zehn Tagen. Und davor beim Grinzinger. Und davor zu Weihnachten voriges Jahr. Und davor ...“

„Ist ja schon gut.“ Pokorny war sichtlich unangenehm berührt. „Habt’s schon alle Spuren gesichert?“, wandte er sich an die Uniformierten, um von seinem Lapsus abzulenken. Die Beamten nickten eifrig.

„Wem gehört der Laden eigentlich? Dem Guschlbauer?“, fragte Bronstein.

„Ja, er war der Ladeninhaber. Er hat auch eine Einzimmerwohnung oberhalb des Geschäfts zur Miete gehabt. Aber wir glauben, das war eher eine Art Aufenthaltsraum für die Mittagspause als die wirkliche Wohnung.“

„Das würde ich auch sagen“, stimmte Bronstein zu. „Wissen wir, ob er verheiratet war, Kinder hatte et cetera, et cetera?“

„Noch nicht. Aber wenn, dann hat er seine Familie nicht sonderlich liebgehabt. Es gibt in seinen Sachen kein einziges Foto.“

„Gut“, erklärte Bronstein aufgeräumt, „das werden wir hier ohnehin nicht mehr klären. Ich denke, damit sind wir hier fertig. Ihr schaut noch einmal nach, ob es irgendwo Fingerabdrücke oder

dergleichen gibt, alles Weitere dann morgen auf dem Revier. Meine Herren, gute Nacht.“

„Soll ich dich wieder heimfahren?“, fragte Pokorny, doch Bronstein winkte ab. Er wollte sich nicht noch einmal alte Geschichten anhören. „Nein, nein, ich gehe lieber zu Fuß. Der Spaziergang wird mir guttun und dafür sorgen, dass ich heute Nacht gut schlafe.“ Ehe Pokorny etwas erwidern konnte, hatte sich Bronstein schon über die Stadiongasse Richtung Zweierlinie entfernt.

Allmählich senkte sich die Dämmerung vollends über die Stadt, und der Verkehr kam auch in den großen Straßen zur Ruhe. Als Bronstein knapp vor 21 Uhr am Bürgerkino vorbeikam, hatte dort die letzte Vorstellung schon begonnen. Doch Bronstein war ohnehin nicht nach laufenden Bildern. Er ging noch die paar Meter bis zur Schloßgasse, bog dann nach links, ließ den Silberwirt rechts liegen und marschierte die letzten hundert Meter in flottem Tempo zu seinem Wohnhaus.

An all das erinnerte er sich nun, während er neben der malträtierten Leiche stand, deren Ableben ihm Strakosch eben so wortreich examiniert hatte.

Damals war ihm über Guschlbauer praktisch noch gar nichts bekannt gewesen. Erst am folgenden Tag, also am 6., hatte das Kommissariat die einzelnen Fakten über Guschlbauer sorgsam zusammengetragen.

Oskar Guschlbauer war 1880 auf der Wieden zur Welt gekommen und hatte dort auch die Schule besucht. 1895 war er als Lagerarbeiter beim „Feinkost Wawra“ in die Lehre gekommen, später hatte er bei einem Fleischhauer in der Paniglasse gearbeitet. 1914 bis 1918 war er als Gulaschkanonier im Feld gewesen und hatte für die Menage seiner Truppe gesorgt. Orden und Auszeichnungen schien er jedoch keine erhalten zu haben. Nach Kriegsende hatte er wieder als Fleischer gearbeitet, ehe er in der Inflationszeit die Greißlerei in der Bartensteingasse erworben hatte, die er nun einige Jahre betrieben hatte. Bronstein kam dies ein wenig verdächtig vor, denn als Geselle kam man selbst in wirtschaftlich turbulenten Zeiten nicht zu jenem Vermögen, das man benötigte, um ein Geschäft in der Innenstadt zu erwerben. Dieser Transaktion würde man gegebenenfalls nachgehen müssen, dachte er sich und machte sich eine entsprechende Notiz. Vor zweieinhalb Jahren, genau genommen im Dezember 1924, hatte Guschlbauer dann die Einzimmerwohnung direkt über dem Geschäft gemietet und sich dort im Jänner 1925 auch behördlich angemeldet. Guschlbauer war offensichtlich auch in die Politik gegangen, denn er hatte im Mai für die Einheitsliste kandidiert und war erst im Vormonat Bezirksrat geworden. Viel Zeit zur politischen Betätigung war ihm freilich nicht mehr geblieben, denn wie sich zeigte, war im fraglichen Zeitraum dieses politische Gremium nur ein einziges Mal zusammengetreten, und just diese Sitzung hatte ohne Guschlbauer stattgefunden, da er entschuldigt gefehlt hatte. Formell war er nicht einmal noch angelobt gewesen, als ihn sein Schicksal ereilte.

Doch Bronstein interessierte etwas anderes. Bis 1925 war Guschlbauers Anschrift laut Meldezettel Simmeringer Hauptstraße 111 gewesen. Da auf dem Dokument keine Türnummer aufschien, was bei der Genauigkeit der zuständigen Kollegen erstaunlich war, ließ sich Bronstein beim Grundbuch die Besitzverhältnisse dieser Immobilie ausheben, und so zeigte sich, dass Guschlbauer der Eigentümer des in Rede stehenden Hauses war. Eines Gebäudes, in dem eine interessant hohe Anzahl an Personen gemeldet war. Die Geschichte des Hauses schien nicht weniger ominös. Erbaut um die Jahrhundertwende im Auftrag eines Magistratsbeamten, der wenig später verschieden war, hatte es, wie das Grundbuch auswies, bis Anfang 1924 dessen Witwe zur Besitzerin. Etwa ein Jahr, bevor Guschlbauer offiziell in den ersten Bezirk übersiedelte, hatte die Alte das Zeitliche gesegnet und just Guschlbauer als ihren Erben eingesetzt. Diese Geschichte wirkte noch eigenartiger als jene mit dem Lebensmittelgeschäft, lag doch die Vermutung nahe, dass die Witwe Guschlbauer auch etwas Geld hinterlassen hatte, mit dem dieser sich den Weg zum Geschäftsmann geebnet hatte. Außerdem warf der Zins für die Wohnungen wahrscheinlich ebenfalls ein ansehnliches Körberlgeld ab. Das, so dachte sich Bronstein, sollte er sich genauer ansehen.

Er war daraufhin nach seiner Mittagspause zum Schwarzenbergplatz gegangen, hatte sich in eine Garnitur der Straßenbahnlinie 71 verfrachtet und war zu besagtem Objekt gefahren. Der Augenschein bestätigte seine Vermutung. Es handelte sich um ein ziemlich heruntergekommenes Zinshaus, auffällig, düster und desolat. Es bestand aus zwei Trakten, einem direkt an der Straße und einem dahinter, vom ersten Bau durch einen schmalen Lichthof getrennt. Beide Komplexe wiesen vier Stockwerke auf, auf denen sich in Summe etwa vierzig Wohnungen befanden. Schon auf den ersten Blick war klar erkennbar, wie abgewohnt das Objekt war. Das Haustor hing schief in den Angeln, im Hausflur fehlte die Beleuchtung, und dem Gestank nach zu schließen gab es auch keinen Hausmeister. Quer über die Gänge waren Wäscheleinen gespannt, und eine konstante Geräuschkulisse, aus der Bronstein vor allem permanentes Husten, Kinderweinen und mütterliches Getadel herausfilterte, ließ Bronstein an ein Flüchtlingslager denken. Er lauschte kurz an einer Tür im zweiten Stock, registrierte, dass es dahinter recht lebhaft zuing, und klopfte an. Nach einer Weile öffnete ihm eine verlebte Frauensperson, die verzweifelt ihre Rangen zur Ordnung rief und ihn sodann erwartungsvoll anblickte.

Bronstein stellte sich vor und kam dann schnell zur Sache: „Wissen Sie, ob der Hausherr ein gewisser Oskar Guschlbauer war?“ Die Frau blickte ihn verständnislos an. „Hausherr Guschlbauer“, wiederholte Bronstein eine Nuance lauter, bemüht, das Kindergeplärr zu übertönen.

„Guschlbauer? Nix Guschlbauer! Rabinowitsch!“

Offenbar vermutete die Frau, er habe sich nach dem Mieter des Objekts erkundigt, schloss Bronstein. Ein kurzer Blick auf das Türschild bestätigte ihn in dieser Vermutung. „Verstehen Sie Deutsch?“

„Nix Deutsch. Mann Deutsch. Mann Arbeit. Kommt Nacht“, radebrechte Frau Rabinowitsch. Bronstein stöhnte innerlich. „Gibt es jemanden hier, der unsere Sprache spricht?“

Die Frau drehte sich um: „Rahel!“

Ein sichtlich ausgemergeltes Mädchen von vielleicht sieben oder acht Jahren lugte angstvoll hinter dem Kleiderkasten hervor und eilte dann wie ein Deckung suchender Soldat auf seine Mutter zu, um sich sofort in ihrem Rücken zu verstecken. Die Mutter griff nach ihm und zog es nach vorn, sodass das Mädchen neben ihr zu stehen kam. Frau Rabinowitsch redete auf Rahel in einer Sprache ein, die Bronstein irgendwo zwischen Polnisch und Ukrainisch einordnete, ohne dafür einen konkreten Ansatz zu haben, denn er verstand kein einziges Wort, weshalb er sich darauf beschränkte, der Kleinen, so gutmütig, wie es ihm nur möglich war, ins Gesicht zu sehen. „Guten Tag, mein Kind“, sagte er mit bemühter Güte in der Stimme.

Das Mädchen atmete tief ein und sammelte offenbar allen Mut, über den es verfügte. „Ich heiße Rahel. Ich bin acht Jahre alt und gehe schon zur Schule.“

„Na das freut mich aber, Rahel. Ich bin der Oberstleutnant Bronstein, und ich würde gerne ein paar Fragen an deine Frau Mama stellen.“

Die Kleine wandte sich an ihre Mutter und übersetzte ihr die Aussagen ihres Gegenübers. Daraufhin deutete die Mutter durch ein kurzes Hochziehen der Mundwinkel ein Lächeln an und blickte Bronstein in der Folge erwartungsvoll an. Dieser sah nun wieder Rahel an und fuhr fort: „Weiß deine Mutter, dass der Hausherr Guschlbauer heißt? Kennt sie ihn?“

Wieder dolmetschte das Mädchen. Bronstein konnte die Antwort schon an den Kopfbewegungen der Frau erahnen, und wenig später erhielt er die Bestätigung: „Mama sagt, sie weiß nichts von einem Hausherrn. Das erledigt alles Papa. Aber Papa ist bei der Arbeit, er kommt erst am späten Abend wieder.“

„Sag mir, mein Kind, gibt es jemanden, der über dieses Haus Bescheid weiß, der vielleicht schon lange hier wohnt, einen Hausmeister vielleicht?“

Diesmal antwortete Rahel, ohne vorher die Mutter ins Einvernehmen zu setzen: „Die alte Baba Lifschitz, die wohnt auf der Zweierstiege im Erdgeschoß. Die lebt hier schon, seit es das Haus gibt, sagt der Papa immer.“

Bronstein lächelte: „Das hast du gut gemacht, mein Kind. Danke vielmals.“ Das Mädchen errötete ein wenig und knickste artig. Bronstein fühlte einen Anfall von Güte in sich aufsteigen und kramte in seiner Hosentasche. Er zog ein Zehngroschenstück hervor und hielt es Rahel hin: „Da, weil du so brav warst.“ Die Kleine sah ihre Mutter erwartungsvoll an, wohl, um von ihr die Erlaubnis einzuholen, das Präsent entgegenzunehmen. Die Mutter nickte kurz, worauf Rahel das Geldstück blitzschnell schnappte und freudestrahlend wieder hinter dem Kleiderkasten verschwand. Bronstein verbeugte sich kurz in die Richtung der Mutter und begab sich zur Wohnung der Frau Lifschitz.

Das Erdgeschoß der zweiten Stiege wies nur eine einzige Wohnung auf, und so klopfte Bronstein ohne zu zögern an die entsprechende Tür. Ein rasselnder Husten war die erste Reaktion, und Bronstein hoffte inständig, die alte Lifschitz würde nach drei Jahrzehnten in Simmering des deutschen Idioms ausreichend mächtig sein. Er wartete, doch nichts tat sich. Vielleicht war die Alte schon komplett verblödet, dachte er sich und bereitete sich geistig auf das Schlimmste vor. Dann klopfte er noch einmal.

Eine quietschende Stimme drang durch die Tür: „Is da wer?“

„Ja. Einen guten Tag zu wünschen. Oberstleutnant Bronstein von der Wiener Polizei. Ich bräuchte eine Auskunft“, rief Bronstein durch die Tür.

„A Auskunft“, echote die Alte, während sie ihre Türe öffnete, „i bin aber ka Auskunftfei.“

Bronstein ignorierte den vorwurfsvollen Unterton in der Stimme und wollte seine erste Frage stellen, ehe er vom Anblick, der sich ihm bot, irritiert wurde. Die Frau mochte an die hundert Jahre alt sein und sah genauso aus wie die Illustrationen der Hexe in „Hänsel und Gretel“. Ein markanter Rundrücken ließ die Alte kaum größer als einen Meter vierzig erscheinen, und als sie ihr vollkommen zerfurchtes Gesicht in Bronsteins Richtung hob, da fiel ihm sofort die riesige Warze auf dem Nasenhöcker auf. Gleich danach sprang ihm das spitze Kinn ins Auge, und der stechende Blick schreckte ihn beinahe mehr als der fast zahnlose Mund, dem die vorwitzige Bemerkung mit der Auskunftfei entflohen war. Die Alte war offenbar seit dem Ableben Kaiser Franz Josefs nicht mehr hygienisch tätig gewesen, und der pestilenzartige Gestank, der sie umgab, wurde nur durch den penetranten Geruch angebrannten Kohlgemüses etwas gemildert. Bronstein kämpfte mit nachhaltigem Ekelgefühl und bemühte sich, Haltung zu bewahren.

„Alsdern, was wollen S' wissen?“

Wenigstens war sie noch bei Sinnen, und es würde auch keine Verständigungsprobleme geben.

„Ich bräuchte ein paar Informationen über die Geschichte des Hauses und über die jeweiligen Hausbesitzer.“

„Na“, schmalzte die alte Lifschitz abschätzig mit der Zunge, „i siech scho, des dauert länger. Also kummen S' erst einmal eine do. So zwischen Tür und Angel red't sich's ja ned so leicht.“

Bronstein hätte diese Einladung gerne abgelehnt, aber dieses Opfer musste er wohl bringen, wollte er die Hintergründe dieses Hauses in Erfahrung bringen. Er holte noch einmal tief Luft und folgte dann Frau Lifschitz in ihr Reich.

Dieses bestand, wie er nun erkennen konnte, aus dem Vorraum, der gleichzeitig als Küche fungierte und kaum größer als zehn Quadratmeter war. Daran schloss sich ein Schlafraum, der womöglich noch kleiner war und das einzige Fenster der Wohnung aufwies, welches auf den Hof ging und einen direkten Blick auf das Gestänge zum Ausklopfen der Teppiche bot. Immerhin wies die Bleibe eine penible Ordnung auf, sodass Bronstein der Einladung, sich zu setzen, ohne größere Hemmungen nachkam. „Sie müssen scho entschuldigen“, erklärte die Alte, „aber mir is heute leider der Kelch anbrennt. Des passiert mir sonst nie, aber z'erst is ma die Waschschüssel abeg'fall'n, und do hob i aufwischen müssen, und so hab i das Essen ganz vergessen. Erst bis i's g'rochen hab. Aber da war's, wie S' ihna denken können, z'spät.“

Bronstein bemühte sich um eine mitfühlende Miene. „Na, und dann is ma a no des Schmalzglasl am Blutzer g'fallen, und jetzt stink' i wia a Iltis. Des tut ma echt lad, i waaß, Sie miassen ihna jetzt denk'n, de hot sie seit'm Kaiser selig nimma bod't, oba des woa echt nua a Verkettung unglücklicher

Umstände.“

Bronstein fühlte sich ertappt und deshalb kam er ohne Umschweife wieder auf den Grund seines Hierseins zu sprechen. „Was, Frau Lifschitz, können Sie mir über dieses Haus erzählen?“

„Na, weit is' nimma her mit der Höh', wenn s' jetzt scho in Heimatkunde mocht, was?“ Dabei kicherte die Alte genau so, wie es sich Bronstein von der Hexe im Märchen erwartet hätte.

„Meine Frage, Frau Lifschitz, hat natürlich einen konkreten Grund. Ich ersuche Sie aber, diesen erst später enthüllen zu dürfen. Ich möchte Sie in Ihrer Erzählung vorerst nicht beeinflussen. Es heißt, Sie wohnen hier, seit das Haus erbaut wurde.“

„Na.“

„Nein?“

„Na.“ Die Alte machte eine dramatische Pause, ehe sie fortfuhr: „I wohn erst do, seit des Haus bezugsfertig woa. Weu vurher woa's a Baugruabn und dann a Baustö, ned wahr!“

So viel zur semitischen Semantik, dachte sich Bronstein angesichts des Familiennamens der Alten. Wenigstens war sie geistig ganz auf der Höhe.

„Gut, seit wann genau wohnen Sie also hier?“

„Seit dem 1. Oktober 1899. I woa die erste Partei in dem Haus. Und bis 1924 hab i vorn im Erdgeschoß g'wohnt, in der Hausbesorgerwohnung. Dann bin i mit 69 in Pension gangen. Jetzt bin i 72, obwohl i ma manchmal denk, i schau aus wie hundert.“

Ob die Alte Gedanken lesen konnte?

„1924, da gab es ja auch einen neuen Hausherrn, oder?“

„Der Guschlbauer, jo. Na des woa a G'schicht.“

„Aha, und was für eine?“

„Alsdern. Die Witwe, die was des Haus von ihrn Seligen übernommen hat, die woa ja fast so alt wia i, ned. Und auf amoi, im 19er Jahr, zwickt sich di a Gspusi auf. I man, de woa damals sechzig! Und der Galan, der woa g'rad amoi vierzig. Also da ist alles klar, oder? Aber der Alten woa des wurscht. Die hat glaubt, sie erlebt an zweiten Frühling oder so. Aber es is ihr schnell vergangen. Es hat koa Jahr dauert, da hat er ang'fangen, sich als Chef aufzumspielen. Und wieder a Jahr später, da hat er s' des erste Mal verdroschen. Auf jo-na war des dann die tägliche Routine. Und wia s' dann g'merkt hat, was da eigentlich rennt, da hat sa si dann eh selber wegg'ramt.“

„Weggeräumt?“

„Na ja, mit Schlafpulver halt. Glauben S', a solche stirbt mit 65 einfach so? Na, de hot se hamdraht. Und der Hundling erbt dann no alles. So kann's geh'n auf der Welt, das sag i Ihna.“

„Was haben Sie gemeint, wie Sie gesagt haben, was da eigentlich rennt?“

„Na ganz afoch. Des woa amoi a Haus mit anständige Parteien. Vorn hamma zwanzig Mieter g'habt, und hinten auch. Keine Aftermieter, keine Bettgeher, ja ned amoi Arbeitslose oder so was. Und dann is er kommen, der Guschlbauer, und hat alle der Reih' nach außebissen, bis nur mehr i da war. Und in jede freie Wohnung hat er a halbes Dutzend Polacken oder Ruthener oder sonst irgendwelche Leut' eineg'setzt, die was ka Wort Deutsch versteh'n. Die haben si hint' und vorn ned auskennt, und darum nimmt er von denen natürlich den dreifachen Zins. Der hat si g'sundg'stoßen bei der G'schicht, des sag i Ihna. Vorn wohnt jetzt a ganzer Stamm, hundert Leut und mehr, die wos alle aus demselben Dorf san oder so, und da herüben wohnen jede Menge Leut, die was gar ned behördlich gemeldet san. Des san seine persönlichen Sklaven, wenn S' wissen, was ich mein. Die san illegal da, und d'rum müssen die machen, was immer er will. Da passieren Sachen, das glaubt man ned.“

„So? Was denn für Sachen?“

„Oben, im dritten Stock, da wohnen zwa Flitscherl, die empfangen Herrenbesuche, aber ned zum Tee, wann S' verstehen. Die machen für den Guschlbauer die Hur'n.“

„Und da beschweren Sie sich nicht?“

„Aber woher denn? Glauben S', des warat g'sund für mi? Na, i glaub ned! Und sonst traut sich auch keiner was, weil die ja alle Dreck am Stecken haben, und sei's auch nur, dass s' schwarz da wohnen

und schwarz irgendwo arbeiten.“

„Die zwei Damen im dritten Stock, wo sind die her?“

„Ja klar, des interessiert den Herrn Inspektor jetzt, was? Samma auf einmal von der Sitte oder was? Und warum wollen S' das alles überhaupt wissen, bitte schön? Jetzt erzählen erst einmal Sie mir was.“

Die Alte lehnte sich zurück und verschränkte demonstrativ die Arme vor der Brust. Bronstein beäugte sie kurz und kam dann zu dem Schluss, es sei an der Zeit, der Frau seine Beweggründe zu erhellen: „Der Herr Guschlbauer ist gestern ermordet worden. In seinem Lebensmittelgeschäft in der Innenstadt. Wir schließen zum gegenwärtigen Zeitpunkt einen Raubmord aus, und daher sind wir auf der Suche nach etwaigen anderen Motiven.“

Die Alte ließ einen schrillen Pfiff hören. „Na da schau her, das hätt er sich jetzt aber nicht denkt, der feine Herr Guschlbauer! Na ja, ich kann ned sag'n, es hätt den G'fehlten erwischt.“

„Die anderen Mieter werden Ihre Sichtweise wohl teilen, nach dem, was Sie mir eben erzählt haben“, hakte Bronstein nach.

„Schon. Aber wenn S' glauben, den hat irgendwer von denen g'macht, dann sind S' ganz sicher am Holzweg. Von denen da traut sich so was niemand, da bin i ganz sicher.“

„Mein Interesse“, fuhr Bronstein fort, „an den beiden Damen im dritten Stock ist rein polizeilicher Natur, denn es gibt einen Hinweis, dass es sich möglicherweise um einen Mord aus Leidenschaft handeln könnte. Der Verewigte wurde nämlich in einer etwas peinlichen Situation abberufen.“

„Haben S' ihn mit runterlassene Hosen erwischt, den ausg'schamten Hallodri“, kicherte die Alte. „Na, Sie können ja Nachschau halten bei die Damen. Tür 20. Um die Zeit müssten die sogar schon munter sein. Slowakinnen sind's, aber wenn S' ganz langsam reden, dann verstehen s' Ihna schon. Viel Spaß.“ Das Grinsen der Alten changierte nun ins Spöttische.

„Gnädige Frau“, ignorierte Bronstein abermals die Vorwitzigkeiten der Frau Lifschitz, „Sie haben mir sehr geholfen. Ich darf mich empfehlen.“ Damit erhob er sich und begab sich wieder ins Stiegenhaus. Bedächtig nahm er Stufe um Stufe, damit er vor den Damen des einschlägigen Gewerbes nicht etwa keuchend ankam.

Vor der besagten Tür wartete er noch einen Augenblick, dann pochten seine Knöchel wieder gegen Holz. Er hatte seine Hand kaum wieder in die übliche Position gebracht, als auch schon die Pforte aufgerissen wurde. Bronstein erschrak. Vor ihm stand eine betörende Schönheit von höchstens zwanzig Jahren. Ihr rabenschwarzes Haar kontrastierte mit ihrer milchigweißen Haut, die großen fragenden Augen mit dem süßen, kleinen Stupsnäschen. Dazu kam ein kirschroter Schmollmund, der sich offenbar eben öffnete, um einen Kommentar in die Welt zu schicken. Doch darob war Bronstein nicht erschrocken. Es war der Körper, auf dem dieser Kopf ruhte, der Bronstein den Atem nahm. Die Brüste der Frau waren üppig geraten und standen trotzdem fest und stramm nach vorne, wobei sich die Brustwarzen überdeutlich durch den dünnen Satinstoff bohrten, aus dem das Nichts von einem Morgenmantel gemacht war, den die Dame am Leibe trug. Bronstein blickte für einen Moment nach unten und sah, dass sich in ansprechender Entfernung vom Bauchnabel ein üppiges Büschel Schamhaare erkennen ließ, da die Frau außer dem genannten Kleidungsstück nackt war. Unwillkürlich wich Bronstein ein wenig zurück und registrierte an sich eine beginnende Erektion. Dementsprechend schwer fiel ihm das Sprechen. Doch das übernahm ohnehin die Slowakin.

„Hallo, scheener Mann, was wollen wir denn? Mich – oder Mitzi – oder beide?“

„Beide“, entrang es sich Bronsteins Kehle. Die noch Namenlose leckte sich mit der Zunge über die Lippen, und ihre rechte Hand strich Bronstein sanft über die Brust. „Dann komm herein, fremder Mann, wir sind schon bereit.“

Wie aufs Stichwort erschien nun auch Mitzi auf der Szene. Eine dralle Blondine mit einem eher üppigen Bauch und noch größeren, schweren Brüsten, die ihr beinahe bis zum Bauchnabel hingen. Sie war vollkommen nackt und ließ sich vor seinen Augen auf ein Bett sinken, das keine drei Meter von der Tür entfernt war. Sie kam auf dem Rücken zu liegen und spreizte die Beine, sodass Bronstein ihre intimste Stelle deutlich sehen konnte. „Wir sind schon ganz heiß“, stöhnte sie in gespielter Lust, „Fini

wird dir blasen deine Kolben, dann du kannst ficken mich, wohin hinein willst du. Oben, unten, hinten. Gehört alles dir.“ Und noch ehe Bronstein dazu kam, die Sachlage klarzustellen, spürte er schon, wie Fini an seinem Gürtel herumzufingern begann. Dabei drückte sie ihren Schamhügel gegen seine Oberschenkel und mühte sich um ein laszives Schnurren. Für einen Augenblick glitt ihre Hand nach unten und wölbte sich über jene Stelle, an der Bronsteins Gemächt bereits heftig zuckte. Fini bemühte sich um ein anzügliches Grinsen: „Brauchst du nicht Gebläse, kannst du schon.“

„Meine ... Damen ...“, stotterte Bronstein, während er vergebens darum bemüht war, nicht länger auf die nackten Körper zu starren, „deswegen ... bin ... ich ... ah ... nicht gekommen.“

„Was willst du dann?“ Der Ton hatte nichts Lockendes mehr an sich. Der abrupte Stimmungswechsel verletzte Bronsteins Gefühle und er beschloss, nun seinerseits keine Rücksicht mehr zu nehmen. Er trat einen Schritt zurück und füllte die Tür formatfüllend aus. Dann zog er seine Marke aus der Tasche und hielt sie in die Höhe.

„Scheiße!“, entfuhr es Fini, die reflexartig zurückwich. Auch Maria reagierte prompt. Ihre Beine schnellten zusammen, und ihre Hände grapschten nach der Bettdecke, die sie sich umgehend über den nackten Körper zog. Bronstein genoss die Szene und hatte das Bedürfnis, sie noch ein wenig auszukosten: „Wo haben wir denn den Deckel?“

„Was ist das?“, tat Fini ahnungslos, „Deckel?“ Dabei zog sie den Morgenmantel fest zu. Ob des nunmehrigen Fehlens nackter Tatsachen gewann Bronstein seine Souveränität zurück.

„Deine Registrierung! Weil wenn du die nicht hast, dann war das eben illegale Prostitution. Ein Jahr unbedingte – und dann ab in die Heimat. Haben wir uns verstanden?“

Aus Finis blassem Teint wich endgültig jede Farbe: „Das ist alles ein ... Missverständnis. Ich ... wir ... sind keine ... Positionierten.“

Bronstein verkniff sich ob dieses Wortes ein Lächeln und blieb ernst: „Und was war das dann eben? Anleitung zu einer römischen Orgie oder was?“

„Wir dachten“, ergriff Mitzi die Initiative, „du kommst von unserem Freund Ossi. Der hat gesagt, wenn kommt Freund, seid nett zu ihm. Ganz besonders nett. Da freut er sich.“

Das entsprach wahrscheinlich sogar der Wahrheit, dachte sich Bronstein. Der Guschlbauer hatte nebenbei als Zuhälter der beiden fungiert und ihnen die Freier zugeführt. Das freilich änderte nichts am Fehlverhalten der beiden Frauen. „Das könnt ihr dem Salzamt erzählen. Ihr seid in flagranti erappt, das Gericht wird da keine Gnade kennen. Bis Sommer kommenden Jahres werdet ihr auf Staatskosten soupieren.“

Fini verlegte sich aufs Betteln: „Bitte, bitte, Herr Kommissar, haben Sie doch ein Mitleid. Wir haben doch nichts Böses gemacht. ... Und wir machen es auch bestimmt nie wieder.“

Den Widerspruch in ihrer Rede fand Bronstein köstlich. Ihren angstvollen Mienen entnahm er, dass er die beiden genau dort hatte, wo er sie haben wollte. „Der Ossi, wer ist das?“

„Der Hausherr“, kam es aus beiden Kehlen gleichzeitig.

„Na und, weiter! Wenn ich euch helfen soll, dann legt ihr jetzt besser nieder. Und zwar alles!“

Fini und Mitzi wechselten einen schnellen Blick, dann fing Mitzi an zu erzählen. „Wir sind seit drei Jahren in Wien. Aufgewachsen sind wir in Uschgorod in der Karpatho-Ukraine, doch von dort sind wir vertrieben worden. Wir sind dann nach Kaschau gegangen, und von dort nach Preßburg. Ehrlich, Herr Kommissar, meine Schwester und ich, wir haben versucht, ein ehrliches Leben zu führen, aber niemand hat uns gegeben Arbeit und Brot. Da haben wir es hier in Wien versucht, aber wieder ohne Erfolg. Am Ende wir sind betteln gegangen. Mehrmals wären wir beinahe geschnappt und ins Gefängnis gesteckt worden. Und als die Not am größten war, so vor etwa zwei Jahren, da lernte ich den Ossi kennen. Dem habe ich gefallen, und er hat mich und meine Schwester zu sich genommen.“ Sie verstummte.

„Und weiter!“ Bronsteins Geduld war nicht sonderlich ausgeprägt.

„Am Anfang war es ganz nett. Ich musste zwar immer wieder die Beine für ihn breit machen, weil der Ossi, der ist immer geil, Herr Kommissar. Obwohl der schon so alt ist, kann er immer noch zwei-

dreimal am Tag. Aber mir war das egal. Er hat ihn mir reingestopft, und dafür konnten meine Schwester und ich uns so viel Essen reinstopfen, wie wir nur vertragen konnten. Nach den entbehrungsreichen Jahren war das beinahe das Paradies.“

Wieder verstummte die Frau. Bronstein machte eine Bewegung mit der rechten Hand, die ihr bedeutete, sie solle fortfahren. Mitzi seufzte. „Aber dann, dann kam alles anders. Er hat auf einmal gemeint, wir müssten auch etwas zu unserem Unterhalt beitragen. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte Fini ihm die Wäsche gemacht, die Socken gestopft, die Wohnung sauber gehalten, und ich habe für ihn gekocht. Doch plötzlich reichte ihm das nicht mehr. Und eines Tages, irgendwann im Winter voriges Jahr, ist er dann auf einmal über die Fini hergefallen. Dabei war die damals noch minderjährig. Ist sie jetzt noch“, fügte Mitzi hinzu.

„Wie alt seid ihr überhaupt?“, fragte Bronstein an dieser Stelle.

„Ich werde kommende Woche 27, und die Fini ist seit dem März 20. Als der Ossi sie verführt hat, war sie also noch 18, und ich war ihr Vormund, weil unsere Eltern ja 1920 umgekommen sind. Deswegen mussten wir ja überhaupt weg aus Uschgorod.“

Bronstein wurde das Gefühl nicht los, dass er sich verzettelte, trotzdem interessierte ihn die Geschichte: „Umgekommen?“

„Ja, bei einem Fabriksbrand damals. Mein Vater ist bei dem Unfall ums Leben gekommen, und meine Mutter ist gleich danach ins Wasser gegangen. Wir zwei haben keinen Heller gehabt, und nach einer Woche hat uns der Hausherr auf die Straße gesetzt.“

Bronstein wollte wieder zum Kern der Geschichte zurückkehren: „Und wieso nennt ihr den Guschlbauer Ossi, wenn der über euch herfällt? Wenn er euch zu ... na, ihr wisst schon, gemacht hat?“

Mitzi blickte beschämt zu Boden: „Na ja, ich habe ihm damals einen ziemlichen Zirkus gemacht deswegen, und er hat die Fini dann ja nie wieder angerührt. Aber die Fini hat mir nachher erzählt, dass es ihr eigentlich Spaß gemacht hat und dass sie das wieder erleben will. Ich war ja dran gewöhnt, weil mich hat er ja praktisch zu jeder Tages- und Nachtzeit ..., na, und so war das irgendwie vorgezeichnet. In dem Haus wohnen so viele Ausländer, die sonst nur Handarbeit machen können, und so haben wir uns ein Körbergeld verdient. Der Ossi hat die Anbahnung geregelt, und wir haben ihm dafür ein Drittel der Einnahmen gegeben. Er selbst hat dann aber nicht mehr wollen“, fügte sie wie beiläufig hinzu.

„Dass ihr euch nicht schämt!“ Bronstein war angewidert von der Gleichgültigkeit, mit der Mitzi den Ablauf der Ereignisse erzählt hatte.

„Ach was, schämen“, gab sie gelassen zurück, „auch nichts anderes als eine Ehe. Im Gegenteil, wir haben uns wenigstens nur pempeln lassen müssen. Und bei dem Druck, den was die meisten g’habt haben, waren die eh keine drei Minuten in uns drinnen. Dafür haben wir gut gelebt und waren alle Sorgen los.“

„Ja“, nickte Bronstein, „aber damit ist es jetzt vorbei. Und zwar gleich doppelt. Denn nicht nur, dass ihr zwei aufgefliegen seid, euer Ossi ist nicht mehr. Den hat nämlich gestern jemand ermordet.“

Die Nachricht traf die beiden offensichtlich wirklich völlig unerwartet. Mitzi schlug entsetzt die Hände vor dem Gesicht zusammen, sodass die Decke von ihrem Körper glitt und Bronstein noch einmal die Gelegenheit bot, ihren voluminösen Busen zu betrachten. Fini taumelte ein wenig und setzte sich dann mit angsterfülltem Blick zu Mitzi auf das Bett. Bronstein nutzte die Gelegenheit, griff sich einen Stuhl, der unter dem Fenster stand, stellte ihn vor das Bett und setzte sich: „So, ihr zwei Heldinnen. Wenn ihr mir jetzt richtig helft, dann überlege ich mir vielleicht, was ich weiter mit euch mache. Also sperrt die Lauscher auf.“

Beide nickten artig.

„Was wisst ihr über den Guschlbauer sonst so? In welchen Kreisen verkehrte der? Hatte er Feinde? Eventuell sogar hier im Haus? Gab es noch andere wie euch? Erzählt mir alles, was ihr wisst.“

Es brauchte nicht lange, bis Bronstein erkannte, dass die beiden Frauen wirklich guten Willens

waren, ihm zu helfen, aber einfach nichts wussten, was ihm weiterhelfen würde. Es klang für ihn durchaus überzeugend, dass sie Guschlbauer niemals in Begleitung einer weiteren Person gesehen hatten, dass er ihnen niemals etwas über sein Leben erzählt oder sonst irgendwelche Schritte gesetzt hatte, die seine Ermordung in einem neuen Licht erscheinen lassen konnten. Mitzi und Fini waren für Guschlbauer eine Art Urlaubsort gewesen, wohin er sich zurückzog, wenn er Ablenkung suchte. Und die beiden verließen kaum jemals ihre Wohnung, sodass ihnen die Welt draußen sichtlich fremd war. Es stellte sich heraus, dass sie nicht einmal die alte Lifschitz kannten, geschweige denn sonst jemanden, der unter demselben Dach schlief. Und die erste Stiege war für Fini und Mitzi schon beinahe ein anderer Kontinent. Sie sprudelten zwar förmlich über in ihrem Bemühen, Bronstein alles zu sagen, was sie wussten, doch das war eben nicht gerade viel. Dabei konnte er allerdings ihre sorgenvollen Gesichter sehen, die mehr und mehr die Angst widerspiegeln, welche die beiden vor der Perspektive empfanden, nun etwa ins Gefängnis zu müssen. Am Ende der Unterhaltung traf Bronstein daher eine Entscheidung.

„Gut“, sagte er, „ihr habt wirklich versucht, mir zu helfen, das anerkenne ich. Es hat zwar nicht unbedingt den Anschein, als würde mir das sonderlich weiterhelfen, aber der Wille gehe in diesem Fall fürs Werk. Vorerst will ich daher vergessen, womit ihr bislang euer Geld verdient habt.“ Die Wohnung erzitterte förmlich durch die Erschütterung, die der große Stein verursachte, der Mitzi und Fini vom Herzen fiel. „Aber“, wehrte Bronstein voreiligen Optimismus ab, „es könnte mir jederzeit wieder einfallen. Also: Ab sofort ist Schluss mit dieser Art von ... Beschäftigung. Am besten wäre es, wenn ihr hier auszieht und euch eine unauffälligere Bleibe zulegt als diese. Und es ist natürlich vollkommen klar, dass ihr keinen Schritt setzt, ohne mich zuvor davon zu informieren, haben wir uns verstanden?“

Die beiden nickten artig.

„Also gut. Hier ist meine Karte. Ihr ruft mich an, sobald ihr eine neue Wohnung habt, damit ich weiß, wo ich euch erreichen kann. Und bis diese Sache hier erledigt ist, tut ihr nichts ohne meinen vorherigen Sanktus.“

Wieder bewegten die beiden ihre Köpfe auf und ab.

Bronstein erhob sich und stemmte die Hände in die Hüften: „Ihr seid beide noch so jung. Man muss sein Leben nicht auf so verdorbene Weise führen. Unsere Wirtschaft blüht wieder, die Zeit der Krise ist unwiderruflich vorbei, es geht aufwärts. Man braucht Arbeitskräfte wie euch. Versucht es mit ehrlicher Arbeit. Ihr werdet schwitzen, ihr werdet müde sein, aber ihr werdet euch wieder in den Spiegel schauen können. Die Zukunft liegt immer noch vor euch. Macht was draus.“

Bronstein wartete die Reaktion der beiden nicht ab, nickte ihnen nur kurz zu und verließ die Wohnung. Nachdem er die Tür hinter sich geschlossen hatte, atmete er tief durch. Das war ja eine feine Rede gewesen, vielleicht sollte er in die Politik gehen. Mit einem selbstzufriedenen Grinsen nahm er die ersten Stufen und schritt die Treppe hinunter.

Im Lichthof verflog seine Hochstimmung allerdings schon wieder. Es war äußerst unwahrscheinlich, dass Guschlbauers Mörder hier zu finden war. Das Motiv fehlte. Die meisten derer, die hier wohnten, waren illegal da und würden ihre Lage nur noch mehr verschlimmern, wenn sie just jenen Mann umbrachten, der ihnen Unterschlupf gewährte. Und selbst wenn einer der Bewohner zu dem Schluss gekommen war, er müsse den Blutsauger vom Leben zum Tod befördern, dann wäre er kaum in die Innenstadt gefahren und hätte ihn dort erstochen. Noch dazu mit heruntergelassenen Hosen. Das passte einfach nicht. Nein, Guschlbauers Tod musste einen anderen Hintergrund haben. Wenn es stimmte, was ihm Mitzi und Fini erzählt hatten, dann war Guschlbauer mit ihnen seit geraumer Zeit nicht mehr sexuell tätig gewesen. Die Entblößung seiner Geschlechtsteile hatte aber ohne Zweifel einen sexuellen Hintergrund. Also musste man zwangsläufig der Frage nachgehen, wo Guschlbauer in den letzten Monaten seinen sexuellen Appetit gestillt hatte. Dort würde sich weit eher ein Motiv finden lassen.

Bronstein blickte auf seine Uhr. Es blieben nur noch wenige Minuten bis Dienstschluss, sodass es

wohl keinen Sinn mehr hatte, noch das Büro aufzusuchen. So beschränkte er sich darauf, das nächste Kaffeehaus aufzusuchen, wo er sich nach einem Telefonapparat erkundigte. Er wurde auf die kleine Telefonzelle neben dem Sanitärbereich verwiesen. Bronstein hob den Hörer ab und ließ sich mit seinem Büro verbinden. Pokorny hob ab.

„Grüß dich, Pokorny, Bronstein hier. Gibt’s was Neues?“

„Ja, der Strakosch hat sich gemeldet. Er hat die Resultate der Untersuchung. Du sollst morgen in der Früh bei ihm vorbeischaun.“

„Gut. Sonst noch was?“

„Nein, eigentlich nicht. Aber ...“

„Sehr gut. Dann bis morgen. Ich komm heute nicht mehr ins Büro. Ich wünsch dir einen schönen Abend.“

Noch ehe Pokorny dazukam, irgendeine seiner Geschichten loszuwerden, hatte Bronstein schon aufgehängt. Er setzte sich an die Bar und bestellte einen kleinen Braunen. Er fingerte eine Zigarette aus seinem Etui und zündete sie sich genussvoll an. Es war zwar nicht so, dass er den Fall schon gelöst hatte, aber er war wenigstens nicht untätig gewesen, und das gab Grund zu einer gewissen Zufriedenheit. Er lächelte milde in sich hinein und genoss den Kaffee.

Aber Bronstein hatte die Zigarette noch nicht fertig geraucht, als er Nervosität in sich aufsteigen spürte. Seine Gedanken glitten ab, und vor seinen Augen erstanden wieder die nackten Körper der beiden jungen Frauen. Bronstein merkte, wie sein Glied sich wieder aufrichtete. Da saß er in einem unbedeutenden Simmeringer Café und hatte eine Erektion, die förmlich nach Entladung schrie. Hätte er auf die Gunstbezeugungen der beiden Mädchen eingehen sollen? Bronstein dämpfte die Zigarette mit nachgerade grober Gewalt aus. Nein! Sie hätten nur Geld von ihm verlangt. Nicht er war begehrt gewesen in diesem Augenblick, sondern sein Portemonnaie. Die Steifheit wich aus seinem Gemächt, und Bronstein verfiel in Trübsinn. Da war er nun 44 Jahre alt, und er hatte immer noch keine Frau. Keine Familie. Und eigentlich überhaupt kein Privatleben. Vor allem kein Sexualleben. Er musste eine gute Weile nachdenken, bis ihm einfiel, wann er zuletzt mit einer Frau geschlafen hatte. Und sein letzte wirkliche Liebesbeziehung, die lag nun schon über acht Jahre zurück. Diese kleine Kommunistin, Jelka, die ihn in den Umbruchtagen unmittelbar nach dem Kriegsende zu den Lehren von Marx und Lenin hatte bekehren wollen! Was wohl aus ihr geworden war? In Bronstein machte sich Erstaunen breit: War das wirklich schon so lange her? Gott, wie die Zeit verflog! Die Kommunisten waren in Russland schon beinahe zehn Jahre an der Macht, und fast ebenso lange musste Bronstein ein Leben als ewiger Junggeselle führen. Ein Hagestolz, eine Art alte Jungfer. Nun ja, wenigstens war er nicht unberührt, aber seit zwei, drei Jahren hatte er keinen ordentlichen Geschlechtsverkehr mehr gehabt. Sein Penis war nun endgültig in sich selbst zusammengefallen. Wozu sollte er auch strammstehen, er taugte ohnehin nur noch zum Wasserlassen.

Diese Erkenntnis verlangte nach einem Schnaps. Bronstein orderte einen Slibowitz und kippte ihn in einem Schwung in sich hinein. Er schmeckte scharf, doch er vertrieb nicht die Bitterkeit, die sich in Bronsteins Innerem breitmachte. Was war das für ein Leben? Andere hatten Frau und Kind, wussten, wofür sie arbeiteten, und machten Pläne, er hatte nicht einmal mehr ein Ziel im Leben. Bronstein, Bronstein, sagte er sich, du bist auf dem besten Weg, zum schrulligen Alten zu werden. Du wirst so enden wie die Lifschitz. Auf Zimmer-Küche mit Kohlgemüse und Schmalzgläsern.

Apropos Zimmer-Küche. Vielleicht war es besser, wenn er, sich auf den Heimweg machte. Hier würde er ohnehin nur in purem Trübsinn versinken, zu Hause konnte er sich wenigstens ablenken. Mit etwas Wagner auf dem Plattenteller und ein paar Zeilen Schiller in der Hand sah die Welt sicherlich schon wieder ganz anders aus. Groß ist, wer das Furchtbare überwindet, zitierte Bronstein im Geiste, beglich seine Rechnung und marschierte zur Straßenbahnstation.

Am Südbahnhof stieg er in die Linie 13 um und fuhr zum Margaretenplatz, wo er gegen 18 Uhr eintraf. Da er seit dem Mittagessen keine feste Nahrung mehr zu sich genommen hatte, ließ er sich im Silberwirt noch ein Schnitzel servieren, ehe er schließlich seine Wohnung aufsuchte. Dort entkorkte

er eine Flasche Erlauer, lauschte dem Ring des Nibelungen und entrückte sich selbst in Wallensteins Lager.

Der Abend hatte damit noch eine versöhnliche Wendung genommen, und so konnte Bronstein in aufgeräumter Stimmung Strakosch den avisierten Besuch abstaten.

Der lag nun kaum eine Stunde zurück, und Bronstein hatte sich hinter seinen Schreibtisch geklemmt, wo ihm die Notiz über den Erwerb des Lebensmittelgeschäfts wieder ins Auge stach. Guschlbauer hatte es sich also leisten können, diesen Laden zu kaufen. Mit den illegal bezogenen Mieten war das wohl nicht weiter schwer gewesen, doch wie kam er überhaupt auf die Idee, just dieses Etablissement zu erwerben? Bronstein kramte in den Unterlagen und sah, dass der Vorbesitzer ein gewisser Ferdinand Aibler gewesen war. Ein Anruf beim Meldeamt überzeugte ihn davon, dass der Mann noch lebte und zur Miete in der Buchfeldgasse wohnte. Bronstein packte seine Sachen zusammen und machte sich auf den Weg.

Eine knappe halbe Stunde später stand er vor dem alten Herrn Aibler, der einmal Geschäftsmann gewesen war. Er klärte ihn über den Grund seines Besuchs auf und fragte, ob er in die Wohnung dürfe. Aibler bat ihn herein. Sie nahmen an einem abgestoßenen Küchentisch Platz und sahen sich erst einmal eine Weile schweigend an. Dann begann Bronstein mit einer Frage: „Wie kam Guschlbauer überhaupt auf Sie?“

„Was weiß ich. Das Geschäft ging damals ziemlich lausig. Na ja, das ist ja nichts Neues. Seit es den Kaiser nicht mehr gibt, geht ja alles den Bach hinunter.“

Bronstein besah sich den Mann genauer. Er trug speckige Flanellhosen in einem undefinierbaren Grau, dazu ein Hemd aus grobem Leinen und darüber eine zerschlissene Weste in einem ockerfarbenen Ton. Reich schien Aibler nicht zu sein, wenngleich seine Wohnung größer war als Bronsteins eigene. Aber das hatte nichts zu besagen. Wenn er sie schon lange bewohnte, dann war wohl auch der Zins erschwinglich. Er hätte einen Innenstadtgreißler ohne zu zögern dem Lager der Christlichsozialen zugeordnet, aber anscheinend war der Mann Monarchist.

„Diese ganze Republik! Die ist unser Untergang. Seit der Kaiser nicht mehr ist, ist auch Österreich nicht mehr.“

„Sie sind kein Freund unserer Ordnung?“

„Ordnung?“ Aibler sah den Polizisten mit ehrlichem Erstaunen an. „Ordnung? Was soll denn da in Ordnung sein? Vor zehn Jahren noch, da waren wir eine Weltmacht. Unser Wort hatte Gewicht. Wir verhandelten mit Briten, Franzosen und Preußen auf Augenhöhe. Wir brauchten eine ganze Woche, um von einem Ende unseres Staates zum anderen zu kommen. Und heute? Heute ist das alles nur noch ein schlechter Witz. Diese Republik ist doch gar nicht lebensfähig. Der Kanzler musste in die Schweiz pilgern, um dort vor dem Völkerbund um Almosen zu betteln. Jahrhundertlang sahen Prag, Budapest und Agram erwartungsvoll auf Wien. Und heute? Heute müssen wir froh sein, wenn uns zur Monatsmitte noch ein paar Heller übrig bleiben, um uns einen Laib Brot kaufen zu können. Ich hatte die nobelste Kundschaft. Hofrätsgattinnen schickten ihre Bediensteten zu mir, die Beamten des Reichsrates erwarben bei mir ihr Gabelfrühstück. Der ganze Magistrat ging bei mir ein und aus, selbst Ärzte und Anwälte zählte ich zu meinen Gästen. Geschäfte wurden bei mir angebahnt, ja sogar Ehen geschlossen. Und dann? Dann war Ende der Fahnenstange. Diese Inflation damals, vor fünf Jahren, die brachte alle um ihr Vermögen. Keiner konnte sich mehr etwas leisten. Die Waren wurden stündlich teurer, ich konnte kaum noch etwas auf Lager legen, weil ich wusste, was ich am selben Tag nicht verkaufen kann, das ist am nächsten Tag schon unerschwinglich. Wenn da jemand“, lachte Aibler heiser, „auf einmal sagte, er wolle anschreiben, da wusste ich, ich wäre ruiniert, wenn ich das erlaubte. Heute kaufte er ein für ein ganzes Dorf, und am nächsten Tag bekam man für denselben Geldwert nicht einmal mehr eine Semmel. Aber ein Greißler, bei dem man nicht anschreiben kann, das ist kein Greißler. Und so blieb die Kundschaft aus. Und das alles wegen dieser beschissenen Republik. Unter dem Kaiser gab es so etwas nie, nicht einmal in der finstersten Stunde. Jawohl, mein

Herr, ich bin kein Freund dieser Ordnung, denn diese Ordnung hat ehrliche Geschäftsleute ruiniert, hat unser Land ins Elend gebracht und vor aller Welt lächerlich gemacht. Sehen Sie sich doch nur einmal diese Hampelmänner an, die uns heute regieren. Dieser windige Prälat, als ob der etwas von Politik verstünde. Lässt sich von seinen Nonnen umsorgen, da drüben in seinem Landstraßer Kloster. Und sein Vize, irgendso ein Bauerntöpel aus der Provinz. Na und erst die Sozi! Die brauchen wir überhaupt wie einen Kropf. Zuerst groß das Maul aufreißen, aber dann, wenn's drauf ankommt, kuschen. Nein, das ist nicht meine Zeit. Meine Zeit ist mit Franz Joseph, Gott hab ihn selig, ins Grab gesunken. Viribus unitis hat's damals geheißen. Jetzt sind wir schon seit über acht Jahren nicht mehr vereint – und Kraft haben wir auch keine mehr.“ Aibler hustete neuerlich. „Keine Kraft mehr“, flüsterte er dann.

„Das ist sicherlich alles sehr interessant, Herr Aibler, aber könnten wir zum eigentlichen Grund meines Besuchs zurückkommen? Wie kam es zum Verkauf an Guschlbauer?“

„Wissen Sie, eigentlich bin ich schon lange ein toter Mann. Dabei konnte man mich einmal glücklich nennen. Ich hatte eine liebevolle und aufopfernde Ehefrau und einen vielversprechenden Sohn. Und mein Geschäft ging gut. Klar, ich besaß es schon in der dritten Generation, es war hervorragend eingeführt. Mein Großvater bediente seine Kundschaft schon, da waren das Rathaus und das Parlament noch riesige Baustellen. Und mein Vater hat unseren Namen zu einem Begriff gemacht. Als er dann viel zu früh gestorben ist, habe ich das Geschäft übernommen. Gerade zum 50. Thronjubiläum unseres geliebten Kaisers war das. Was hat sich der Papa gefreut damals. Und wie sehr hat er geweint, als die Kaiserin, Gott hab sie selig, erstochen wurde. Auch in Genf übrigens. Von dort ist noch nie was Gutes gekommen für uns Österreicher. Und es war so, als wollte er das goldene Jubiläum des Kaisers noch miterleben, und dann, kurz nach Neujahr, hat er sich hingelegt, hat die Augen zugemacht und ist gestorben.“

Bronstein räusperte sich vernehmlich.

„Na ja, ich hab dann zwanzig Jahre weitergemacht. Selbst der Krieg hat mich nicht sonderlich getroffen, auch wenn mein Sohn im 17er Jahr einrücken musste. Isonzo und so. Im Mai 18 ist er verwundet worden, einen Monat später kam er nach Hause. Er hatte noch ein steifes Bein, aber das würde vergehen, hat es geheißen. Ich war überzeugt, er würde dereinst die vierte Generation der Aiblers werden, würde mich zum stolzen Großvater machen und mir den Lebensabend erträglich gestalten. Und dann kam diese vermaledeite demokratische Revolution. Ende Oktober 18 ist meine Frau an der Spanischen Grippe erkrankt. Sie war noch keine fünfzig. Sie hat sich so gequält, und am 12. November ist sie gestorben. Diese Trottel da vor dem Parlament, die haben gefeiert, während meine Frau ihren letzten Seufzer tat, können Sie sich das vorstellen? Feiern da, obwohl ein Mensch stirbt.“

Bronstein wusste nicht, wie er dem Mann Einhalt gebieten konnte, und kämpfte gegen seine wachsende Ungeduld an. Aibler fiel das nicht weiter auf, er redete einfach weiter. „Und mein Sohn, der war auch so ein demokratischer Trottel, meinte, jetzt würde alles besser, wir würden in eine neue Zeit aufbrechen. So ein Schwachsinn! Ganz begeistert war er von der Republik, ging zu jedem Aufmarsch. Und dann, im Juni 19, haben sie ihn mir erschossen. Ein paar Tage nach seinem zwanzigsten Geburtstag. Einfach erschossen. Irgendwelche Sozis haben da einen Aufstand gemacht, und ihr Polizisten habt in die Menge geballert. Und wen habt ihr getroffen? Die Umstürzler vielleicht? Nein, meinen Sohn. Meinen Sohn!“

Der hasserfüllte Blick des Greißlers ließ in Bronstein Unwohlsein aufsteigen. Für einen Moment dachte er, der alte Mann würde auf ihn losgehen. Doch ebenso schnell, wie er laut geworden war, sackte er auch wieder in sich zusammen. Einige Augenblicke schwieg Aibler und hing seinen Gedanken nach. Bronstein hielt es für das Beste, vorerst nichts zu sagen und abzuwarten, und in der Tat griff Aibler dann wieder den Faden seiner Erzählung auf.

„Eigentlich war ich ab diesem Zeitpunkt tot. Und die Inflation hat mir den Rest gegeben. Ich wartete nur noch darauf, den Laden ohne größeren Verlust verkaufen zu können. Und just da kam

dieser Guschlbauer des Wegs. Sagte, er wolle sich selbständig machen, sein eigener Herr sein. Tja, sagte ich, ich wollte genau das nicht mehr sein, wollte das alles hinter mir lassen. Und da fragte er mich, wie viel der Laden kosten solle. Und ich nannte ihm einen unverschämt hohen Preis, weil ich mir dachte, ein Fleischergeselle kann sich ohnehin keinen Laden leisten. Nicht in unseren Tagen. Er hat kein Wort mehr gesagt und ist gegangen. Aber am nächsten Morgen ist er wiedergekommen und hat mir die genannte Summe auf die Budel gelegt. Bar. Hat einen Schein nach dem anderen heruntergezählt, bis genau die Summe beisammen war, die ich anderntags genannt hatte. Was sollte ich da noch sagen? Ich hab das Geld genommen, hab ihm die Schlüssel in die Hand gedrückt und ihm viel Glück gewünscht. Und seitdem habe ich das Geschäft nie wieder betreten.“

„Das heißt“, fragte Bronstein nach, „Sie kannten Guschlbauer zuvor nicht?“

„Nein, eigentlich nicht. Ein paar Mal war er bei mir zuvor einkaufen gewesen, aber nie etwas Besonderes. Essiggurken da, Eier dort, hie und da eine Flasche Milch oder einen Laib Brot, das war alles. Ich hätte nie geglaubt, dass der Bursche reich ist. Na ja, wahrscheinlich ein Inflationsgewinnler.“

Wenn du wüsstest, dachte Bronstein, laut aber sagte er: „Also wissen Sie nicht, was er in dieser Gegend überhaupt gemacht hat. Und über ihn selbst können Sie mir auch keine weiteren Auskünfte geben?“

„Bedaure, nein. Nicht, dass ich wüsste.“

„Herr Aibler, ich danke Ihnen, das Sie mir Ihre Zeit geopfert haben. Ich will Sie nun nicht länger stören.“ Bronstein schickte sich an, die Wohnung zu verlassen.

„Einen Moment noch, wie hat man ihn denn ... ich meine, wie ist er denn gestorben?“

Der so Angesprochene hielt in seiner Bewegung inne und blickte zu dem Fragenden zurück: „Erstochen. Er wurde erstochen.“

Aibler schien die Antwort nicht zu befriedigen: „Wer bringt denn einen Greißler um? Unsereins hat doch kein Geld. Schon gar nicht im G'schäft.“

„Das Motiv ist uns auch noch völlig schleierhaft“, ergänzte Bronstein, „es kann Leidenschaft ebenso gewesen sein wie Rache. Und die Sache mit dem Geld sollten wir zumindest noch nicht vollends ausschließen. Immerhin hatte Guschlbauer so viel, dass er Sie bar ausbezahlen konnte. Und wer so viel Geld hat, der hat vielleicht noch mehr.“

Aibler schien über diese Aussage nachzusinnen, und Bronstein nutzte die Gelegenheit, um nun wirklich zu gehen. Als er wieder auf der Josefstädter Straße stand, beschäftigten ihn zwei Fragen. Erstens: Wer kannte Guschlbauer wirklich? Und zweitens: Wo bekam er hier in der Nähe etwas zu essen? Immerhin war es beinahe 14 Uhr, und er hatte seit dem Frühstück keine Nahrung mehr zu sich genommen. Er kam am Café Eiles vorbei, doch ihm war nicht nach einer Kleinigkeit, er wollte eine ordentliche Portion vorgesetzt bekommen, denn nur die hielt Leib und Seele beisammen. Und so überquerte er die Zweierlinie und stand mit einem Mal vor der Bartensteingasse. Die Neugier erwachte in ihm. Würde das Geschäft offen haben? Immerhin hatten die Kollegen schon am Vortag alles bereinigt, eigentlich konnte der Verkauf wieder ungestört vor sich gehen. Nur wer würde sich nach Guschlbauers Ableben des Etablissements annehmen? Hatte der Mann überhaupt Erben? Und vor allem: Hatte er selbst im Geschäft bedient? Wohl kaum, jemand mit Geld arbeitete nicht, der ließ arbeiten. Vielleicht fand man also einen Angestellten, der auch ein wenig mehr über seinen Chef wusste, als Bronstein bislang in Erfahrung hatte bringen können. Er lugte also um die Ecke und legte die paar Meter zum Geschäft zurück, um Nachschau zu halten.

Zu seiner Überraschung war tatsächlich offen. Kurz entschlossen trat er ein. Eine Blondine blickte ihn von hinter der Budel erwartungsvoll an: „Guten Tag, womit kann ich dienen?“

Bronstein war perplex. Die Frau war höchstens Mitte zwanzig und trug einen dieser ultramodernen Bubiköpfe. Sie war schlank und wirkte dennoch muskulös, hatte sie doch ob der Temperaturen eine kurzärmelige Bluse an. Die goldbraune Haut kontrastierte neckisch mit den platinblonden Haaren, die offenkundig gefärbt waren, wie Bronstein an den Augenbrauen erkennen konnte. Doch das tat in Bronsteins Augen der Schönheit dieser Person keinen Abbruch. Er meinte, in einem Film zu sein, denn

nur dort waren derartige Erscheinungen als Greißlerinnen unterwegs. Bronstein haderte mit seinem Schicksal. Weshalb liefen ihm stets nur Frauen über den Weg, die vollkommen außerhalb seiner Reichweite lagen? Hatte er die Götter beleidigt, dass er Tantalos gleich zu Leid und Pein verurteilt war? Und vor allem, was hatte dieser Augenstern eben gesagt?

„Äh, wie bitte?“

„Womit kann ich dienen?“

„Ach so, ja, äh, ... wer sind Sie, wenn ich fragen darf?“

„Ich bin die Edith, ich springe für die Karin ein. Seit der gnädige Herr ... na, seitdem das passiert ist, fühlt sie sich nicht so gut, und darum springe ich für sie ein. Aber warum, wenn jetzt ich fragen darf, interessiert Sie das?“

„Hm? ... Ach so ... ja, Oberstleutnant Bronstein von der BI Innere Stadt. Ich hätte da noch ein paar Fragen, Fräulein ...“

„Stepanek. Edith Stepanek. Geboren 1900 in Grünberg und verheiratet, zwei Kinder. Was wollen Sie noch wissen?“

Bronstein war irritiert. War es so offensichtlich gewesen, dass ihn diese Frau betört hatte? Er rang um Haltung, räusperte sich und sah dann der Stepanek so gut er es vermochte in die Augen: „Das heißt, Frau Stepanek, Sie arbeiten eigentlich gar nicht hier?“

„Das ist richtig. Ich bin Kellnerin drüben im schwarzen Falken. Die Karin und ich, wir wohnen Tür an Tür, und weil ich heute meinen freien Tag hab, hab ich zu ihr g'sagt, sie soll sich erholen, ich mach das schon für sie.“

„Und die Karin ist jetzt wer?“

„Karin Gindl. Seit rund einem Jahr arbeitet sie für den Guschlbauer. Unmittelbar, nachdem der die anderen zwei, die vorher da gearbeitet haben, rausgeschmissen hat.“

„Rausgeschmissen?“

„Ja, fristlos. Aber fragen Sie mich nicht, warum, ich hab das selber nur von der Karin gehört. Und so interessiert hat es mich nun auch wieder nicht, weil ich die beiden ja nicht kenn'. Jedenfalls arbeitet die Karin jetzt ziemlich genau ein Jahr da. Wenn S' mich fragen, ein Scheiß-Posten, verdient einen Dreck und malochst sechzig Stunden in der Woche. Aber bitte, die Karin, so sehr ich sie mag, die hat irgendso etwas Calvinistisches an sich.“

„Calvinistisch?“

„Ja, so eine protestantische Arbeitsethik, Sie wissen schon, Max Weber und so.“

„Max Weber?“

Die Blonde stützte ihre Arme auf die Arbeitsfläche und legte den Kopf schief. „Jetzt schau'n S' drein wie ein klassischer Kieberger. Haben S' noch nie etwas von Max Weber gehört? Die protestantische Ethik? Nichts?“

„Ich wundere mich nur, woher ...“

„Woher eine Kellnerin das weiß? Na hören S', nur weil ich blonde Haare habe, heißt das noch lange nicht, dass ich ahnungslos durchs Leben gehe. Ich besuche Kurse auf der Volkshochschule, wissen S', da lernt man eine ganze Menge. Und was ich dort nicht erfahre, das bringt mir die Karin bei. Die ist nämlich der absolute Kapazunder, müssen S' wissen. Die spricht fünf Sprachen fließend und wäre sicher ein Doktor oder so etwas, wenn wir in diesem Lande Gerechtigkeit hätten.“ Bronstein tat erstaunt: „Ah hamma ned?“

„Na ja, formal vielleicht. Aber wenn man die Tochter vom Grafen Bamsti ist, dann fällt einem sicher alles leichter, als wenn man wie die Karin bei der Oma aufgewachsen ist, weil die Mama, welcher der Papa wegg'laufen ist, rund um die Uhr arbeiten muss, damit ein Brot auf den Tisch kommt. Ich sag Ihnen was, Herr Inspektor, wenn die Karin eine faire Chance gekriegt hätte im Leben, dann wäre die in zwei, drei Jahren Universitätsprofessorin und kriegte einmal den Nobelpreis, und zwar egal in was. Aber was red' ich, wollen Sie jetzt was einkaufen, oder wollen S', dass ich Ihnen sag', wo ich wohn'?“

„Ich dachte, Sie sind verheiratet und haben zwei Kinder?“

„Ned wegen an Techtelmechtel, hören S', wegen der Karin, die wohnt immerhin in der Nebenwohnung.“

„Ah so, ja.“

„Mein lieber Schwan, wie der Herrgott die Intelligenz verteilt hat, da waren Sie g'rad auf Streife, was?“

Bronstein zuckte instinktiv zusammen. Warum mussten ihn schöne Frauen immer gleich beleidigen? Er suchte nach einer möglichst passenden Erwiderung, doch seinem Mund entrang sich nur ein Stottern: „Ich geh' ned ... auf Streife!“

„Na beruhigend. Jetzt ist mir wohler. Wollen S' jetzt die Adress' oder ned?“

„Ja.“

„Triester Straße 59. Victor-Adler-Hof, gleich die erste Stiege. Geh'n S' immer dem Lärm nach, das ist meine Tochter. Und die Tür daneben, da wohnt die Karin. Dritter Stock, falls Sie derrisch a no sind.“

Bronstein suchte immer noch fieberhaft nach einer originellen Replik, doch schließlich gestand er sich seine Niederlage ein, nickte und verließ das Geschäft.

17 Sekunden später stand er wieder vor der Stepanek.

„Ah, ist Ihnen jetzt eingefallen, was Sie vor fünf Minuten Geistreiches erwidern wollten?“

„Ha? ... Nein. ...“

„Hätt' mich auch gewundert.“

„Jetzt sind S' nicht so garstig. Bestellen wollt' ich noch was ...“

„Zwei Leberkäsemmeln mit Senf und an Gurkerl, aufgefächert.“

Bronstein schnappte nach Luft: „Woher wissen S' jetzt das?“

„Das essen alle Kieberer. Egal an welchem Ort, zu welcher Zeit und zu welcher Gelegenheit. Und wann die Welt noch hundert Umstürze und Revolutionen durchmacht, das wird sich nie ändern.“

„Ja dann ... zwei Leberkäsemmeln bitte, ... mit Senf und Gurkerl. Das Gurkerl bitte aufschneiden.“

Noch ehe er seinen Satz beendet hatte, lag das Gewünschte bereits fix fertig auf dem Tresen.

„Und wie haben S' jetzt das gemacht?“

„Ich hab g'wusst, Sie kommen zurück und sagen genau das. Da hab' ich's gleich g'macht.“

Die Frau wurde Bronstein unheimlich. „Wenn Sie mir jetzt noch die Lottozahlen von übermorgen sagen, dann hätt' ich eigentlich alles.“

„Na sehen S', es geht doch. Der Spruch ist zwar alt, aber in genau diesem Augenblick immerhin ein Anfang. Wenn S' noch ein bisserl üben, dann wird das schon noch. Das macht 2 Schilling 50.“

Bronstein blieb endgültig die Luft weg. „Wie bitte?“

Die Stepanek grinste. „Eins null, tät' ich sagen, weil jetzt waren S' wirklich schmähistad, oder?“ Die Blonde nannte lachend den echten Preis, den Bronstein ohne zu zögern zahlte, um danach regelrecht aus der Greißlerei zu flüchten. Zum Glück hatte es keine Zeugen für diesen Auftritt gegeben, denn diese Geschichte hätte der alte Pokorny wahrscheinlich noch 1947 erzählt, vorausgesetzt, er wurde so alt.

Die Triester Straße war ein unangenehmes Terrain. Man erreichte sie eigentlich mit öffentlichen Verkehrsmitteln kaum. Entweder, er fuhr bis zum Matzleinsdorfer Platz und ging dann eine hübsche Weile stadtauswärts, oder er fuhr zum Wasserturm und ging von dort stadteinwärts. Ein längerer Fußmarsch war ihm so oder so gewiss. Zum Glück hatte er für eine Stärkung gesorgt.

Die lange Fahrt mit der Straßenbahn bot Bronstein die Gelegenheit, den Fall zu reflektieren. Doch irgendwie glitten seine Gedanken ab, vermochte er sich nicht auf das eigentliche Thema zu konzentrieren. Victor-Adler-Hof, das war einer dieser neuen Riesenbauten, welche die Roten überall hinklotzten. Auch bei ihm in Margareten wurde eine Zinsburg nach der anderen aus dem Boden gestampft. Fast der gesamte Bereich des ehemaligen Linienwalls war eine einzige Baustelle, in deren

Mitte der Reumann-Hof thronte, den die Sozis nach ihrem ersten Bürgermeister benannt hatten. Daneben befand sich jetzt der Metzleinstaler Hof, und in Richtung Matzleinsdorfer Platz war nur noch das Areal des Pferdemarktes unberührt, alles andere war bereits eine riesige Baugrube. Und das galt natürlich noch viel mehr für Favoriten, das immer schon eine Hochburg der Sozis gewesen war. Und natürlich musste der erste Gemeindebau den Namen Victor Adlers tragen, der diese Partei drei Jahrzehnte lang dominiert hatte. Bronstein erinnerte sich noch daran, als der Alte im November 1918 zu Grabe getragen worden war. Obwohl er an einem sehr brisanten Fall gearbeitet hatte, war er mit dutzenden anderen Polizisten abgestellt worden, für die Sicherheit zu sorgen, denn man befürchtete damals angesichts des Ablebens von Adler eine weitere Radikalisierung der Arbeiter. Aber natürlich war nichts passiert, im Gegenteil. Die sozialdemokratischen Massen hielten mehr Ordnung als die kaiserliche Armee, und das war generell ein Kennzeichen der Roten. Bronstein musste zugeben, dass die Leistungen der Wiener Stadtverwaltung nicht zu gering zu veranschlagen waren. Er erinnerte sich noch gut an die katastrophalen Wohnverhältnisse vor zehn, fünfzehn Jahren, als die meisten Menschen froh sein mussten, überhaupt eigene vier Wände zu haben. Diese neumodischen sozialdemokratischen Zwingburgen aber, die hatten einen Komfort, wie ihn zuvor nur das besser gestellte Bürgertum gekannt hatte. Helle Räume – „Licht in der Wohnung, Sonne im Herzen“ lautete einer der Werbesprüche, den die Sozis bei jeder Gelegenheit verkündeten –, erschwingliche Mieten, soziale und gesundheitliche Vorsorge durch Klubräumlichkeiten, Arztpraxen und Kindergärten, ruhige Plätzchen zur Erholung, Büchereien, ja, das musste man den Roten lassen, sie kümmerten sich um ihre Leute. Mehr, als es vielleicht die anderen Parteien taten. Und sie boten den Menschen eine Perspektive. Bronstein musste an seinen eigenen Bezirksvorsteher denken, Leopold Rister, ein einfacher, aber höchst gebildeter Mann, der einem schon allein ob seines buschigen und höchst kunstvoll geschwungenen Schnurrbarts in Erinnerung blieb. Der Mann unterschied sich nachhaltig von seinen Pendants auf der bürgerlichen Seite. Er war volksnah, unkapriziös und sichtlich frei von jedweder persönlichen Eitelkeit. Von Leuten wie Rister oder Reumann konnten sich die Leute von der Einheitsliste eine ordentliche Scheibe abschneiden.

Bronstein musste unwillkürlich grinsen. Er dachte schon fast wie ein sozialdemokratischer Propagandaredner. Wenn er derlei einmal laut im Kreise seiner Kollegen von sich geben würde, dann bräuchte er gar nicht mehr im Kommissariat zu erscheinen, dann würde er keine Akten mehr anlegen, vielmehr würden dann über ihn Akten angelegt.

Die Straßenbahn war an der Davidgasse angelangt. Irgendwo hier musste sich der Adler-Hof befinden. Kurz entschlossen stieg Bronstein aus und stach direkt zur Triester Straße durch. Er brauchte sich nicht lange umzusehen, um den markanten Bau zu sighten. Zielstrebig hielt er darauf zu, bemüht, möglichst im Schatten zu gehen, um der Hitze so gut es ging auszuweichen. Wenig später verschwand er auch schon im Haustor und machte sich an den Anstieg ins dritte Stockwerk. Vor der entsprechenden Wohnungstür hielt er einen Augenblick inne, um wieder zu Atem zu kommen, und dachte sich, allmählich wurde das Anklopfen zu seiner charakteristischen Handbewegung. Doch wenn er an die Person Guschlbauer herankommen wollte, dann musste er mit so vielen Menschen sprechen, wie es eben nötig war. Nur so bekam er ein Bild des Ermordeten und damit möglicherweise das Motiv für die Tat. Also klopfte er.

Das war nicht fair! Wieso war in diesem Fall jede Frau jung und hübsch? Musste ihn das Schicksal so unbarmherzig daran erinnern, dass er mit 44 immer noch Junggeselle war? Vor allem aber: War es wirklich notwendig, ihm vor Augen zu halten, wie viel Schönheit es in der Welt gab, die ihm doch für immer verwehrt bleiben würde – jetzt, in diesem Alter, mehr denn je? Diese Gindl, die ihm da öffnete, stand der Stepanek kaum nach. Sie hatte ein ebenmäßiges Gesicht, mit großen ausdrucksstarken Augen, markanten Jochbeinen und einem bemerkenswert sinnlichen Mund. Den langen schlanken Hals zierten ein paar kleine Leberflecke, knappe zwei Handbreit darunter begann ein verheißungsvolles Tal zwischen den Brüsten der Frau, die in ein legeres weißes Männerhemd gehüllt waren, das nachlässig über den anthrazitfarbenen Stoffhosen hing. Trotz dieser eher

ungewöhnlichen Kleidung konnte es niemandem entgegen, welch gute Figur diese Gindl besaß, und Bronstein kam schon wieder ins Schwitzen, was diesmal nichts mit der Hitze zu tun hatte. Er zwang sich, nicht länger auf den Körper der Frau zu starren, und schickte sich an, seinem Gegenüber den Grund für seinen Besuch auseinanderzusetzen.

„Guten Tag, Frau Gindl, vermute ich.“ Die Worte waren krächzend aus seinem Mund gekommen, und Bronstein ärgerte es, dass er sich wie ein Pennäler ausnahm. In seinem Alter wäre ein wenig mehr Souveränität nicht zu viel verlangt. Die Gindl nickte, während ihr Gesicht einen fragenden Ausdruck annahm. „Äh, Oberstleutnant Bronstein vom Kommissariat Innere Stadt. Ich untersuche den Mordfall Guschlbauer, und man hat mir berichtet, Sie waren für den Herrn seit Sommer des Vorjahres tätig.“

„Das ist richtig“, bestätigte die Gindl, „aber kommen Sie erst einmal herein.“ Die Gindl drehte sich um und bedeutete Bronstein, ihr in das Wohnzimmer zu folgen. Er bemühte sich um dienstliche Professionalität und sah partout an der Gindl vorbei.

Die Gindl bot ihm einen Platz am Esstisch an, während sie sich selbst setzte. Oberhalb ihres Hosenbundes wölbte sich ein klitzekleines Bäuchlein, das Bronstein nun endgültig in Wallung brachte. Diese Frau war exakt seine Kragenweite, und nur ein einziger Umstand trübte seine libidinöse Begeisterung: Sie war vollkommen außerhalb seiner Reichweite.

Die Gindl sprang abrupt auf: „Jössas, jetzt hab ich ganz vergessen, Sie zu fragen, ob ich Ihnen vielleicht etwas aufwarten kann. Wollen S' einen Kaffee? Oder kühles, klares Leitungswasser? Einen Tee vielleicht?“

„Danke, das ist sehr lieb. Ein Glas Wasser vielleicht, wenn es nicht zu viel Mühe macht.“

„Aber gar nicht. Kommt sofort.“ Die Gindl verschwand in ihrer Küche, aus der alsbald das Rauschen der Wasserleitung zu hören war. „Sagen Sie“, fragte Bronstein, „darf man bei Ihnen rauchen?“ Die Gindl antwortete nicht, was Bronstein ein wenig verdross.

Sie kam zurück mit einem Krügelglas und einem Aschenbecher: „Ich rauche zwar nicht, aber tun Sie sich keinen Zwang an.“ Dankbar nahm Bronstein beides entgegen, sein Blick fiel auf das Bild am Boden des Aschenbechers. „Gruß aus Bad Vöslau“, stand darunter zu lesen. Ja, den Souvenirhändlern fiel doch immer wieder etwas Neues ein. Bronstein entnahm seinem Etui eine Zigarette und steckte sie an. Genussvoll blies er den Rauch aus, dann wandte er sich wieder an die Gindl. Er hatte es nicht eilig: „Vielleicht können wir damit anfangen, dass Sie mir erzählen, wie Sie überhaupt an den Guschlbauer gekommen sind. ... Oder noch besser, weshalb Sie überhaupt eine Arbeit gesucht haben. Jemand wie Sie hat doch das sicher gar nicht notwendig.“

Die Gindl lächelte mitleidig. „Ich sollt' mir wohl irgendeinen Galan suchen, der mich aushält, was?“

Bronstein errötete: „So ... war das nicht ... gemeint.“

„Schauen S', Herr Kommissar, ich habe noch einiges vor in meinem Leben. Aber die Dinge sind nicht so einfach für jemanden, der nicht reich geboren wurde. Ich war die beste in meiner Klasse, ich habe die Matura mit Vorzug bestanden, und ich war das einzige Mädels aus meiner Schule, das auf die Universität gekommen ist. Aber dort bin ich gleich doppelter Außenseiter – als Frau und als armer Schlucker. Meine Mutter arbeitet zwar seit über 25 Jahren wie ein Vieh, aber in ihrem Beruf wird es nie zu einem akzeptablen Auskommen reichen. Außerdem wäre es nicht recht, wenn ich ihr immer noch auf der Tasche läge. Und wenn ich also das Geld für die Prüfungen nicht habe, dann muss ich es eben verdienen. Und eine Arbeit als Verkäuferin ist genauso ehrenvoll wie jede andere.“

„Da haben Sie sicher recht“, beeilte sich Bronstein mit einer Replik, „aber wie haben Sie das in die Wege geleitet? Haben Sie Stelleninserate gelesen, oder wie?“

„Eine Freundin hat mir erzählt, der Guschlbauer sucht eine Nachfolgerin für seine bisherigen Angestellten. Mit denen hatte er Meinungsverschiedenheiten, und darum hat er sie entlassen. Und als meine Freundin das erfuhr, dachte sie sofort an mich. Ich bin hingegangen, hab mich vorgestellt, und er hat mich g'nommen. Ende der Geschichte.“

„Und seit wann arbeiten Sie jetzt für ... für das Geschäft?“ „Seit 1. September vorigen Jahres. Ich hab davor eine kleine Probezeit g'habt, für die er mir natürlich nichts zahlt hat, der alte Geizhals, aber

damit hatte ich auch nicht gerechnet. Und dann, nach zwei Wochen oder so, hat er g'sagt, am nächsten Ersten fang ich an. Und so war's auch.“

„Und welche Arbeitszeiten hatten Sie?“

„Montag, Dienstag und Freitag von 7 bis 12 beziehungsweise von 15 bis 18 Uhr, und Samstag von 7 bis 12 Uhr.“

„Das sind ja nur 29 Stunden die Woche.“

„Richtig, ich war auch nur für eine Halbtagsbeschäftigung angemeldet, den Rest hat er mir auf Stundenbasis ausbezahlt.“

„Sie wissen aber schon, dass das nicht legal ist?“ Die Gindl erschrak, doch entspannte sie sich wieder, als sie Bronsteins verschmitztes Lächeln sah. „Keine Angst, Fräulein Gindl, ich bin nicht von der Finanz. Solche Details sind mir wurscht.“

Die Gindl atmete durch und machte eine kleine Pause. „Na ja“, fuhr sie dann fort, „jedenfalls ermöglichte es mir diese Arbeitszeit, mein Studium so gut als möglich fortzusetzen. In der Mittagspause lernte ich, und Mittwoch bzw. Donnerstag besuchte ich die Vorlesungen. Auf diese Art komme ich vielleicht ein wenig langsamer als meine Kommilitonen, aber doch auch ans Ziel, und mit etwas Glück bin ich in ein bis zwei Jahren Doktor.“

Bronstein bemühte sich um ein anerkennendes Lächeln: „Und der Guschlbauer, was war der für ein Mensch?“

„Ein unguter, um die Wahrheit zu sagen. Er hat die Menschheit betrogen, wo immer er nur konnte. Es dauerte keine zwei Wochen, da habe ich gemerkt, dass er die Waagen falsch kalibriert hatte – absichtlich. Die Leute kauften zehn Deka Extra, aber sie bekamen nicht einmal neun. Und die Auspreisung stimmte auch oft nicht. Und vor allem bei der älteren Kundschaft hat er sich immer wieder zu deren Ungunsten verrechnet. Er war fürchterlich geizig und ständig auf widerlichste Weise zudringlich. Wenn er zum Beispiel mit mir im Laden war, dann hat er es immer so eingerichtet, dass er mich irgendwie, vermeintlich unabsichtlich, betatscht hat. Da hat er dann auf einmal etwas aus dem Regal hinter mir gebraucht und sich auf mich aufgestützt. Oder es ist ihm etwas runtergefallen und er hielt sich an meinem Hintern an. So Sachen halt, wirklich widerlich.“

Dieses Verhalten konnte Bronstein dem Guschlbauer nicht verübeln, derlei hätte ihm selbst wohl auch in den Sinn kommen können. Doch Bronstein wusste, was sich gehörte, und so machte er eine angewiderte Miene, während sein Mund ein missbilligendes „Ts, ts“ in den Raum schickte.

„Und dann gab es immer wieder Kundschaft, die er selbst bediente, weil er sie rücksichtslos betrog. Ich habe dann stets versucht, das bei nächster Gelegenheit wieder gutzumachen, und mich auf seine Kosten verrechnet, aber das ging natürlich nur in Maßen, sonst wäre es ihm aufgefallen, und ich hätte meine Sachen packen können. So wenig ich dort verdient habe, gebraucht habe ich es doch.“

„Ist Ihnen vielleicht der Umgang Guschlbauers aufgefallen?“

„Der Umgang? Sie meinen, ob er Freunde oder Bekannte hatte?“

„Ja.“

„Nein. Da habe ich nichts bemerkt. Der Mann ist allein gekommen und allein gegangen. Er hatte keinerlei privaten Besuch, und er hat auch nie irgendjemanden erwähnt. Er war überhaupt sehr zurückhaltend, was sein Privatleben anbelangte. Ich könnte mich nicht daran erinnern, dass er jemals gesagt hätte, er sei im Kino gewesen oder hätte irgendeine Vergnügung besucht. In dieser Hinsicht war der Mann einfach nicht fassbar.“

Bronstein musste zugeben, die Gindl hatte mit diesem Satz den Nagel auf den Kopf getroffen. Genau so war es: Der Mensch Guschlbauer war nicht zu erfassen.

Bronstein hielt einen Moment inne und dachte nach, ehe er die nächste Frage stellte. „Sie waren vorgestern im Geschäft?“

Die Gindl nickte: „Ja, wie jeden Dienstag. Bis kurz vor 19 Uhr.“

„Und was haben Sie dann gemacht?“

„Ich bin direkt nach Hause gefahren und war in der Folge hier.“

Die nächsten Worte fielen Bronstein besonders schwer, doch sein Pflichtbewusstsein zwang ihn, sie auszusprechen: „Dafür gibt es dann wohl keine Zeugen, oder?“

Obwohl er damit die Gindl ziemlich affrontierte, zuckte die nicht einmal mit der Wimper: „Nun ja, ich war nicht allein, falls Sie das meinen. Doch mein Zeuge wird Ihnen keine wie immer geartete Frage beantworten, er wird Ihnen höchstens ins Gesicht spucken.“

Diese Reaktion hatte Bronstein nicht erwartet, und auf seinem Gesicht machte sich dementsprechend großes Erstaunen breit. Die Gindl behielt ihren ernsten Gesichtsausdruck für einen weiteren Moment aufrecht und schien sich an Bronsteins Entsetzen zu weiden, dann begann sie zu grinsen: „Ich habe für die Edith auf ihre Moni aufgepasst. Und die Moni ist 18 Monate alt. Sie werden sie also kaum verheören können. Die Edith hat ihre Tochter gegen 19 Uhr 30 bei mir abgeliefert und ist dann nach Margareten gefahren, um sich in der dortigen Volkshochschule einen Vortrag über materialistische Geschichtsauffassung anzuhören. Gegen elf war sie wieder zurück. Wir haben noch ein wenig geplaudert, und um Mitternacht bin ich ins Bett gegangen.“

Bronstein hatte der Gindl die Tatzeit bewusst verschwiegen, um ihre Antwort ungefiltert entgegennehmen zu können. Ihr Verhalten wies sich nicht unbedingt als das einer Verdächtigen aus, doch Bronstein wusste, dass er sich auf derartige Eindrücke nicht verlassen konnte. Also setzte er nach: „Sie gingen also kurz vor 19 Uhr. Wann genau?“

„Meine Güte, ich habe nicht auf die Uhr gesehen. Wir haben das Geschäft um 18 Uhr zugesperrt, dann noch die Abrechnung gemacht, wir sind die Bestellungen durchgegangen, und dann habe ich mich verabschiedet. Sie können es sich ohnehin ausrechnen. Von der Bartensteingasse zur Oper brauche ich üblicherweise 10 bis 15 Minuten, von dort dann bis hierher noch einmal 20 bis 30 Minuten. Da die Edith um halb acht bei mir war, werde ich wohl zwischen 18 Uhr 45 und 19 Uhr gegangen sein.“

„Und Herr Guschlbauer war bei Ihnen im Geschäft?“

„Ja. Er kam so gegen fünf und war wieder einmal ziemlich anlassig. Hat mir zwei- oder dreimal auf den Hintern getatscht, sodass ich richtig froh war, als ich gehen konnte. Er hat gesagt, er hätte noch etwas zu erledigen und würde das Geschäft dann selbst absperren. Na, und so bin ich eben gegangen.“

Vorausgesetzt, die Stepanek würde Gindls Geschichte bestätigen, dann hatte die Gindl jedenfalls ein wasserdichtes Alibi für die Tatzeit, dachte Bronstein. Andererseits war sie offenbar nur wenige Minuten vor Guschlbauers unsanftem Ende noch bei ihm gewesen. Gänzlich konnte er sie also nicht von der eben entstehenden Liste der Verdächtigen streichen, zumal man davon ausgehen musste, dass die Stepanek für ihre Freundin auch lügen würde.

„Guschlbauer war also allein, als Sie ihn verließen?“

„Ja.“

Bronstein spielte mit der Zündholzschachtel, weil er sich nicht noch eine Zigarette anzünden wollte, und überlegte, ob er so weit alle nötigen Fragen gestellt hatte. Er wollte schon für das Gespräch danken und sich erheben, als ihm noch etwas einfiel: „Sagen Sie, wer stand eigentlich an Ihren freien Tagen im Laden? Der Guschlbauer selbst?“

„Wohl kaum“, antwortete die Frau mit einem spöttischen Grinsen auf den Lippen, „der hat wohl seit dem Ende der Monarchie nicht mehr gearbeitet. Er hatte da irgendso ein Mädchen aus Simmering, glaube ich, das in Wirklichkeit schwarz gearbeitet hat an diesen beiden Tagen. Ziemlich jung, wenn Sie mich fragen, aber wir sind uns nur ein einziges Mal begegnet, und um ehrlich zu sein, weiß ich nicht einmal den Namen.“

Bronstein nickte: „Gut. Das ist vorerst alles. Ich danke für Ihre Zeit – und für das Glas Wasser. Ich würde Sie bitten, sich in den kommenden Werktagen zu unserer Verfügung zu halten. Und falls Ihnen noch etwas einfällt – der Name des Mädchens etwa –, dann setzen Sie sich bitte mit uns ins Einvernehmen. Hier ist meine Karte.“

Die Gindl nahm das Druckwerk entgegen und gab mit dem Kopf ein Zeichen der Zustimmung. Beide erhoben sich, und die Gindl brachte Bronstein zur Tür. Er zwang sich, nicht noch einmal ihre

Figur anzustarren und richtete seinen Blick stur geradeaus, ihre Ohren fixierend. Er stand bereits auf dem Gang, als er der Frau seine rechte Hand hinhielt: „Ich wünsche einen guten Tag.“

Die Gindl ergriff sie: „Das wünsche ich Ihnen auch.“

Wieder auf der Straße sah Bronstein automatisch auf seine Uhr. Er konnte ruhigen Gewissens Dienstschluss machen und alle weiteren Angelegenheiten auf den kommenden Morgen vertagen. Während er auf die Straßenbahnstation zuhielt, ging er seine Optionen durch. Er konnte nach Margareten zurückfahren und im Silberwirt ein Nacht Mahl einnehmen. Er konnte aber auch den schönen Sommerabend dazu nutzen, sich wieder einmal in einen Heurigen zu verpflanzen. Wenn er sich zum Bürgerplatz durchschlug, dann war es von dort nicht mehr weit an die Stadtgrenze, und unmittelbar dahinter, im niederösterreichischen Oberlaa, gab es einige hervorragende Lokale, in denen man ebenso gut wie kostengünstig essen und trinken konnte. Die öffentlichen Verkehrsmittel gingen zwar nur bis Rothneusiedl, doch von dort waren es höchstens zehn bis fünfzehn Minuten Fußmarsch zu den diversen Etablissements, und das sollte er sich in seinem Alter durchaus noch zutrauen können, dachte er. Er fuhr also kurzerhand zur Quellenstraße, stieg dort um und landete wenige Minuten später an der Kreuzung zur Laxenburger Straße, wo er mit einer dritten Straßenbahnlinie nach Rothneusiedl aufbrach. Unterwegs merkte er, dass er schon lange nicht mehr in dieser Gegend gewesen war. Alles veränderte sich, überall wurde gebaut, er erkannte die einzelnen Grätzler kaum wieder. Bis hinauf zum alten Landgut hatte sich Favoritens Gesicht merklich gewandelt, und selbst am Laaer Berg herrschte nicht mehr die wildwuchernde Wildnis, die Bronstein in Erinnerung hatte. Erst als er an der Kreuzung zur Himberger Straße ausstieg, fühlte er sich wieder auf vertrautem Terrain. Hier, an der Stadtgrenze, war noch alles so, wie er es gewohnt war. Die Felder wogten links und rechts der eingleisigen Güterbahnlinie, und abgesehen von dem kleinen Bahnhofsgebäude und den paar Häusern des Dorfes Oberlaa war kein Anzeichen menschlichen Wirkens zu erkennen. Bronstein atmete tief ein und streckte sich. Er genoss es, wieder einmal in der freien Natur zu sein, und so marschierte er vergnügt den Trampelpfad durch die Felder entlang, dabei stets die Oberlaaer Kirche im Blick behaltend, die ihm quasi als Leuchtturm zu seinem Zielhafen diente. Das Korn schien ihm schon reif zur Ernte zu sein, doch gestand er sich ein, von derlei Dingen nicht wirklich etwas zu verstehen, weshalb er auf eine weitere Observation verzichtete. Kurz bevor er den Liesingbach erreichte, wandte er sich nach links und registrierte erstaunt, dass selbst hier in Oberlaa Spuren von Bautätigkeit zu erkennen waren. Die Dorfstraße war an ihrer rechten Seite aufgedigelt, und Bronstein schloss aus den neben den einstöckigen Bauernhäusern gelagerten Rohren, dass hier eine Wasserleitung verlegt werden sollte. Die moderne Zeit hielt also auch hier Einzug.

„Es wird a Wein sein ...“ Unvermittelt schlug die Melodie eines Wienerliedes an Bronsteins Ohr, und ohne weiteres Zögern folgte er dem Gesang, der ihn an ein offenes Tor führte. Bronstein trat ein, erblickte eine schattige Platane, unter der einige Tische aufgestellt waren. Frohgemut nahm er Platz und wartete auf die Bewirtung. Die trat auch prompt aus dem Haus und erkundigte sich nach seinem Begehrt. Er bestellte ein Viertel aus örtlichem Anbau und bedeutete der Bedienung, dass er auch Hunger habe. Er wurde auf die Schank verwiesen, wo er sich selbst ein Mahl zusammenstellen könne. Dies ließ sich Bronstein nicht zweimal sagen und besah sich das reichhaltige Angebot. Wenig später saß er mit einem ordentlichen Tiegel Liptauer, einigen Essiggurkerln, einem harten Ei, mehreren Scheiben Schwarzbrot, zwei Fleischlaberln, einem Salzstangerl und einer großen Portion Erdäpfelsalat wieder an seinem Platz und war rundum zufrieden.

Nach dem Essen fühlte er sich ziemlich träge. Er blinzelte in den Sonnenuntergang, genehmigte sich ein weiteres Viertel, rauchte eine Zigarette und lauschte versunken den Wiener Weisen, mit denen den Gästen offensichtlich die Zeit vertrieben werden sollte. Er bemerkte mit großer Befriedigung, dass sein Kopf völlig leer wurde. Keine Grübeleien über den aktuellen Fall oder andere Themen quälten ihn, er meinte beinahe, auf Urlaub zu sein. Was braucht ein Wiener mehr als ein Glaserl Wein und seine Ruhe, sagte er sich selbst und gab sich vollends dieser seligen Stimmung hin.

Doch jedes kleine Glück hat sein Ende, und mitunter schneller, als einem lieb ist. Es ging auf 22 Uhr, als Bronstein und die anderen Gäste auf die Sperrstunde hingewiesen wurden, da die letzte Straßenbahn nach Wien in Bälde abfahren würde. Bronstein hielt nichts von einem stundenlangen Fußmarsch zurück in die Zivilisation, und so beglich er eilig seine Zeche, um unmittelbar darauf den Rückweg anzutreten. Zurück am Bürgerplatz, der mittlerweile freilich Reumannplatz hieß und seit einem Jahr von dem markanten Bau des neuen städtischen Bades geprägt wurde, überlegte Bronstein, wie er nun am besten nach Margareten käme, und beschloss, fünf grade sein zu lassen, als er eines der neumodischen Taxis die Straße entlangkommen sah. Er hielt den Wagen an und ließ sich nach Hause kutschieren. Nach den Kosten beim Heurigen kam es ihm auf einen Schilling mehr oder weniger auch nicht mehr an. Er registrierte, dass der Wein seine Wirkung tat, denn er fühlte sich leicht benebelt. „Macht nix“, sagte er sich selbst, „umso besser werde ich schlafen.“

II. Freitag, 8. Juli 1927

Am nächsten Morgen erwachte Bronstein reichlich lädiert. Vielleicht war er zu alt für solche Eskapaden. Dabei hatte er doch höchstens vier, allerhöchstens fünf Viertel getrunken. Und, na ja, den Schnaps zur besseren Verdauung. Also, zwei Stamperl, um genau zu sein. Oder waren es drei gewesen? Und wie spät war es überhaupt?

Bronstein, der ein mustergültiges Beispiel für korrektes Einhalten der Dienstzeit war und stets als Erster im Büro erschien, war mit einem Schlag hellwach. Zehn Minuten vor acht, das konnte doch unmöglich stimmen. Er sprang aus dem Bett und ging nach nebenan in die Küche, wo er die Uhrzeit auf der dortigen Uhr kontrollierte. Tatsächlich, acht Minuten vor acht. Er würde es nie schaffen, zeitgerecht im Büro zu erscheinen. Bronstein seufzte. Als er sich endlich in eine stehende Position gebracht hatte, traf er eine Entscheidung. Er würde auf den morgendlichen Kaffee verzichten, das nächstbeste Gewand anziehen und ohne weitere Verzögerung auf den Margaretenplatz eilen, in der Hoffnung, dort ein Taxi anzutreffen. Sein Frühstück würde demzufolge aus einer Zigarette bestehen, die er im Wagen rauchen würde.

Bronstein hatte Glück. Tatsächlich stand ein Automobil der Marke Gräf & Stift vor dem ehemaligen Schloss, der Fahrer saß auf dem Trittbrett und trank Kaffee aus einer Thermoskanne. „Guten Morgen!“, bedachte Bronstein den Mann mit einem Gruß, „Sie schickt der Himmel. Ich muss ganz dringend in die Innenstadt.“

Der Mann trank den letzten Schluck Flüssigkeit weg und verschloss mit dem Trinkgefäß die Thermosflasche. Er stand auf, klopfte sich die Hosen ab und meinte nur: „Na, dann fahr’ ma, Euer Gnaden.“

Als Bronstein mit hechelnder Zunge sein Büro betrat, zeigte die Amtsuhr acht Minuten nach acht Uhr. Auch Pokorny war noch nicht da, sodass Bronstein eilig eine Zigarette anrauchte, hastig einige Züge machte und sie viel zu schnell wieder ausdämpfte. Auf diese Weise, so hoffte er, würde er den Eindruck erwecken, schon eine Weile in Amt und Würden zu sein. Tatsächlich kam Pokorny, kaum dass sich Bronstein eine weitere Zigarette in den Mund gesteckt hatte, in den Raum. „Schon da?“

„Wie du siehst, schon länger, zweite Zigarette, aber noch kein Kaffee.“

„Na ja“, zuckte Pokorny mit den Schultern, „dann werde ich uns einmal einen solchen organisieren.“ Sprach’s und verschwand Richtung Kochnische. Er würde, wusste Bronstein aus Erfahrung, etwa zehn Minuten weg sein. Bronstein atmete erleichtert durch und ließ seinen Körper in sich zusammensacken. Was für ein Morgen!

„Gibt’s irgendetwas Neues?“, fragte er Pokorny schließlich, während sie beide die heiße Brühe in kleinen Schlucken zu sich nahmen. Pokorny schien einen Augenblick lang zu überlegen, dann schüttelte er den Kopf. „Dieser Guschlbauer ist ein Buch mit sieben Siegeln. Die reinste Sphinx. Über den wissen wir gar nichts. So, als ob er gar nie existiert hätte.“

Pokorny machte eine Kunstpause, und Bronstein ahnte, was kommen würde. „Das erinnert mich an den Fall Ludwig anno 1888. Kannst du dich an den ...“

„Damals war ich fünf Jahre“, unterbrach ihn Bronstein mit gequältem Unterton, was er sofort bedauerte, da er nun unmöglich der ausführlichsten Variante dieser Geschichte entgehen konnte.

„Na dann, der Ludwig war ein Zeilenschinder bei irgendso einem Boulevardblatt. Schrieb ganz seriöse Artikel, wenn mich nicht alles täuscht, aber er hatte dunkle Geheimnisse. Man raunte, er verkehre in zwielichtigen Lokalen und pflege dort abartige Dinge zu tun. Von hinten und so. Aber schon mit Damen. Kein Sodomit, weißt, eher so wie die Griechen. Na, auch egal, jedenfalls war der Ludwig von heute auf morgen verschwunden. Niemand wusste, wo er steckte. In seiner Redaktion hatten sie keine Ahnung, seine Vermieterin war ratlos, und selbst seine Geliebte konnte uns nicht weiterhelfen. Der Mann war wie vom Erdboden verschluckt. Keine Spur, nichts.“

Pokorny nahm einen Schluck Kaffee und hing offenbar seinen Gedanken nach. Bronsteins Ungeduld

wuchs. „Und weiter“, sagte er schließlich unwirsch.

„Nichts weiter. Er ist, glaube ich, nie wieder aufgetaucht. Weiß der Himmel, was aus dem geworden ist.“

„Aha“, replizierte Bronstein resigniert, „und warum erinnert dich das dann an die Sache Guschlbauer?“

„Na ja“, Pokorny zuckte mit den Schultern, „da wissen wir auch nichts.“ Bronstein schickte einen gottergebenen Blick in den Himmel: sancta simplicitas.

„Weißt was“, meinte Bronstein und stellte geräuschvoll die Kaffeetasse auf den Schreibtisch, „irgendwer muss den Mann doch gekannt haben. Wenn wir schon über seine letzten Tage nichts herausfinden, dann entdecken wir vielleicht etwas in seiner Vergangenheit. Ich mach mich auf die Suche nach dem Feinkost Wawra und geh dann zum Fleischhacker in der Paniglasse.“

„Wennst meinst“, Pokorny blieb gleichmütig und linste desinteressiert in seinen Kaffee.

Bronstein spürte ernsthaften Ärger in sich aufsteigen und befand, es war besser, er ging sofort, sonst würde er noch etwas sagen, das er vielleicht später bedauerte.

Die Paniglasse war die attraktivere Adresse. Einerseits wusste Bronstein, wohin er sich begeben musste, andererseits standen die Chancen besser, dass sich dort jemand an den Guschlbauer erinnern würde. Kurz vor zehn Uhr vormittags betrat er das Geschäft, in dem ein stiernackiger Mann seines Alters stand, mit bereits schütter werdendem blondem Haupthaar und einem seehundartigen Schnurrbart. „Habe d’Ehre, der Herr“, grüßte der Hüne mit erstaunlich hoher Stimme, „womit kann ich dienen?“

„Mit einer Information.“

„Ujegerl, de is’ heit leider scho aus. Derf’s vielleicht was anderes sein?“ Bronstein zückte seine Marke und hielt sie dem Fleischer unter die Nase: „Vielleicht ist ja doch noch ein wenig davon vorrätig.“

Der Fleischer schluckte: „Na servas, des hob i braucht. Was wollen S’ denn?“

„Sagt Ihnen der Name Guschlbauer was?“

Der Fleischer brauchte nicht lange zu überlegen: „Klar. Der Greißler, den was abkragelt haben vor drei Tag’. Jetzt weiß ich auch, was S’ von mir wollen. Ja, der hat bei mir als G’sell g’arbeitet. Gute zehn Jahre bis zum Krieg, und dann noch einmal bis vor rund fünf Jahr’. Sakra, a unguater Bazi. I war froh, wie i eam losworden bin. Der hot sogar mir Angst g’macht. Und mi schreckt so leicht nix.“

„Das kann ich mir vorstellen. Und inwiefern war der Mann ungut?“

„I waaß ned“, der Fleischer schien seine Worte abwägen zu wollen, „irgendwos hat ned passt bei dem. Der hat immer so ernst dreing’schaut – und niemals hat er was von sich erzählt. Der war wie von einem anderen Stern, und die Kundschaft hat g’meint, mit dem is ned guat Kirschen essen. Bis zum Schluss hab i ned amoi g’wusst, wann der geboren is, wenn S’ wissen, was i mein.“

„Und wie war er in der Arbeit – also außer, dass er den Kunden Angst einflöste?“

„Korrekt. Sehr korrekt eigentlich. Da hab ich nix sagen können, drum war er letztlich a so lang bei mir. Außerdem is er ja vom Wawra kommen, und das war, wie Sie sicherlich wissen, a Institution. I waaß ned, ob Sie des verstehen können, aber es gibt so Sachen, da is eigentlich alles in Ordnung, und trotzdem hat ma immer ein ungutes G’fühl.“

Bronstein wusste, was der Fleischermeister meinte, doch half ihm diese Erkenntnis nicht wirklich weiter. „Das heißt“, sagte er dann, „Sie können mir nicht sagen, ob der Mann Familie hatte, wo er überhaupt herkam und dergleichen.“

„Ned wirklich, waun i ehrlich bin. Er hat seinerzeit hervorragende Zeugnisse g’habt, an des kaun i mi no erinnern. Und vom Wawra is er a nua weggegangen, weil die dort keinen G’sellen braucht ham. G’stammt hat er irgendwo aus Niederösterreich, des waaß i a no. Aber frag’n S’ mi jetzt ned, woher genau. Er war jedenfalls immer akkurat, pünktlich und alles. Aber er hat nie mitg’macht bei private Sachen, Sie wissen scho, Karten spielen oder sowas. Nach der Arbeit is’ er immer glei ab’bogen, und aus. Tuat ma lad, oba mehr kaun i ned sag’n.“

„Aus Niederösterreich? Laut unseren Unterlagen wurde er auf der Wieden geboren!“

„Ja“, nickte der Fleischer jetzt, „des waaß i zufällig. Sei Muata woa domois duat in Dienst. Oba kemmen is s' aus Ybbs oda Waidhofen oda a Melk. Und duat is er a in d' Schul' gangen. Des waaß i no, weil i die Zeugnisse g'seh'n hab.“

Bronstein machte sich geistig eine Notiz. Vielleicht war es sinnvoll, sich mit den niederösterreichischen Kollegen ins Einvernehmen zu setzen. Der Fleischer fuhr inzwischen fort: „Oba seit er in d'Lehr' gangen is', woara imma in Wean. Sei Muata is' jo boid g'stuam, gell, do hot er daun do g'lebt.“

Bronstein strich die geistige Notiz wieder. „Haben Sie ihn, nachdem er Ihr Geschäft verlassen hatte, noch einmal gesehen?“

Der Fleischer verneinte. Bronstein dankte ihm und meinte, das sei vorläufig alles. Und weil er schon einmal da sei, wolle er auch gleich eine Leberkässemmel haben. Derart gestärkt machte er sich auf den Weg zum Feinkost Wawra.

Dieser erwies sich als Sackgasse. Das Geschäft war geschlossen, die Wawras waren offenbar so wohlhabend, dass sie es sich leisten konnten, den Juli über zu urlauben. „Sind zur Sommerfrische“ stand da lapidar auf einem Zettel, der an Pimperls Rolladen angebracht war. Bronstein konnte es den Geschäftsleuten nicht verübeln, auch er gönnte sich seine Erholung in frischer Bergluft, wenngleich es bei ihm nur für einige Tage reichte. Und bei Wawras hätte er vermutlich ohnehin nicht allzu viel erfahren, denn es war schließlich über zwanzig Jahre her, dass Guschlbauer dort gearbeitet hatte. Was würde er, Bronstein, noch über seine Schulkollegen sagen können? Nein, wenn schon der Fleischhauer nichts zur Erhellung des Sachverhalts hatte beitragen können, dann war beim Feinkost Wawra erst recht nichts zu holen. Bronstein fuhr zurück ins Büro, wo er eine gute Weile sinnlos über den Akten brütete, ehe er angesichts des Dienstschlusses erleichtert aufseufzte, um sich ins heimatische Margareten zu verfügen.

Dort freilich holte ihn endgültig die Tristesse ein. Da saß er auf Zimmer, Küche, Kabinett und dämmerte einsam einem Wochenende entgegen. Alle anderen im Kommissariat, der alte Pokorny vielleicht ausgenommen, hatten Grund, dem Samstag entgegenzufiebern, denn dann konnten sie mit ihren Familien die freie Zeit genießen, konnten mit ihren Kindern spielen und mit ihren Frauen Zukunftspläne schmieden. Er aber saß bei solchen Gelegenheiten in seiner kleinen Wohnung und fragte sich jedes Mal aufs Neue, ob seine beste Zeit schon hinter ihm lag.

Wie hatte es überhaupt so weit kommen können mit ihm? Lange hatte er gemeint, es bestünde kein Grund zur Besorgnis, es würde sich alles zur rechten Zeit fügen. Doch konnte er jetzt, da er bald 44 Jahre zählen würde, immer noch solcher Ansicht sein?

Eigentlich war es ihm gar nicht aufgefallen, wie sehr sich sein Leben in die falsche Richtung entwickelt hatte. Vielmehr war er einfach eines Tages aufgewacht und hatte feststellen müssen, dass er allein war. Ohne Freunde, ohne Frau, ohne Familie. Vielleicht hatte er deshalb so oft freiwillig Dienst an Wochenenden und Feiertagen geschoben, weil er sich nicht eingestehen wollte, wie sehr er in sozialer Hinsicht gescheitert war. Seine Eltern waren beide kurz hintereinander gestorben, und Geschwister hatten sich nicht eingestellt. So konnte er nie jemanden besuchen, keine Neffen und Nichten auf den Knien schaukeln, keine Familienfeiern besuchen. Die einzige Verwandtschaft, die er aufzuweisen hatte, wohnte irgendwo im Sowjetreich, in einem Dorf namens Weißenkirchen, in welches der große Krieg sie gespült hatte. Bronstein konnte sich noch gut daran erinnern, wie verwundert er gewesen war, als er vor rund drei Jahren eine Postkarte von seinem Großcousin Ion erhalten hatte, in welcher dieser ihm die Geburt eines Sohnes anzeigte. Der junge Spund, in den Ion große Hoffnungen setzte, hieß David, und Bronstein hatte sich damals sehr geschmeichelt gefühlt, als er der Karte entnahm, man habe das Kind nach ihm benannt, da man ihm noch nicht vergessen habe, was er im Krieg für den ukrainischen Zweig der Familie getan hatte. Bronstein hatte in jenem Sommer 1924 lange nachdenken müssen, was mit dieser Aussage gemeint gewesen sein mochte, doch offenbar waren die paar Kronen, die er Ions Mutter damals aus Lemberg mittels Postanweisung hatte

zukommen lassen, für diese wirklich zur rechten Zeit gekommen. Wenigstens, so hatte Bronstein angesichts dieser Karte gedacht, würde sein Name weiterbestehen, wenn er ihn schon nicht selbst weitergeben konnte.

Doch wenn er ganz ehrlich zu sich selbst war, dann musste er sich eingestehen, dass die damals geäußerte Ansicht kokett gewesen war. Und selbst jetzt hoffte er immer noch darauf, eines Tages zu Frau und Kind zu kommen. Mit der Hoffnung war es so eine Sache. Sie widerstritt jeder Logik und war dennoch nicht umzubringen. Sogar zum Tod Verurteilte, deren Gnadengesuch abgelehnt worden war, hofften selbst dann noch auf ein Wunder, wenn sie schon unter dem Galgen standen, auch wenn es völlig einleuchtend war, dass dieses nicht mehr eintreten würde. Und so träumte auch Bronstein weiter davon, eines Tages in den Hafen der Ehe zu finden.

Das würde ihm allerdings nicht gelingen, wenn er sich weiterhin von jungen Dingen den Kopf verdrehen ließ, gestand er sich schließlich ein, während er unverwandt auf das weiße Tuch starrte, das über seinen Küchentisch gespannt war. Sicherlich, eine Stepanek oder eine Gindl waren schön anzusehen und sicher auf jedem Empfang eine wahre Zierde. Doch war er jemals auf einem Empfang gewesen, ja, hatte man ihn je zu einem solchen eingeladen? Wozu also solche Gedanken anstellen? Wenn er absolut ehrlich zu sich selbst war, dann sehnte er sich weder nach der flüchtigen Erotik, die irgendwelche slowakischen Mädeln verhiessen, noch nach dem Glanz jugendlicher Anmut. All das war vergänglich, es würde seinen Hunger nach Zweisamkeit nicht stillen. Sicher, von jemandem wie der Stepanek konnte er sogar noch eine ganze Menge lernen, wie sich gezeigt hatte, doch umso weniger würde sich ein solch patentes Frauenzimmer mit einem alten Mann wie ihm abgeben. Außerdem war die Stepanek ja ohnehin verheiratet, fiel ihm wieder ein. Und sie hatte sogar schon zwei Kinder. Und die Gindl war ohnehin viel zu kapriziös, um sich für einen Kieberer zu interessieren.

Wenn er also nicht alleine sterben wollte, dann musste er wahrscheinlich seine Ansprüche hinunterschrauben. Er war ja schließlich auch kein Adonis. Nie gewesen, nicht einmal, als er noch jung war. Genau da hatte ja der Hase im Pfeffer gelegen. Wenn er so ein schneidiger junger Offizier mit prunkvoller Uniform gewesen wäre, er hätte sicher längst Weib und Kind an seiner Seite. So aber hatte er sich schon damals nichts zugetraut und damit die besten Chancen, die sich ihm hätten bieten können, wohl schlicht übersehen und jedenfalls nicht genützt.

„Oh mein Gott“, stöhnte er endlich und schlug die Hände über dem Gesicht zusammen. Was sollte er nur tun? Unwillkürlich dachte er an Essen, doch genau da lag sein zweites Problem. Wenn er weiter so den lukullischen Genüssen zusprach, dann käme zu seinem mäßigen Äußeren und seinem beginnenden Alter auch noch Übergewicht, und dann war er endgültig nicht mehr vermittelbar am Heiratsmarkt. Eilig steckte er sich eine Zigarette an und kämpfte gegen das Bedürfnis, sich zu betrinken. Nicht einmal Freunde besaß er, mit denen er sich abends zu einer gemütlichen Runde in einem Gasthaus zusammensetzen konnte. Und das Glas, das man alleine trank, das schmeckte stets am bittersten.

Instinktiv sah er auf die Uhr. Nicht einmal noch acht. Kein Wunder, draußen war es noch hell. Was sollte er mit diesem Abend nur anfangen?

Es konnte doch nicht die Möglichkeit sein, dass er überhaupt keine Interessen hatte, schalt er sich. Er war doch früher nicht so ein trauriger Tropf gewesen. Entschlossen dämpfte er die Zigarette aus und erhob sich. Er ging zu seinem Bücherregal und machte sich auf die Suche nach geeigneter Lektüre, um den Abend des Trübsinns in einen des Sinns zu verwandeln.

Merkwürdig. Er hätte schwören können, seine Bibliothek bestehe ausschließlich aus erstklassigem Druckwerk, er könne zwischen Hegel, Kant und Feuerbach, zwischen Schleiermacher, Ranke und Mommsen, zwischen Grillparzer, Hölderlin und Fallersleben wählen. Doch irgendjemand schien seine Bücherwand heimlich, still und leise ausgewechselt zu haben, denn da stand rein gar nichts, zu dem er guten Gewissens hätte greifen können. „Der Schatz im Silbersee“. Wie kam denn das hierher? „Die freudlose Gasse“. Hmm, Kolportage, aber auch nicht das Richtige, denn dann wäre er schon wieder in einer Situation, in der er mit dem Mangel an Liebe konfrontiert würde. Fontane, Eichendorff, Lenau.

Nein, lyrisch war er selbst schon genug.

Was war denn das? Da stand doch wahrhaftig ein Fotoalbum in seinem Regal. Der Besitz eines solchen war ihm gar nicht bewusst gewesen. Bronstein griff danach und ging damit zurück zum Küchentisch. Er zündete sich eine weitere Zigarette an und schenkte sich ein Glas Rotwein ein. Dann öffnete er das Album. Der gestrenge Blick seines Vaters traf ihn, dazu der melancholische seiner Mutter. Das Hochzeitsfoto, aufgenommen in einem kitschigen Atelier im 6. Wiener Gemeindebezirk, wie er der Inschrift entnehmen konnte. Eilig blätterte er um. Der junge David Bronstein starrte ihm entgegen. Einmal nackt auf einem Eisbärenfell, einmal im Alter von etwa sechs Jahren im Matrosenanzug. War er wirklich schon damals so traurig gewesen, wie der Gesichtsausdruck auf dem Bild es vermittelte? Es war ein Fehler gewesen, in dieser Stimmung in die Vergangenheit einzutauchen, dessen wurde sich Bronstein nun bewusst. Die Vergangenheit schien die einzige uneinnehmbare Bastion zu sein, auf die er sich in seinem trostlosen Leben noch verlassen konnte. Wenn die nun auch noch in die Brüche ging, weil seine Erinnerung an das Vergangene nicht mit der dokumentierten Wirklichkeit korrespondierte, dann blieb ihm nichts mehr. Mit einer fahrigen Bewegung krallte er sich das Weinglas und stürzte dessen Inhalt gierig in sich hinein. Wer sah der Wahrheit schon ins Auge, wenn er nicht dazu gezwungen war? Er tat es freiwillig. Doch wenn er es schon tat, dann sollte er es wenigstens nicht nüchtern tun.

Offensichtlich waren die Fotoalben allerorten gleich. Jeder Mensch, und sei er auch noch so bedeutungslos, wurde stets bei denselben Gelegenheiten abgelichtet. Unmittelbar nach der Geburt, am ersten Schultag, beim Militär, bei der Hochzeit und bei irgendwelchen Familienfesttagen. Dementsprechend dünn war Bronsteins Album. Nachdem er die paar Kinderbilder achtlos überblättert hatte, sah er sich und seine Klassenkameraden auf dem offiziellen Maturabild, das 1901 entstanden war. Witzig, dachte Bronstein, während er die Zigarette ausdämpfte, mit einigen von denen war er sogar wirklich befreundet gewesen. Mit dem Stedronsky zum Beispiel. Der hatte gleich nach der Matura die Offizierslaufbahn eingeschlagen, war dann nach Agram zum dortigen Militärkommando versetzt worden. Anfänglich hatte man sich noch ab und zu Karten geschrieben. Zu Weihnachten etwa, bei welcher Gelegenheit man gleich ein frohes, neues Jahr wünschte, doch dann war der Kontakt recht bald abgerissen. Er war Stedronsky nur noch ein einziges Mal begegnet. 1918 an der ukrainischen Front. Stedronsky war damals schon Oberstleutnant gewesen. Das Wiedersehen war für beide Seiten recht enttäuschend verlaufen, denn während sich Bronstein immer noch für Österreich in die Bresche werfen wollte, liebäugelte Stedronsky schon offen mit einem unabhängigen Polen. Das Letzte, das Bronstein von Stedronsky gehört hatte, war, dass er als Oberst der polnischen Armee im Warschauer Generalstab wirkte und sich sonst um Frau und Kind kümmerte.

Bronsteins Blick fiel auf ein anderes Gesicht. „Jössas“, sagte er halblaut zu sich, „der Drdla.“ František Drdla war die romantische Seele der Klasse gewesen. Er hatte früh schon Gedichte geschrieben und war später in brieflichem Kontakt zu Rilke gestanden. Dann allerdings hatte Drdla die Liebe zu seiner tschechischen Heimat entdeckt und war nach Prag übersiedelt, wo er sich, wie es hieß, mehr schlecht als recht mit diversen Buchrezensionen und Theaterkritiken über Wasser hielt.

Neben Drdla grinste Geyer frech ins Objektiv der Kamera. Geyer war seinerzeit der Klassenbeau gewesen. In Latein, Griechisch und Deutsch eine völlige Niete, aber in Turnen eine wahre Koryphäe. Natürlich hatte auch er beim Militär Karriere gemacht, ein klassischer Herrenreiter. Mittlerweile war er wie Stedronsky Oberst im Generalstab, allerdings saß Geyer in der „Maresi“, in der Maria-Theresien-Kaserne in Wien. Natürlich hatte der Geyer auch noch eine gute Partie gemacht. Die Edle von Söhlenthal, die ihm seit der Hochzeit zwei Kinder geschenkt hatte, galt zwar als kapriziös und launisch, doch für den Geyer war sie das Tor in die oberen Kreise gewesen.

Bronstein mochte nicht länger an den Geyer denken und ließ stattdessen seinen Blick über die anderen Mitschüler schweifen. Eigentlich waren alle auf die eine oder andere Art glücklich geworden. Nur er nicht. Und der melancholische Drdla.

Irgendetwas musste ihm ins Auge geraten sein, denn es brannte mit einem Mal, sodass er es rieb. Er

räusperte sich und nahm noch einen weiteren Schluck Wein zu sich, während er sich die übrigen Fotografien besah. Sie waren samt und sonders uninteressant. Wenn das, was da vor ihm lag, sein Leben war, dann war er wirklich arm dran. Vor allem gab es kein einziges Mal eine Frau an seiner Seite. Er war niemals verlobt gewesen, geschweige denn verheiratet, und seine Amouren konnte er an den Fingern einer Hand abzählen, an den Fingern der Hand eines Sägewerksarbeiters.

Hatte ihn denn wirklich niemals eine Frau geliebt? Wo hätte er sie auch herzaubern sollen? Nach der Schule auf der Universität war man ebenso unter sich geblieben wie danach auf der Polizeischule. Sein erstes Mal hatte er denn auch standesgemäß in einem Bordell in der Provinz erlebt. Später, als junger Polizist, war er ein paar Mal mit einer Wirtstocher ausgegangen, doch da war nichts gewesen, was auf tiefere Gefühleherseits hätte schließen lassen. Und so war er schon beinahe dreißig gewesen, als er endlich glaubte, unter die Haube zu kommen.

Sie hatte Marie Caroline geheißen und war die Tochter eines Parlamentsbeamten gewesen. Die Dinge hatten sich in jenem Frühjahr gut angelassen, doch dann war ihm dieser merkwürdige Fall dazwischengekommen, der ihm plötzlich wichtiger gewesen war als alles andere. Marie Caroline hatte ihn vor die Wahl gestellt: die Karriere oder sie. Sie hatte nicht verstanden, dass es ihm nicht um den beruflichen Aufstieg, sondern ums Prinzip ging, und so war er an dem fraglichen Abend nicht bei ihr geblieben, sondern hatte sich ins Café Herrenhof begeben, um sich mit seinem Freund Egon Erwin zu treffen. Als er gegen Mitternacht wieder nach Hause kam, da war Marie Caroline schon ausgezogen. Falscher Stolz hatte ihn damals dazu veranlasst, ihr nicht nachzueilen und sie zur Umkehr zu bewegen. Die Folge seines Zögerns waren fünf einsame Jahre gewesen, die er zum allergrößten Teil an der Front zugebracht hatte. Wieder nach Wien zurückgekehrt, hatte er sich nicht einmal mehr daran erinnern können, wie Marie Caroline ausgesehen hatte.

Dann hatte plötzlich Jelka seinen Weg gekreuzt. Eine junge, forsch Kommunistin, die ihn sofort begeisterte. Sie hätte er wirklich heiraten wollen, davon war er immer noch überzeugt. Und wahrscheinlich wollte er das immer noch, denn anders war es nicht zu erklären, dass er lieber jungen Dingen nachsah, als sich auf eine ernsthafte Bindung einzulassen. Ja, so musste es sein, er liebte Jelka immer noch.

Es war erstaunlich, wie schnell ein Abend dahinschwinden konnte, wenn man seinen Gedanken nachhing. Bronstein klappte das Fotoalbum zu und erhob sich schwer aus seinem Sessel. Er stellte das Album zurück ins Regal und die leere Weinflasche auf die Spüle. Langsam und bedächtig ging er zu seiner Bettstatt, wo er sich der Kleidung entledigte, um sich hernach auf das Kissen zu betten. Er verschränkte seine Hände hinter dem Kopf und starrte unverwandt in die Dunkelheit. So verharrte er eine ganze Weile, und als er endlich in unruhigen Schlummer sank, da träumte er von weichen, sanften Frauenhänden, von beruhigender Zärtlichkeit, von Fürsorge und liebevoller Zuwendung. Doch die Frau, die ihm all dies zuteil werden ließ, die trug nicht die Züge einer Stepanek, einer Gindl oder eines slowakischen Freudenmädchens, diese Frau hatte das Antlitz von Jelka.

III. Samstag, 9. Juli 1927

Ob der sommerlichen Hitze konnte Bronstein nicht wirklich gut schlafen. Immer wieder erwachte er und wälzte sich dann eine gute Weile in seinem Bett herum, ehe er wieder ein wenig einschlummerte, um nur allzu bald erneut munter zu werden. Der Fall, so musste er sich bald eingestehen, ließ ihn nicht los, und immer wieder erstand die Leiche Guschlbauers vor seinem geistigen Auge, und es ärgerte ihn, dass er die Person dieses Mannes so gar nicht fassen konnte. Wo würde er doch noch Informationen über ihn beziehen können, fragte sich Bronstein, während er die Decke seines Schlafzimmers anstarrte.

Da an Schlaf nun ohnehin nicht mehr zu denken war, erhob er sich und stellte in der Küche Kaffee zu. Er griff nach dem Laib Brot, der in ein Tuch eingewickelt in der Brotdose lag, und trug ihn zu seinem Esstisch, wo er ihn in der Mitte platzierte. Dabei fiel sein Blick auf die „Wiener Zeitung“ vom Vortag, und mit einem Mal fiel ihm ein, dass er seit Tagen keine Zeitung mehr gelesen hatte. Seit Mittwoch nicht mehr, wie er sich eingestand.

Tatsächlich lagen die fraglichen Nummern fein säuberlich übereinander, und nachdem er den Kaffee in ein Häferl getan, gezuckert und mit Milch versehen hatte, setzte Bronstein sich an den Tisch und blätterte gedankenverloren die Mittwochausgabe durch. Auf Seite 4 blieb sein Blick an einem Artikel hängen, der „Die Vorfälle in Schattendorf“ betitelt war. Bronstein erinnerte sich. Im Jänner war es dort zu einer Schießerei gekommen, bei der irgendwelche Schwarzen irgendwelche Roten umgebracht hatten. Offenbar standen die Täter jetzt vor Gericht.

Bronstein brauchte nur ein paar Zeilen des Berichts zu lesen, dann konnte er sich an die Geschichte wieder genau erinnern. Die Sozis hatten am 30. Jänner in dem burgenländischen Ort eine Demonstration abgehalten, die plötzlich und unerwartet aus einem Gasthaus beschossen worden war. Die tumultartigen Szenen, die darauf folgten, trugen zur weiteren Eskalation bei, am Ende blieben ein Kriegsinvalide, der vierzigjährige Hilfsarbeiter Matthias Csmarits, wie Bronstein jetzt nachlesen konnte, sowie das achtjährige Kind Josef Grössing, tot im Straßenstaub liegen. Angeklagt waren nun die beiden Söhne des Wirts, Josef und Hieronymus Tscharmann, sowie ein Müllersbursche namens Johann Pinter. Die Staatsanwaltschaft hatte sich auf den Paragraphen 87 des Strafgesetzbuches berufen, der, wie Bronstein aus langjähriger Routine wusste, öffentliche Gewalttätigkeiten regelte. Die Zeitung nannte dies „böartige Handlungen unter besonders gefährlichen Verhältnissen“. Die Angeklagten wurden von Walter Riehl verteidigt, was Bronstein unwillkürlich zu einem spöttischen Grinsen veranlasste. Riehl war innerhalb der Polizei als überaus umtriebiger Nationalsozialist bekannt. Vor knapp zwei Jahren hatte er den Mörder des Schriftstellers Hugo Bettauer vor einer Haftstrafe bewahrt, indem er auf zeitweilige Unzurechnungsfähigkeit plädiert hatte, ein Antrag, dem glatt Folge geleistet worden war, was Bronstein damals sehr gewundert hatte, denn in seinen Augen war ein Nazi – und Bettauers Mörder war gleichfalls Parteigänger der braunen Horden – keineswegs temporär, sondern generell unzurechnungsfähig. Jedenfalls munkelte man, dass Riehl in dieser dubiosen politischen Gruppierung eine ganz große Nummer war, und es schien auch etwas Wahres an diesen Gerüchten zu sein, denn Riehl war bei den Wahlen im Frühjahr von den Christlichsozialen auf ihre Einheitsliste gesetzt worden. Wie viele Stimmen er dem Bürgerblock wirklich gebracht hatte, war aber ein Geheimnis geblieben.

Zum Fall selbst war zu sagen, dass die Anklage überaus defensiv vorging. Auf öffentliche Gewalttätigkeit zu plädieren, bedeutete, dass die Staatsanwaltschaft selbst nicht davon ausging, dass die Täter ernstlich jemandem schaden wollten, und Bronstein konnte sich gut vorstellen, dass Riehls Verteidigung just auf diesen Aspekt aufgebaut sein würde. Außerdem konnte die Staatsanwaltschaft den eigentlichen Todesschützen nicht namentlich benennen, was ohne Frage ein weiterer grundlegender Schwachpunkt der Anklage war. Riehl, so war sich Bronstein sicher, hatte eine verhältnismäßig leichte Aufgabe. Solange die Staatsanwaltschaft nicht nachweisen konnte, wer nun

der Mordschütze war, so lange würde die Unschuldsvermutung alle drei Angeklagten schützen.

Am ersten Tag des Prozesses war der Hauptangeklagte, Josef Tscharmann, einvernommen worden, und der hatte sichtlich gleich einmal auf Notwehr plädiert. Er hatte darauf hingewiesen, dass er und seine Freunde sich vor der auf das Gasthaus zumarschierenden Demonstration so gefürchtet hätten, dass sie Angst um Leib und Leben hatten. Es hätten sich, so Tscharmann, unter den Roten Zuchthäusler und Gewalttäter befunden, außerdem sei das Gerücht umgegangen, dass sie bereits einen Gesinnungsgenossen der Tscharmanns auf dem Weg zum Gasthaus erschlagen hätten. Da habe man zum Zwecke der Abschreckung ein paar Schüsse abgegeben.

Dann kam Riehls erster großer Auftritt. Nachdem er elegant darauf hingewiesen hatte, dass der Anführer des Schutzbundes, ein Mann namens Preschitz, hoher Funktionär der ungarischen Räterepublik gewesen war, der unter anderem einen Pfarrer habe hinrichten lassen, ließ er Tscharmann sagen, dass zuerst von der Straße aus Schüsse gefallen seien, und dort hätten sich nur Sozialdemokraten befunden. Die Roten hätten also provoziert, er, Tscharmann, habe sich nur zur Wehr setzen wollen.

An dieser Stelle war der Prozess offenbar unterbrochen worden. Bronstein hatte Lunte gerochen, er wollte unbedingt wissen, wie die Geschichte weitergegangen war, und so griff er sofort nach der Donnerstagsausgabe, um dort den entsprechenden Artikel zu suchen.

Der zweite Verhandlungstag hatte mit der Einvernahme des jüngeren Tscharmann begonnen, der angab, nur ein einziges Mal geschossen zu haben, weil er es nicht vermocht habe, sein Gewehr hernach wieder zu laden. Der Müllersbursch wiederum hetzte zuerst kräftig gegen die Sozis, indem er deren Häuptling Preschitz attestierte, schon viele Menschen ermordet zu haben, um dann allgemein zu erklären, die Gefolgsleute des Preschitz seien allesamt Kommunisten. Und da man gehört hatte, dass sie schon auf dem Weg zum Tscharmann'schen Gasthaus etliche Patrioten ermordet hätten, war man im Gasthof zur Notwehr gezwungen gewesen. Er selbst habe drei oder vier Schüsse abgegeben, doch das seien die allerersten Schüsse in seinem ganzen Leben gewesen, beteuerte der Müller.

Entlarvend fand Bronstein eine an sich lapidare Mitteilung des alten Tscharmann auf die Frage, weshalb er sein Gasthaus den Frontkämpfern überhaupt zur Verfügung gestellt habe. Der zweite Wirt im Ort, ein Mann namens Moser, biete den Sozis seine Wirtschaft als Versammlungsort an, und so habe er, Tscharmann, seines eben der anderen politischen Fraktion zur Verfügung gestellt, „damit ich auch ein Geschäft mache“. Ja, dachte sich er, so war das in der Politik. Letztlich ging es immer nur darum, ein Geschäft zu machen. Eher belustigt stellte Bronstein fest, dass die Verhandlung schließlich nach einem heftigen Wortwechsel zwischen den beiden Anwälten vertagt worden war, da, wie der Richter lyrisch erklärt hatte, „die Nerven zu sehr gespannt“ seien.

Bronstein klappte die Ausgabe vom Donnerstag zu und griff nach der vom Freitag. Er musste zugeben, dass ihn der Fall ernsthaft zu interessieren begann. Als die ganze Sache vor einem halben Jahr vorgefallen war, hatte ihr kaum jemand Bedeutung beigemessen. Eine weitere Wirtshausschlägerei, wie sie in den hinteren Provinzen des Landes alle Tage vorkomme, hatte es damals lapidar gezeißen. Dass Schwarze und Rote einander nicht grün waren, das wussten selbst die unpolitischsten Zeitgenossen, und so war es naheliegend, dass sie sich immer wieder einmal blaue Flecken zufügten. Wenn natürlich stets beide Seiten unisono beteuerten, die jeweils andere Seite habe angefangen, so war es doch völlig klar, dass keiner von beiden eine weiße Weste hatte.

Bronstein seufzte. Was war aus diesem Staat nur geworden? Als er vor nahezu zwanzig Jahren in den Polizeidienst eingetreten war, da wäre es unvorstellbar gewesen, dass die Obrigkeit politische Prügeleien geduldet hätte. Selbst der kleinste Verstoß gegen das Versammlungs- oder das Vereinsgesetz wurde rigoros geahndet. Heute hingegen zählte es schon beinahe zum guten Ton, sich Meriten im Straßenkampf zu erwerben. Vor allem die Parteiarmeen, die in den letzten Jahren entstanden waren, die Heimwehren und der Schutzbund, huldigten einem kriegerischen Ethos, das ihm, Bronstein, zutiefst zuwider war. Aber er war ja auch tatsächlich im Krieg gewesen und wusste daher aus eigener Erfahrung, dass der Krieg nichts Glorreiches an sich hatte, während die meisten

Angehörigen der diversen parteipolitischen Schlägertruppen halbe Kinder waren, die den Krieg nur aus Erzählungen kannten. Und diese Erzählungen entsprachen in den allerseltensten Fällen auch nur annähernd der Wahrheit.

Dabei hätte alles gut werden können, erinnerte sich Bronstein. Es war gerade einmal sieben Jahre her, da waren Rot und Schwarz noch friedlich vereint gemeinsam auf der Regierungsbank gesessen. Das alte Österreich war mit den Habsburgern in die Gruft gesunken, doch was vielen als der ultimative Weltuntergang erschienen war, wurde auf einmal zum Keim für eine wunderbare Wiedergeburt. Die neue republikanische Regierung hatte die Sozial- und die Krankenversicherung eingeführt, die Arbeitszeit herabgesetzt, Pensionsregelungen geschaffen, die dafür sorgten, dass niemand ins Elend kam, wenn er nicht mehr arbeiten konnte. Bronstein hatte zittrige Greise gekannt, die vor dem Krieg im Präsidium Akten abmalten, weil sie durch irgendwelche Widrigkeiten des Schicksals kein Geld für einen Ruhestand in Würde besaßen. Damit war es nun vorbei. Die Republik kümmerte sich um ihre Alten. Und die Jungen erhielten sogar zwei Wochen Urlaub im Jahr, in denen man sich erholen und neue Kraft tanken konnte. Davon profitierten alle. Die Werktätigen, weil sie nicht vor der Zeit hinfällig wurden, die Brotherren, weil ihre Arbeiter mit neuem Elan ans Werk gingen, und die Pensionen, weil die Urlauber bei ihnen Station machten. Er selbst fuhr jedes Jahr ins Semmeringgebiet auf Sommerfrische, worauf er sich immer schon Wochen zuvor freute. Umso mehr an diesem Samstag, denn er war praktisch bereits auf Urlaub. Am nächsten Tag würde es ins „Panhans“ gehen. Das waren doch Errungenschaften, auf die man stolz sein konnte. Wozu dann all dieser Hader, all dieser Hass zwischen den Parteiungen? Man konnte doch seine Überzeugungen haben, ohne deswegen einem anderen die seinen absprechen zu müssen.

Bronstein seufzte wiederum. Er schnitt sich eine Scheibe Brot ab, belegte diese mit ein wenig Emmentaler und biss sodann herzhaft hinein. Er kaute langsam und mit Hingabe, und erst als wirklich alles in seinem Schlund verschwunden war, spülte er einen Schluck Kaffee hinterher. Wo war er stehengeblieben? Ach ja, bei der Ausgabe vom gestrigen Tag.

Ein 74-jähriger Landwirt namens Andreas Adrian wurde da als Zeuge verhört, doch seine Angaben erhellten die ganze Causa ebenso wenig wie jene der beiden Knaben, die nach ihm vor die Schranken des Gerichts traten. Erstaunlich fand Bronstein sodann den Antrag des Verteidigers, den Landeshauptmann und seinen Stellvertreter als Zeugen einzuvernehmen. Abgesehen davon, dass die beiden wohl kaum „Zeugen“ der Ereignisse in Schattendorf gewesen waren und ihrer Aussage daher keinerlei Gewicht zukommen konnte, überraschte es Bronstein, dass im Burgenland die schwarz-rote Koalition noch in Amt und Würden war. Der schwarze Landeshauptmann hatte einen roten Stellvertreter. Kurz überlegte Bronstein, ob dies nicht prinzipiell so geordnet sei, denn auch in Niederösterreich gab es einen roten Stellvertreter, doch eigentlich war es überaus absurd, dass die führenden Vertreter der Parteien an einem Tisch saßen, während sich ihre Parteigänger gegenseitig umbrachten. Derlei konnte einem gedeihlichen Zusammenleben wohl kaum förderlich sein.

Wenig überraschend kam für Bronstein, als er die Spalte wechselte, die Nachricht, dass der vorsitzende Richter den Antrag auf Einvernahme der beiden Spitzenpolitiker abgelehnt hatte. Damit war der dritte Verhandlungstag zu Ende gegangen. Bronstein zündete sich eine Zigarette an und wollte nach der nächsten Ausgabe greifen. Doch diese war nicht da. Richtig, fiel es Bronstein ein. Die nächste Ausgabe war die aktuelle, die vom Samstag, und er war einfach noch nicht vor der Tür gewesen. So ging er, die Zigarette im Mundwinkel, in sein Vorzimmer und öffnete die Wohnungstür. Im kupfernen Briefkasten steckte die gesuchte Ausgabe. Bronstein zog sie heraus, schloss sodann wieder seine Tür und ging zurück zum Küchentisch. Den Aufmacher, eine Kundmachung des Finanzministeriums, überblättere er ungelesen. Auch die Artikel über den österreichisch-tschechischen Grenzverkehr und über die Jahresversammlung der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst vermochten ihn nicht zum Lesen zu animieren. Dass Bundespräsident Hainisch einen Tag im Burgenland verbracht hatte, stieß ebenso wenig auf sein Interesse wie der Staatsbesuch des italienischen Staatssekretärs Italo Balbo in Wien. Dass allerdings sein alter Hochschullehrer Adolf

Menzel seinen 70. Geburtstag beging, registrierte Bronstein mit einer gewissen sentimentalischen Regung. Es war Ewigkeiten her, dass er bei Menzel Prüfungen abgelegt hatte, und damals war ihm der Mann schon wie ein Greis erschienen. Doch Alter war anscheinend relativ. Er selbst hielt sich mit seinen 44 immer noch für einen eher jüngeren Herrn, und trotzdem war er in den Augen der Gindls und Stepaneks wohl schon ein potenzieller Opa. Denn Menzel, so fiel Bronstein auf, als er kurz nachrechnete, musste zur Zeit von Bronsteins Studium in exakt jenem Alter gewesen sein, das nun er, Bronstein, aufwies. Tja, tempus fugit.

Doch Bronstein wollte nicht neuerlich Trübsal blasen. Also verdrängte er diesen unangenehmen Gedanken und blätterte schnell weiter, um endlich den Bericht über die gestrige Gerichtsverhandlung zu finden. Auf Seite 7 wurde er schließlich fündig.

Am Vortag war der Schutzbund-Kommandant Thomas Preschitz einvernommen worden. Bronstein erinnerte sich. Das war jener Rote, von dem es hieß, er habe in der Zeit der ungarischen Räterepublik Exekutionen vornehmen lassen oder gar selbst durchgeführt. Doch als Bronstein den Bericht zu Ende gelesen hatte, war er sich sicher, dass diese Vorwürfe nicht der Wahrheit entsprachen, denn Preschitz agierte viel zu defensiv, gerade so wie seine Parteiobere, und Leute, die sich so verhielten, rafften sich selten zu einer konkreten Tat, zumal zu einer radikalen, auf. Allerdings verteidigte sich Preschitz nicht gerade geschickt, fiel Bronstein auf. Zu erklären, man habe nur deshalb auf Tscharmanns Gasthaus zugehalten, weil man eine Erfrischung zu sich nehmen wollte, klang einfach hanebüchen. Und dieser Satz hatte offenbar auch den vorsitzenden Richter aus der Reserve gelockt. Ausgerechnet dort wollten sie einen Wein trinken, das klingt schon ein wenig nach Provokation, wurde der Richter zitiert. Und dieser Satz blieb umso bedeutungsschwerer im Raum hängen, als Preschitz darauf nichts entgegnete, wenn man dem Bericht in der Zeitung Glauben schenken durfte. Der zweite Schutzbündler, ein Mann namens Wagner, hatte da schon eine wesentlich bessere Figur gemacht, als er sich im Zeugenstand befand. Aber der Mann konnte ja auch Schusswunden vorweisen, die ihm an jenem Jännertag zugefügt worden waren. Nach dieser Einvernahme war der Prozess auf die kommende Woche vertagt worden.

Bronstein trank den letzten Rest Kaffee und zündete sich sodann erneut eine Zigarette an. Er dachte darüber nach, wie er sich verhalten würde, wenn er als Richter über diesen Fall zu urteilen hätte. Eigentlich war die wahre Problematik der ganzen Angelegenheit noch gar nicht berührt worden, fand Bronstein. Die Frage war doch, wer die tödlichen Schüsse abgegeben hatte. Und danach hatte bislang noch gar niemand gefragt, was doch wirklich erstaunlich war. Wäre er Anwalt gewesen, seine erste Frage an die Zeugen hätte gelautet: Wer gab wann welchen Schuss ab? In welche Richtung zielte wer? Wo standen die beiden Opfer zu diesem Zeitpunkt? Das waren die Punkte, die geklärt werden mussten, fand Bronstein. Wieso war etwa dieser Adrian vernommen worden, wenn er keinerlei Angaben machen musste, wie sich das zentrale Geschehen, um welches sich der gesamte Prozess rankte, zugetragen hatte? Sicher, die Anwälte der Verteidigung konnten kein Interesse an detaillierten Aussagen haben, zumal, wenn die Gefahr bestand, dass ihre Mandanten dadurch belastet wurden. Aber dass der Staatsanwalt diese Fragen nicht aufwarf, sprach nicht gerade dafür, dass er seine Hausaufgaben gemacht hatte. Doch wer wusste, was für ein Mann dieser Staatsanwalt war? Vielleicht handelte es sich um ein junges Bürschlein, frisch von der Universität und dementsprechend unerfahren. Oder um einen kurz vor der Pensionierung stehenden Tatterich, dem alten Pokorny ähnlich, der sein Leben lang nur Hühnerdiebstähle und Feldsteinverrückungen behandelt hatte. Wer auch immer hier seinem Beruf nachging, es war offenkundig, dass er nicht sehr beschlagen in seinem Metier war.

Andererseits, so dachte Bronstein weiter, während er sich ein Glas Wasser eingoss, lautete die Anklage ja nur auf Vergehen gemäß Paragraph 87. Und dafür gab es schon zum jetzigen Zeitpunkt des Verfahrens genug Zeugen. Alle drei hatten geschossen und diese Tatsache auch eingestanden, alle drei waren daher schuldig. Die Frage, wer dann der fahrlässigen Tötung oder der vorsätzlichen schweren Körperverletzung mit Todesfolge schuldig war, musste vermutlich in einem weiteren Verfahren

geklärt werden, dessen Basis durch dieses Urteil wohl erst gelegt werden sollte. So betrachtet war die Strategie der Staatsanwaltschaft dann doch wieder einigermaßen gewitzt. Man wiege den Gegner in vermeintlicher Sicherheit und schlage dann unerbittlich zu.

Gegner. Für die Staatsanwaltschaft war das ein recht einfaches Wort. Die Polizei hatte ihnen diesen ja schon zugeführt. Doch für die Polizei war es alles andere als einfach, den Gegner überhaupt auszumachen. So wie im Fall Guschlbauer, spann Bronstein den Gedanken weiter. Da wusste er nach wie vor gar nichts. Der Mann war nicht fassbar. Er schien kein Umfeld gehabt und ganz für sich allein gelebt zu haben. Doch wer würde dann Groll gegen ihn hegen? Doch die Frauen aus Simmering, auch wenn sie noch so unschuldig getan hatten? Nein, es klang plausibel, dass Guschlbauer sich nicht mehr mit ihnen abgegeben hatte, seit sie quasi auf den Strich gingen, sagte sich Bronstein. Eigentlich gab es ja nur zwei Möglichkeiten. Entweder hatte sich Guschlbauer ein neues Gspusi angelacht, was dann letztlich fatale Folgen hatte, oder irgendjemand wusste um Guschlbauers erotische Aktivitäten und wollte, um von sich selbst abzulenken, die Aufmerksamkeit der Ermittlungen in genau diese Richtung lenken.

Wenn es sich um einen Mord aus Leidenschaft handelte, dann standen zunächst einmal die Gindl und die zweite Verkäuferin im Visier, von der, wie sich Bronstein jetzt eingestand, noch nicht einmal der Name bekannt war. Er würde sich wohl bis zur nächsten Woche gedulden müssen, um dieser Person habhaft zu werden. Immerhin aber hatte die Gindl gesagt, die zweite Verkäuferin käme aus Simmering. Vielleicht handelte es sich um eine weitere Bewohnerin der Guschlbauer'schen Zinskaserne. Und noch etwas fiel Bronstein ein. Zuvor waren zwei andere Verkäuferinnen im Laden gewesen, die Guschlbauer dann wegen irgendeines Konflikts gefeuert hatte. Möglicherweise bot diese Geschichte einen Ansatzpunkt. Nur, wo sollte man herausfinden, um wen es sich da gehandelt hatte?

Bronstein blickte auf die Uhr. Es war knapp nach zehn Uhr morgens. Da er ab dem nächsten Tag ohnehin Urlaub hatte, konnte er durchaus noch einen Versuch unternehmen, in den Ermittlungen einen Fortschritt zu erzielen, dachte er sich und schickte sich an, nochmals in die Bartensteingasse zu fahren. Dass er dies auch deshalb tat, um eine Gelegenheit zu haben, noch einmal der Gindl ansichtig zu werden, gestand er sich nicht ein.

Nachdem er zu Fuß durch die Schloß- und dann durch die Pilgramgasse gegangen war, bestieg er einen Wagen der Stadtbahn, die ihn zum Karlsplatz brachte. Dort kämpfte er sich wieder ans Tageslicht und enterte eine Ringlinie. An der Station Parlament stieg er aus und ging die paar Meter hinauf zur Bartensteingasse. Er überprüfte noch kurz seine Adjustierung, atmete tief durch und trat dann in das Geschäftslokal.

Da stand sie. Die Blume aus dem Gemeindebau. Während sie offenbar Extrawurst abwog, hob sie instinktiv den Kopf, um die vermeintlich neue Kundschaft zu grüßen. Ein Lächeln, das Bronstein nicht zu deuten wusste, umspielte ihre Lippen, als sie knapp „S Gott“ sagte. Dann wandte sie sich sofort wieder der Waage zu. „Elf Deka wären's. Is des in Ordnung?“ Die alte Krähe, der Gindls Rede galt, war Bronstein gar nicht aufgefallen. Ihr „Is scho recht“ klang ihm kakophonisch in den Ohren. „Und jetzt“, krächzte die Alte weiter, „brauchat i no an Tiegel Schmoiz, Freiln Karin.“

„Woll'n S' es aufs Brot schmiern, oder brauchen S' es zum Außebochn?“

Bronstein verstand den Sinn von Gindls Frage nicht, aber er ging davon aus, dass es irgendetwas mit unterschiedlicher Qualität zu tun haben musste. Die Alte aber war im Bilde und erklärte – sehr zum Leidwesen von Bronsteins Ohren – wortreich, dass sie gedenke, am nächsten Tag Schnitzel zu machen, weshalb das Schmalz fürs Braten gedacht sei. Die Gindl nickte wissend und holte das gewünschte Produkt aus dem hinteren Raum.

„Und dann werden S' ja Schnitzeln auch brauchen, gell, Frau Schüller, i hätt da ein gutes Schweinernes, frisch vom Bauern.“ Und um ihre Worte zu unterstreichen, hob sie das betreffende Stück Fleisch aus der Budel und hielt es der Alten vor die Nase. Diese warf einen prüfenden Blick darauf, nickte dann und gab der Gindl zu verstehen, sie wünsche drei Scheiben, die nach Tunlichkeit nicht zu dünn ausfallen sollten. Die Gindl nahm das große Fleischermesser und begann, die

gewünschte Menge von dem Fleischberg abzutrennen. Sie war richtiggehend in ihre Arbeit versunken, was Bronstein die Gelegenheit bot, das konzentrierte Gesicht eingehend zu betrachten. Am besten gefielen ihm ihre großen, ausdrucksstarken Augen, doch auch das Haar, das Gindls Gesicht sanft umschmeichelte, faszinierte ihn. Sein Kopf reckte sich unwillkürlich ein Stück nach vor, so als könnte er dadurch ihren Geruch einsaugen. Und Bronstein spürte, wie seine Kehle trocken wurde.

„Die Frau Schüller kauft hier nämlich schon seit Jahrzehnten ein“, sagte die Gindl unvermittelt, „vielleicht sollten S’ die einmal fragen, ob sie etwas über den Herrn Guschlbauer weiß.“ „Na freilich weiß ich alles über den“, krächte die Schüller unaufgefordert, „da könnt ich Ihnen G’schichten derzähl’n, die san ned von schlechte Eltern.“

„Ah so?“ Bronstein riss sich vom Gesicht der Gindl los und sah die Alte an.

„Ja freilich. Immerhin wohn i in dem Haus seit fast fünfzig Jahr’. Da, im ersten Stock“, ergänzte sie und deutete mit dem Zeigefinger an die Zimmerdecke.

„Da hat ja auch der Herr Guschlbauer eine Wohnung gehabt, oder?“

„Ja sicher. Gleich neben der meinen. Was man halt so a Wohnung nennt. A Zimmer war’s, a klanes. Aber für seine Zwecke hat’s allemal g’reicht.“

„Und was waren seine Zwecke?“

„Na die Hur’n halt. Der hat da immer pudert da oben. Glaub’n S’ ma’s, der hat den ganzen lieben langen Tag nix anders g’mocht. Woher des Mannsbüd die Kraft g’habt hat, mecht i wiss’n. In aner Tour is des gangen. Eine, auße, und die nächste. Oft amoi war’n da drei, vier Flitscherl hintereinander bei eam. Zum Glück is er meistens am Abend weg’gangen, dann hob i wenigstens mei Ruah ghobt. Oba untermits war des a pausenlose Geräuschkulisse. Der hot überhaupt kan Genierer g’hobt, der ausgschamte Bazi.“

Bronstein schluckte. Während die Alte völlig zwanglos über die sexuellen Abgründe ihres Nachbarn berichtete, fühlte er die ganze Zeit über Gindls Blick auf sich ruhen, und er konnte nicht behaupten, dass ihm das sonderlich behagte. Er wollte die Lage wieder unter Kontrolle bringen: „Und sonst hat er keinen Besuch empfangen. Ich meine irgendwelche Herrschaften, Geschäftspartner, Lieferanten oder vielleicht gar Freunde?“

„Sie glaub’n do ned, dass der Freind ghobt hot? In all die Johr, die der do gwohnt hot, hob i nia a anderes Mannsbüd bei eam g’sehn, da kennen S’ Gift drauf nehmen.“

„Und ist er dann irgendwann wieder z’Haus kommen?“

„Na, der hot jo ned wirklich da g’wohnt. Des woa wirklich nua a Absteige, miassn S’ wissen. I sog jo, auf da Nocht hob i immer mei söliche Ruah ghobt.“

„Und wissen S’ vielleicht a, wo er eigentlich g’wohnt hot, der Herr Guschlbauer?“

„Angeblich hot er a Villa g’erbt in Döbling draußt. Aber ob des stimmt und wos er daun durt gmocht hot, des waaß i ned, gell.“

Bronstein merkte auf. Endlich eine neue Information. Und sie klang nicht einmal so unplausibel. Vielleicht hatte die alte Hofratswitwe ja nicht nur ein Zinshaus ihr Eigen genannt, sondern eben auch ein Häuschen in der Cottage. Das musste man im Grundbuchamt erfragen.

„Frau Schüller, Sie ham mir sehr gholfen“, sagte Bronstein endlich, da ihm keine weiteren Fragen mehr einfielen.

„Wollen S’ von mir auch noch was?“ Das war die Gindl, und Bronstein lächelte nur versonnen.

„Na, ernsthaft jetzt. Wollen S’ mich noch was fragen, oder wollen S’ was bestellen? Oder waren S’ nur wegen der Frau Schüller da?“

Bronstein wurde erst in diesem Augenblick bewusst, dass er offenbar ziemlich lange schweigend dagestanden war. Unterstrichen wurde diese Erkenntnis durch eine schnippische Bemerkung von Frau Schüller: „A ganz a Gschwinder.“

Umständlich räusperte er sich. „Von Ihnen hab ich ja an sich alles, Fräulein Gindl. Aber ja, eine Leberkässemel hätt’ ich gern. Mit einem aufgschnittenen Gurkerl drin.“ Unwillkürlich musste er bei dieser Bestellung an die Stepanek denken, doch sogleich gehörte seine ungeteilte Aufmerksamkeit

wieder der Gindl. Innerlich ging er seine Möglichkeiten durch. Er war sich sicher, er würde ihr ein stattliches Trinkgeld geben. Die Frage war aber: Wie viel konnte er zulegen, ohne dass es peinlich oder gar aufdringlich wirkte? Zehn Prozent vom Kaufpreis? Das mochte dann bei den paar Groschen, welche die Bestellung ausmachen würde, wieder knausrig aussehen. Während er noch so überlegte, lag das Gewünschte schon fix und fertig verpackt auf die Budel. „Sonst noch was?“

„Ham S' a Bier auch?“

„Ja. Schwechater.“

Bronstein zuckte innerlich zusammen. Es gab in seiner Wahrnehmung wohl kaum ein schlimmeres Gebräu, wenn man von dem gelben Wasser, welches die Liesinger Brauerei abfüllte, einmal absah. Aber bei den Liesingern stand, wie es hieß, ohnehin schon der Exekutor vor der Tür, weshalb sie sich hektisch um einen strategischen Partner umsahen. Schwechater aber florierte und expandierte nun auch schon ins Zentrum der Wienerstadt. Mannhaft nickte Bronstein und fügte sich ins Unvermeidliche. Dann sollte es halt ein Schwechater sein. Neben sich hörte er die Alte schnaufen, die sich sichtlich mit ihrer Einkaufstasche abplagte. Bronstein reagierte schnell.

„Fräulein Gindl, dürfte ich meine Semmel und mein Bier kurz in Ihrer Obhut lassen? Dann helfe ich der Frau Schüller nämlich, ihren Einkauf nach oben zu bringen.“

Er war richtig stolz auf sich. Vor der Gindl hatte er sich als hilfsbereiter Zeitgenosse präsentiert, und die Schüller mochte er auf diese Weise noch ein wenig befragen können. Die Alte schenkte ihm tatsächlich einen dankbaren Blick, die Gindl, wie er erkennen konnte, immerhin einen anerkennenden. „Na, da sog i ned na“, hörte er die Schüller. Kurzenschlossen griff er nach ihrer Tasche, nickte der Gindl zu, fügte ein „Bin glei wieda do“ hinzu und öffnete die Ladentür.

„Sag'n S', Frau Schüller“, begann er das Gespräch von neuem, während er der Alten in den Hausflur folgte, „wissen Sie eigentlich a wos über die anderen Madeln, die do orbeiten?“

„Andere?“ Die Schüller war erstaunt. „Da gibt's nur das Fräulein Karin und das Fräulein Kati. Sonst arbeitet da niemand.“

Na bitte, er suchte also nach einem Fräulein Kati.

„Die Kati, genau“, sagte er laut, „wissen S' da ein bisserl mehr?“

„Ja mei, aus Simmering is s' halt. A so a junges Ding.“ Dabei kratzte sich die Schüller ungeniert die Nase. „Hildebrand oder so haaßt s'. Eigentlich is a g'lernte Schneiderin. Aber bei ihrem ouden Brotherrn hot's aufhean miassn, weu s' an Baunkert kriagt hot.“

„An Baunkert?“

„Na, wos Klans hoit. Unehelich, verstengan S'? Des hot da Schneider net verkroftet. Na, und deswegen hot s' beim Guschlbauer ang'fangen, weu dem woa des wurscht.“

„Aha“, nickte Bronstein, „und seit wann is die Kati da?“

„Na ja, glei, nochdem der Guschlbauer die anderen zwa außeg'haut hot, hot s' ang'fangen. Vor an Joa oder so.“

„Also zeitgleich mit dem Fräulein Karin?“

„Genau. G'rad a so.“

„Und wissen Sie, warum der Guschlbauer die anderen beiden Mädln entlassen hat?“

Die Alte winkte ihn zu sich, sah sich nach links und nach rechts um, dann flüsterte sie regelrecht: „Wissen S', des woa scho a eigenortige G'schicht'.“

Bronstein verstand nicht, weshalb die Schüller mit einem Mal so verschwörerisch tat, doch er spielte mit, um der Alten nicht ihren Spaß zu verderben. Er legte sich also eine fragende Miene zu und sah sein Gegenüber erwartungsvoll an.

„Z'erst hot er s' nämlich goa net genug loben kennan, die zwa. Wia fleißig de net san und so. Und auf amoi, so vo heit auf muang, woan s' weg. G'stoin soin s' eam wos haum. Aus da Kassa, hot er g'sogt. Oba des glaub i eam net.“

„Und wos, Frau Schüller, glaub'n Sie?“

„Na seine Klebeln hot er net loss'n kennan von de zwa. Und des hob'n s' sa se net g'foin loss'n.“

„Sie meinen, der Herr Guschlbauer war mit seinen Huren noch nicht genug bedient?“

„Jo, genau des man i. Der hot ka Gelegenheit ausloss'n, an Mensch irgendwo hizumgreifen. Amoi da Hintern do, dann die G'spaßlaberln duat. G'rod, wia's hoit gongan is. I sog's Ihna, der Guschlbauer woa so a Sau, da finden S' so schnö ka zweite.“

Unwillkürlich musste Bronstein an die Gindl denken. Ob der Guschlbauer auch das Fräulein Karin bedrängt hatte? Er stellte sich die schmierigen Finger dieses Lustmolchs an Karin Gindls Brüsten vor und schüttelte sich. Allein schon der Gedanke war widerlich. Er riss sich von dem Bild los und sah wieder die Schüller an.

„Sie wissen nicht zufällig, wie die zwei geheißen haben?“

„O jo.“

Bronstein wartete einen Augenblick, doch die Frau schien nicht willens, von sich aus weiterzusprechen. Er seufzte leise und fragte dann: „Und wie hießen sie?“

„Des Freil'n Grete und des Freil'n Hansi.“

„Und was wissen Sie sonst noch über die beiden? Erzählen Sie mir ein bisserl was.“

„Ehrlich und fleißig woarn de. Und immer freindlich und zuvorkommend. Dass de zwa des so lang bei dem ouden Ungustl ausg'hoitn ham, woa eh a Wunder.“

„Und wissen Sie vielleicht, wo man die beiden jetzt erreichen kann?“

„Do muaß i leida pass'n. Aber fragen S' die Kati, die is mit denen befreundet.“

Bronstein nickte. Er fand, er hatte für einen Samstag eigentlich ganz schöne Fortschritte erzielt. Gleich nach seiner Sommerfrische am Semmering würde er im Grundbuch Nachschau halten, welche Immobilien Guschlbauer noch besessen hatte, und er würde sich mit dem Fräulein Kati unterhalten. Er verbeugte sich leicht und sagte dann: „Frau Schüller, Sie haben mir sehr geholfen, vielen Dank auch.“

„Gern g'sch eh'n. In mein' Alter is ma ja froh, wenn ma a Ansprach hat, gell. Noch dazu, wenn's so a stattliches, junges Mannsbild ist wie Sie eins sind.“

Na bitte, jetzt bekam er sogar noch Komplimente. Leider von der falschen Seite. Die hätte er lieber von der Gindl ... Die Gindl, hoffentlich hatte die noch offen, er wollte doch nicht um seine Leberkässemmel umfallen.

„Is scho recht“, replizierte er daher knapp, „ich wünsch Ihnen noch ein schönes Wochenende. Ich geh jetzt wieder zu meiner Semmel.“

„Geh'n S' ruhig. Und danke fürs Rauftrogen.“

Recht behände nahm Bronstein die Stufen hinunter ins Erdgeschoß und sah zu, dass er wieder in den Laden kam. Seine Leberkässemmel war weg. Die Gindl saß mit übereinandergeschlagenen Beinen auf einem kleinen Hocker und las ein Buch. Als sie die Klingel hörte, blickte sie kurz auf, erkannte Bronstein und erhob sich. Sie ging zum Ofen, hantierte dort ein wenig herum und reichte dann Bronstein seine Semmel über die Theke.

„Ich hab's warm g'halten. Wär ja schad um den guten Leberkäs, wenn er auskühlt wär'.“ Dabei zeigte sie ein strahlendes Lächeln, das bei Bronstein postwendend die ihm bereits bekannte trockene Kehle hervorrief.

Er mahnte sich zu mehr Professionalität. Er musste die Gindl im Lichte der neuesten Erkenntnisse noch einmal befragen, und dabei durfte er sich nicht von ihrer Erscheinung beeinflussen lassen. Bronstein schluckte. Er nahm die Semmel an sich und sich dann zusammen. Mit belegter Stimme dankte er der Gindl für ihre Freundlichkeit, um dann mit bemühter Sachlichkeit fortzufahren: „Fräulein Gindl, durch das Gespräch mit der Frau Schüller haben sich für mich ein paar neue Anhaltspunkte ergeben, zu denen ich Sie gerne befragen würde. Vor genau diesem Hintergrund hätte ich jetzt die Frage, ob Sie nach Dienstschluss bereit wären, mit mir auf einen Kaffee zu gehen.“ Bronstein war stolz auf sich. Er hatte sein Anliegen vorgebracht, ohne sich dabei vollkommen zum Trottel zu machen. Erwartungsvoll sah er die Gindl an. Die blickte auf die Uhr. „In einer Viertelstund' kann ich eh zusperren, dann können wir von mir aus gehen.“

„Hervorragend. Gemma gleich ins Eiles, des is ned weit weg, und dort können wir uns in aller Ruhe unterhalten.“ Die Gindl nickte.

Bronstein schlug zufrieden seine Zähne in die Semmel und fand, diese hatte er sich jetzt verdient. Er schluckte den ersten Bissen hinunter und meinte dann in Richtung der Gindl: „I geh schon amoi vor.“ Die so Angesprochene hatte in der Zwischenzeit damit begonnen, die Arbeitsfläche zu reinigen, und nickte nur. „Bis gleich“, fügte Bronstein überflüssigerweise hinzu und trat wieder auf die Gasse. Er wandte sich nach rechts, ging zehn Meter geradeaus, drehte sich nochmals nach rechts und marschierte dann zielstrebig zur Landesgerichtsstraße hinauf, wo er artig darauf wartete, dass sein Kollege von der Verkehrspolizei dem Querverkehr die Straße freigab. Wenige Augenblicke später fand er sich auf einer gemütlichen Sitzbank des Kaffeehauses wieder, von wo aus er einen guten Blick auf das Treiben draußen hatte. Er bestellte sich eine Schale Gold und zündete sich eine Zigarette an. Genussvoll blies er den Rauch aus und versuchte angesichts des zu erwartenden Gesprächs nicht in Euphorie zu verfallen. Wiewohl er genau wusste, dass die Gindl frühestens in zehn Minuten kommen würde, ließ er die Straße vor dem Café nicht aus den Augen. Er wollte keineswegs auf dem falschen Fuß erwischt werden, und so trachtete er danach, die Gindl schon von weitem zu sehen, um dann, wenn sie seiner ansichtig würde, einen möglichst guten Eindruck zu machen. Und immer wieder warf er einen Blick auf die Uhr.

Während er die eine Zigarette ausdämpfte und fast zeitgleich eine neue ansteckte, fühlte sich Bronstein wieder einmal von sich selbst beobachtet. Die Gindl konnte eine wichtige Zeugin sein, vielleicht war sie sogar unter die Verdächtigen einzureihen, und er saß da und benahm sich, als hätte er ein Rendezvous. Noch dazu mit einer Frau, die seine Tochter sein konnte. Wie alt mochte die Gindl sein? Das hatte er sie noch gar nicht gefragt, fiel ihm auf. War sie 21? Oder doch schon 23? Er zählte jedenfalls schon 44 Lenze, und in diesem Alter war es einfach unschicklich, mit einer derart jungen Dame an einem Tisch zu sitzen. Aber, so tröstete sich Bronstein, dieses Treffen war ja dienstlich, und da mochte es durchaus angehen. Außerdem, was kümmerte ihn, den Polizeioberst Bronstein, was irgendwelches Volk von ihm dachte? Schon eher beschäftigte ihn die Tatsache, dass er in seinem Alter immer noch Junggeselle war. Wann hatte er sich überhaupt zum letzten Mal mit einer Frau zu einem Stelldichein getroffen? Warum musste diese Gindl auch so hübsch sein? Er würde seine Arbeit sicherlich wesentlich professioneller erledigen können, wenn sie so aussah wie die Schüller. Ach, Bronstein und die Frauen, eine Tragödie in zahllosen Akten.

„So, da bin ich.“

Wie selbstverständlich hatte sich die Gindl zu ihm gesetzt. Ihm war natürlich nicht aufgefallen, dass sie schon das Lokal betreten hatte, zu sehr war er in seinen Gedanken versunken gewesen. Dabei hatte er sich so fest vorgenommen, sie stehend zu erwarten, ihr artig die Hand zu küssen und dann den Stuhl zurechtzurücken. Und jetzt saß er da wie ein alter Opa, der noch dazu keine Manieren hatte.

„Einen Tee, bitte.“

So, jetzt hatte sie auch noch ihre Bestellung selbst aufgegeben. Was war er bloß für ein Einfaltspinsel! Wenn die Gindl je etwas von ihm gehalten hatte, spätestens jetzt war er bei ihr unten durch. Er wagte nicht, sie anzusehen.

„Alsdern“, begann sie aufgeräumt und ohne Umschweife, „Sie wollten mich also noch etwas fragen?“

„Äh“, krächzte Bronstein, „ja.“

„Und? Nur heraus damit!“

„Wie Sie ja schon wissen, haben wir den Guschlbauer in einer, nun, sehr delikaten Situation gefunden. Und es gibt Hinweise, dass der Herr in gewisser Weise sehr aktiv war, wenn Sie wissen, was ich meine.“

„Ich habe den Vortrag von der Frau Schüller gehört“, sagte sie.

„Ja. Eben. Und sie hat mir, als ich ihr die Tasche nach oben getragen habe, in dieser Hinsicht noch

mehr erzählt. Und genau dazu bräuchte ich jetzt Ihre Einschätzung.“

„Nämlich?“

„Na ja“, fuhr Bronstein zögerlich fort, „sie hat erzählt, dass der Guschlbauer seine Hände prinzipiell nicht bei sich behalten konnte.“

Gindls Gesicht verriet eine gewisse Ratlosigkeit. „Können Sie das auf Deutsch wiederholen?“

„Na ja, dass er auch im G'schäft immer wieder übergriffig worden ist, halt“, maulte er unwillig.

„Sie wollen wissen, ob er mich aus'griffen hat?“

Mein Gott, wie das klang. Noch dazu aus ihrem Munde. Bronstein unterdrückte ein Stöhnen. Schließlich rang er sich zu einem Nicken durch. Die Gindl streckte sich. „Ja mei“, begann sie schließlich, „eigentlich hab ich Ihnen das eh schon g'sagt. Er hat's schon immer wieder probiert, wenn er sich auch bei mir net so wirklich getraut hat. I glaub, er hat si ein bissl vor meiner Intelligenz g'fürchtet, und d'rum hat er bei mir eher Sprüche geklopft als dann wirklich irgendwas zu machen.“

„Sprüche?“

„Na ja, was Männer so unter Komplimenten verstehen. Wissen S' eh, mei, san Ihre Augerln heute wieder schee oder so an Blödsinn. Oder: Was, Sie geh'n allein heim? Ja wie gibt's denn des bei so einer feschen Frau? Wie g'sagt, Sachen, von denen ein Mann glaubt, dass s' a Frau hören will.“

Bronstein fühlte sich noch kleiner. Genau solche Wortketten würden ihm auch einfallen, dachte er bei sich. Zum Glück war er zu feige, sie auszusprechen, sonst hätte er sich schon wieder blamiert.

„Und dann hat er natürlich immer g'giert und auf bestimmte Körperteile hing'starrt, wenn S' verstehen, was ich mein'. Ja, genau so, wie Sie grad.“

Bronstein erschrak. Es stimmte, er hatte der Gindl gerade auf die Brüste gesehen. Aber nur zufällig. Sein Blick war abgeglitten, nur für einen Moment. Und just da hatte sie ihn erwischt, wie peinlich. Er wagte nicht, sie anzusehen, versuchte, eine Entschuldigung zu stammeln. Die Gindl lächelte. „Is scho recht. Bei Ihnen nehm ich's als Kompliment. Aber wissen S' eh, Komplimente soll man nicht zu oft machen, sonst verlieren s' ihre Wirkung.“

Bronstein nickte artig. „Das heißt“, sagte er nach geraumer Zeit, um das Gespräch wieder in Gang zu bringen, „angegriffen hat er Sie nie?“

„Nicht wirklich, wie g'sagt. Ansatzweise schon, doch halt immer in einer Art und Weise, die, wie sagt man, grenzwertig war. Aber ich hab natürlich von der Kundschaft g'hört, dass er das mit den anderen oft genug gemacht hat. Vor allem die Frau Schüller hat mir das immer wieder erzählt, aber auch andere Kundinnen. Vor allem die zwei, die früher bei ihm angestellt waren, die dürft' er richtig bedrängt haben. Echt grauslich sogar, was ich so g'hört hab', so an den Busen fassen und mit dem Gemächt ans Hinterteil drücken und so Sachen halt.“ Die Selbstverständlichkeit, mit der die Gindl über diese Dinge sprach, irritierte Bronstein. Seine Vernunft sagte ihm, dass es um einen Mordfall ging, an den er leidenschaftslos heranzugehen hatte, um den Täter oder die Täterin zu überführen. Er aber saß da, hörte Worte wie Busen, Hintern und Gemächt, und spürte eine immer größer werdende Erregung in sich aufsteigen.

„Und die haben sich das gefallen lassen?“, brachte er endlich hervor.

„Anscheinend schon“, mutmaßte die Gindl.

„Sie aber nicht“, wiederholte er Gindls Aussage von zuvor.

„Wie gesagt, so wirklich hat er's bei mir gar nicht erst versucht. Aber ich hätte mich auf jeden Fall gewehrt. Eher verliere ich die Stelle als meine Würde.“

„Würden Sie, Fräulein Gindl, ...“

„Ach, sagen S' doch einfach Karin zu mir. Fräulein Gindl klingt irgendwie seltsam.“

Bronstein lächelte dankbar. Der erste Erfolg an diesem Tag. „Gut, gerne, ... Karin. Glaubst du, könnte Guschlbauers Verhalten im Geschäft ..., also wenn er deine Kollegin auch so behandelt hat wie die anderen beiden ..., könnte das dazu geführt haben, dass die sich eventuell gerächt hat?“

Karin Gindl dachte einen Augenblick nach, dann schüttelte sie den Kopf. „Das glaube ich nicht. Immerhin hatte ich an dem Tag Dienst, sie hatte also gar keinen Grund, ins Geschäft zu kommen. Und

ich denke, so eine Tat setzt man wenn, dann eher im Affekt. Außerdem haben Sie mir ja erzählt, wie er gefunden wurde, und dass er so mir nichts dir nichts die Hosen runterg'lassen hätt, das kann ich mir auch wieder nicht vorstellen.“

Bronstein ließ ihre Worte auf sich wirken. Er befand sich in einem für ihn ungewöhnlichen Zwiespalt. Als Polizist wusste er, dass er niemals einem Verdächtigen Einblick in die polizeilichen Ermittlungen gewähren durfte. Keinesfalls durfte er sagen, was er über den Fall dachte, und doch fühlte er sich zu Karin Gindl auf eine merkwürdige Art hingezogen. Er spürte, dass da mehr war als bloßes Schwärmen für das aparte Äußere dieser Frau. Er sehnte sich nach einem Gedankenaustausch und meinte, in der Gindl jemanden gefunden zu haben, der ihm ordnend zur Seite stehen konnte.

Doch wenn der Schein trog? Nicht nur einmal hatten sich die unscheinbarsten, nettesten und hilfreichsten Personen am Ende als Täter entpuppt – Pokorny würde ihm sicher zwei, drei Dutzend Fälle schildern können, in denen genau dies der Fall gewesen war –, und mochte es gut sein, dass er sich gerade jener Person anvertraute, die für das Verbrechen, das er aufzuklären hatte, verantwortlich war? Bronstein sah der Gindl in ihre kastanienbraunen Augen und versuchte, darin eine Art von Wahrheit zu ergründen.

„Was denken dann Sie?“, sagte er endlich.

„Na Sie haben Fragen“, entgegnete sie. „Woher soll ich denn das wissen? Aber wäre ich an Ihrer Stelle, dann würde ich mir die Frage stellen, ob das Ganze sich so zugetragen hat, wie es den Anschein hat, oder ob irgendjemand hier ganz bewusst etwas arrangiert hat, um einen ganz bestimmten Eindruck zu erwecken.“

Bronstein musste innerlich lächeln. Genau dieses Thema hatte ihn auch schon beschäftigt. Doch er hatte die These, jemand könnte dem Guschlbauer die Hosen runtergezogen haben, um so einen Mord aus Leidenschaft anzudeuten, bereits wieder verworfen. Immerhin hatte ihm Strakosch mitgeteilt, dass Guschlbauer kurz vor einer Ejakulation gestanden war, und die Aussicht, gleich vom Leben zum Tode befördert zu werden, erregte einen sicher nicht auf diese Weise. Nein, Bronstein war sich mittlerweile ziemlich sicher, dass die Tat einen sexuellen Hintergrund haben musste. Und genau deshalb war es auch erforderlich, sich der Gindl nicht allzu sehr zu öffnen, denn im Lichte dieser Erkenntnis war es unmöglich, sie von der Liste der Verdächtigen zu streichen.

Er fühlte Gindls Blick auf sich ruhen und wusste, er musste nun eine Entscheidung treffen. Er räusperte sich und richtete unwillkürlich seinen Oberkörper auf. In knappen Sätzen dankte er der Gindl für ihre Auskünfte und ihre Hilfe. Er werde über die aufgeworfenen Fragen wohl weiter nachdenken müssen und dabei auch den von ihr zuletzt vorgebrachten Hinweis miteinbeziehen. Es wäre ihm, so fuhr er fort, lieb, wenn sie sich auch weiterhin zu seiner Verfügung halten könne, denn wie sich zeige, ergeben sich laufend neue Ermittlungserkenntnisse, die im Bedarfsfall mit den bisher gemachten Aussagen verglichen werden müssten. Der Tee gehe selbstverständlich auf seine Rechnung, und er bedauere es zutiefst, sie aufgehalten zu haben, aber mitunter müsse man sich den Notwendigkeiten einer Ermittlungstätigkeit eben unterordnen.

Die Gindl schien einen Augenblick lang enttäuscht zu sein, dass die Unterhaltung so abrupt beendet werden sollte, doch dann nickte sie nur und meinte, sie sei jedenfalls in Wien und zu den Bronstein bekannten Zeiten im Geschäft anzutreffen. Dann bedankte sie sich für die Einladung und wünschte Bronstein noch ein schönes Wochenende. Sie erhob sich ebenso rasch wie elegant, nickte noch einmal und strebte dem Ausgang zu. Bronstein sah ihr versonnen nach und bestellte dann noch eine Schale Gold.

Umständlich kramte er in seinen Taschen nach einem Bleistift und einem Zettel. Als er endlich beides gefunden hatte, schrieb er fünf Namen auf: Karin Gindl, Edith Stepanek, Fräulein Kati, Fräulein Grete, Fräulein Hansi. Er hielt einen Moment inne und schrieb noch die beiden Slowakinnen dazu. Mit der rechten Hand griff er nach seinem Etui und entnahm diesem eine Zigarette, die er bedächtig anzündete, nachdem er sie sich zwischen die Lippen geklemmt hatte. Er blies den Rauch aus und sah dann wieder auf das vor ihm liegende Papier. Entschlossen strich er die Namen der beiden

Slowakinnen durch. Es war einfach zu unwahrscheinlich, dass diese sich ausgerechnet in sein Geschäft begeben und Guschlbauer dort zu sexuellen Handlungen überredet hätten, ehe sie zur Tat geschritten wären. Und auch die Stepanek war objektiv auszuschließen. Sie war ja nur für die Gindl eingesprungen. Wobei sich natürlich die Frage stellte, wie oft sie für die Gindl im Laden gewesen war. Das musste man überprüfen, denn wenn dies öfter vorgekommen war, dann gehörte die Stepanek doch auch auf die Liste. Bronstein ärgerte sich, diese Frage nicht gleich gestellt zu haben. Schon wieder so ein kleiner Fehler, der Zeit und Energie kosten würde.

Auf jeden Fall würde er, wenn er wieder in Wien war, sofort diese Kati in Augenschein nehmen. Die schien ihm gegenwärtig der Schlüssel zu dieser ganzen Sache zu sein, denn nur über sie würde er offenbar an die beiden anderen Verkäuferinnen herankommen. Wenn er wenigstens deren Nachnamen wüsste, dann könnte er bei den entsprechenden Stellen jetzt schon Nachforschungen anstellen.

Doch andererseits war Samstag. Er blickte kurz auf den Chronometer und stellte fest, dass es bald 14 Uhr sein würde. Als ehrlicher und aufrichtiger Beamter konnte er getrost Wochenende machen. Bronstein faltete den Zettel in der Mitte und steckte ihn wieder in seine Tasche. Was, so fragte er sich, konnte man an einem Samstag allein in Wien anfangen? Früher hatte er an einem solchen Nachmittag einfach einen Spaziergang durch Margareten unternommen und war dann irgendwann entlang des Gürtels in die Außenbezirke geschlendert. Doch seit einigen Jahren war dieser Bereich des Bezirks nur noch eine einzige Baustelle, entstand doch vom Matzleinsdorfer Platz bis zur Wienzeile ein kommunaler Wohnbau neben dem anderen. Zwar war der Hundstürmer Friedhof im Vorjahr zu einem Park umgestaltet worden, aber ein wirklich lohnendes Ausflugsziel war der auch nicht gerade. Dort konnte man sich höchstens auf eine Bank setzen und die Tauben füttern. Im Waldmüllerpark, der vor dreieinhalb Jahren von Bürgermeister Reumann an der Stelle des seinerzeitigen Matzleinsdorfer Friedhofs eröffnet worden war, gab es wenigstens die Schachspieler, bei denen man kiebitzen konnte, aber in den Haydnpark, wie das Areal nun hieß, verirrten sich höchstens ein paar Pensionisten. Es hatte zwar einen gewissen Charme, sich ab und zu selbst über den Fortschritt der Bauarbeiten am Gürtel zu informieren, aber ein ansprechendes Programm für einen schönen Samstag war das wohl kaum.

Was also tun? Bronstein erhob sich und ging zu dem Tisch mit den Zeitungen hin. Irgendwo da mochte sich doch ein brauchbares Programm finden, dachte er, und griff auf gut Glück nach der „Neuen Freien Presse“, da ihm auf der letzten Seite das Tagesprogramm ins Auge gestochen war. Auf der Roland-Bühne gab man „Die weiße Sklavin im Netz der Mädchenhändler“, registrierte er halb belustigt, halb entsetzt. Doch selbst im Burgtheater regierte offenbar die Niveaulosigkeit, „Adam und Eva“ hieß die Schmiere, die man dort auf die Bühne zu bringen wagte. Das Volkstheater gab „Der Musikant Gottes“, und spätestens da wusste Bronstein, die heimischen Theater mussten auch weiterhin auf seine Gegenwart verzichten.

Er machte sich auf die Suche nach einem Kinoprogramm. Er blätterte die Zeitung von vorne nach hinten und noch einmal von hinten nach vorne durch, doch fand er nicht, was zu finden er begehrte. Tja, anscheinend war „Presse“-Lesern der Kino-Besuch kein Anliegen. Doch auch in der „Wiener Zeitung“ wurde er nicht fündig. Konnte es sein, dass die Zeitungen gar kein Kinoprogramm abdruckten? Ihm war dieser Umstand bislang keine Überlegungen wert gewesen, da es ihn so gut wie nie ins Kino zog. Und eigentlich war der Tag ohnehin zu schön, um ihn weiter in geschlossenen Räumen zu verbringen. Sein Blick fiel auf das „Kleine Blatt“. Da wurden die Pferderennen in Baden angespielen, die um 15 Uhr beginnen sollten. Mit der „Badner Bahn“ war er in leidlich 45 Minuten vor Ort. Ja, dachte Bronstein, das mochte eine nette Abwechslung werden. Man saß im Freien, hatte ein bisschen Nervenkitzel, durfte ein wenig über den Ausgang der einzelnen Rennen rätseln und sich hernach gemütlich in einen Badener Heurigen zurückziehen, um so den Tag geruhsam ausklingen zu lassen.

Bronstein zögerte nicht länger. Er erlegte beim Zahlkellner den gewünschten Betrag und verließ das

Café. Vor dem Lokal fuhr eben die Straßenbahn in die Station. Bronstein bestieg sie und fuhr mit ihr bis zur Oper, wo sich eben eine Garnitur der Badner Bahn anschickte, ihre Reise anzutreten. Bronstein winkte dem Fahrer und schaffte es im letzten Augenblick, noch auf den bereits fahrenden Zug aufzuspringen. Keuchend entrichtete er den Fahrpreis und ließ sich dann schnaufend auf einer Holzbank nieder.

Die Bahn zuckelte die Wiedner Hauptstraße entlang und gelangte so alsbald in die äußeren Bezirke der Stadt. Bronstein rauchte und sah dabei aus dem Fenster. Langsam veränderte sich die Landschaft. Die Bebauung wurde immer schütterer, das Grün begann mehr und mehr zu überwiegen. Bronstein dachte darüber nach, was er, waren die Rennen erst einmal vorbei, beim Heurigen bestellen würde. Er konstatierte einen Gusto nach einem saftigen Surschnitzel. Dazu einen kräftigen Weißen aus Guntramsdorf oder Gumpoldskirchen, und der Abend war ohne Frage gerettet, egal, wie die Pferderennen auch immer ausgehen würden. Wie viel Geld hatte er eigentlich bei sich? Ob er es sich leisten konnte, bei dem einen oder anderen Rennen auf ein Pferd zu setzen? Wenn er Maß hielt, dann war wohl nichts dagegen einzuwenden. Er durfte sich nur nicht dazu hinreißen lassen, zu hasardieren. Er kannte diese Eigenschaft an sich. Da ärgerte er sich, weil er einen Schilling auf irgendeinen Klepper gesetzt hatte, der ihn enttäuschte, und dann setzte er, um den Verlust auszugleichen, zwei auf die nächste Niete. Bei der dritten Mähre waren es dann schon fünf Schilling, und ehe er sich's versah, war eine namhafte Summe auf Nimmerwiedersehen verschwunden. In der Zeitung hatte er gelesen, dass an diesem Tag sieben Rennen stattfinden würden. Wirklich spannend wurde es aber erst ab dem dritten, sodass sich Bronstein fünf Schilling für die Wetten genehmigte. In jedem Rennen würde er einen Schilling Einsatz wagen und sich dann einfach überraschen lassen. Mit etwas Glück machte er am Ende des Tages ein klein wenig Gewinn, sodass er gratis dinieren konnte. Und eben fuhr die Bahn in Tribuswinkel ein.

Zwanzig Minuten später betrat Bronstein den Trabrennplatz in Baden. Der „Preis von der Hauswiese“ wurde eben ausgestritten, das zweite Rennen, in dem „Bon Ami“ und „Billedoux“ als Favoriten galten. Bronstein hatte um zehn Groschen ein Programmheft erworben und ließ sich auf einer freien Bank in der zweiten Reihe nieder. Das dritte Rennen, so fand er heraus, würde ihn eigentlich auch nicht interessieren, so würde er also erst im vierten setzen. Und er würde gleich zu Beginn auf Nummer sicher gehen. „Plunger Boy“ aus dem Stall eines englischen Profis galt als unschlagbarer Favorit. Dementsprechend niedrig standen die Quoten. 1:2. Immerhin, damit würde er den Schilling gewinnen, mit dem er dann im fünften Rennen auf „Ultimo“ setzen würde.

Bronstein interessierten die technischen Details der Pferde ebenso wenig wie ihre bisherige Wettkampfbilanz. Er verstand von solchen Details ohnehin nichts. Er ging in solchen Dingen nach Gefühl vor, und „Ultimo“ klang gut in seinen Ohren. Hieß es nicht in der Bibel, die Letzten würden die Ersten sein? Entschlossen erhob er sich und ging zum Wettbüro. „An Schülling auf Plunger Boy und an auf Ultimo“, sagte er gelassen. Postwendend erhielt er die Wetscheine ausgefolgt. Mit diesen in der Hand ging er zurück zu seinem Sitzplatz. Im dritten Rennen hatte eben „Burscherl“ den favorisierten „Don Juan“ geschlagen, und Bronstein war froh, in diesem Wettkampf noch nicht gewettet zu haben, denn diesen Zettel hätte er jetzt getrost zerreißen können.

Nun wurden „Plunger Boy“ und seine Konkurrenten auf die Kampfbahn geführt. Es ging um den „Emil-Kraft-Preis“, der offenbar ganz gut dotiert war, denn an diesem Bewerb nahmen gleich mehrere ausländische Rennställe teil. Bronstein war beruhigt, dass „Plunger Boy“ mehr als beeindruckend aussah, denn das deutete auf einen sicheren Erfolg hin. Und schon gab der Starter das Zeichen.

Eineinhalb Minuten später spuckte Bronstein zornig aus und zerknüllte seinen Wetschein. Der britische Gaul war das Rennen zu schnell angegangen, sodass er am Ende nicht mehr zulegen konnte. Ein unscheinbarer Klepper namens „Mädy“ schnappte dem Engländer den Lorbeer vor den Nüstern weg. Jetzt hieß es auf „Ultimo“ hoffen, sonst war das Surschnitzel am Abend ein teurer Spaß.

Nervös zündete sich Bronstein eine weitere Zigarette an. „Ultimo“ sah alles andere denn vertrauenerweckend aus. Und er kam auch schon nicht gut vom Start weg. Doch das mochte noch

nichts bedeuten. „Mädy“ hatte zuvor auch aus dem Hinterhalt das ganze Feld aufgerollt. Doch der Abstand zwischen der Spitze und „Ultimo“ wurde größer statt kleiner. Die Schindmähre war tatsächlich das Letzte. Ein überaus passender Name für diese lahme Krücke. Der war ein klarer Fall für den Abdecker. „So a Schas“, schimpfte Bronstein und begab sich neuerlich zum Wettbüro. Im „Preis von Kottingbrunn“ vertraute er auf „Walküre“. Die Walküren brachten die gefallenen Helden nach Walhalla, und er war jetzt schon zweimal gefallen. Also setzte er kurz entschlossen zwei Schilling auf „Walküre“, die eine Quote von 1:2,5 aufwies. Und beim Kurpark-Handicap vertraute er wieder auf den Favoriten, auf das englische Pferd „Indra“, das mit 1:4 gehandelt wurde. Hier legte er seinen fünften Schilling an. Sollten beide Wetten aufgehen, so würde er immer noch vier Schilling Reingewinn machen, womit die Zeche beim Heurigen restlos ausfinanziert wäre. Mit prickelndem Bangen kehrte er auf die Zuschauerbänke zurück.

Die „Walküre“ legte einen fulminanten Start hin, und zur maßlosen Freude Bronsteins kam sie auch nicht mehr in Bedrängnis. Er vergaß all seine gute Erziehung, riss die Arme hoch und jubelte lautstark über den Triumph. Selbst wenn „Indra“ sich auch als Versager entpuppen sollte, dank „Walküre“ hatte er zumindest keinen Verlust mehr zu beklagen. Und das schöne Wetter gefiel ihm mit einem Mal noch besser.

Als hätte er selbst eben das Rennen gewonnen, stolzierte Bronstein wenig später zum Wettbüro zurück. Am liebsten hätte er getanzt, denn auch „Indra“ hatte ihn nicht im Stich gelassen. Mit breitem Grinsen hielt er dem Schalterbeamten seine beiden Wettscheine hin, der ihm daraufhin neun Schillingmünzen auf die Hand zählte. Bronstein fühlte sich wie ein General nach einer siegreichen Schlacht. Er war Krösus, was kostete die Welt?

Bronstein verstaute das Geld in seinem Portemonnaie, dann steckte er die Hände in die Hosentaschen und schlenderte pfeifend aus dem Areal. Er hielt auf den Badener Hauptplatz zu und überlegte bereits, wo er einkehren würde. Jedenfalls dort, wo es ein Surschnitzel gab.

In der Beethovengasse wurde er fündig. Er zog sich in das kleine Lokal an einen Tisch zurück, gab seine Bestellung ab und war so rundum mit sich und der Welt zufrieden. An den Fall Guschlbauer musste er keine einzige Sekunde denken. Nur daran, dass am nächsten Tag auch noch seine Sommerfrische am Semmering beginnen würde, sodass er sich mit gutem Gewissen ein zweites Viertel genehmigen konnte. Das Essen mundete ihm hervorragend, der Wein war bemerkenswert gut, und die Welt, ja, die Welt war schön. Er war so zufrieden mit dem Tag, dass er sogar dem Brotschani ein stattliches Trinkgeld gab. Diese armen Knaben, dachte Bronstein, die sich nach der Schule bis spät abends in irgendwelchen Kneipen verdingen mussten, um die paar Groschen nach Hause tragen zu können, die für sie abfielen, wenn sie mit einem Körbchen voller Gebäck stundenlang durch die Gaststube defilierten, in der Hoffnung, irgendjemand würde zu einem Mahl auch eine Semmel oder ein Stück Brot wünschen, waren wirklich nicht zu beneiden. Ihr Leben war hart genug. Sie stammten samt und sonders aus armen Familien, die kaum genug Geld verdienten, um sich eine Unterkunft leisten zu können, weshalb die Kinder zum frühestmöglichen Zeitpunkt zum Einkommen beitragen mussten. Zumeist trugen sie vor der Schule Milch oder Zeitungen aus, kamen dann schon erschöpft in den Unterricht und mussten danach schlecht bezahlte Arbeiten wie eben jene eines „Brotschani“ annehmen, bei welcher der Knabe gleichsam das Gebäck beim Wirten in Kommission erwarb, um sodann danach zu trachten, es bei der Kundschaft des Wirten wieder loszuschlagen. Dieser Brothandel sorgte bestenfalls für ein karges Brot, dachte Bronstein mitfühlend. Ihm hatte an jenem Nachmittag das Glück hold gelächelt, ein klein wenig davon konnte da ruhig für den blassen Jungen abfallen, der die ganze Zeit über schüchtern sein Backwerk angeboten hatte. Wenigstens an diesem Tag, so war Bronstein überzeugt, hatte sich die Mühe für den Burschen gelohnt, sodass er nicht nur hundemüde, sondern auch einigermaßen zufrieden in sein Bett fallen würde.

Es dunkelte bereits, als sich Bronstein, betört vom Wein und von den Heurigenliedern, unsicheren Schritts zurück zur Station der Badner Bahn machte. Solange es die Lichtverhältnisse noch zuließen, hielt er während der Fahrt seinen Blick auf die vorüberziehende Landschaft gerichtet, dann döste er

ein wenig, ehe er bei der Station nahe dem Palais Rainer ausstieg. Er querte den Phorusplatz, ging die paar Schritte den Mittersteig entlang, ehe er in die Schloßgasse einbiegen konnte. Dort kramte er nach seinen Schlüsseln, öffnete das Haustor und begann den mühsamen Aufstieg in den vierten Stock. Nachdem er hinter sich die Wohnungstür geschlossen und den Schlüssel innen ins Schloss gesteckt hatte, begab er sich in die Küche, wo er sich noch einen Cognac einschenkte, den er dann, während er eine weitere Zigarette rauchte, in kleinen Schlucken trank. Zuvor hatte er noch Wagners „Ritt der Walküren“ auf den Plattenteller gelegt, und mit dieser Musik im Ohr rüstete er sich zur Nacht. Zufrieden, wie er war, schlief er recht bald ein.

IV. Sonntag, 10. Juli 1927

Bronstein fühlte sich so leicht wie eine Feder, als er am frühen Morgen aus dem Bett sprang, und er wusste auch, warum. Es war Sonntag, endlich war er wieder sein eigener Herr. Vor allem aber war dies ein besonderer Sonntag, denn mit diesem Tag begann ein dreitägiger Urlaub am Semmering. Schon vor zwei Wochen hatte er ein Zimmer im „Panhans“ gebucht, das endlich einmal auch für ihn erschwinglich geworden war. Einmal ausspannen und auf andere Gedanken kommen, das konnte gar nicht verkehrt sein! Er würde durch die rauschenden Wälder spazieren, sich an der atemberaubenden Aussicht erfreuen und neue Kräfte tanken, um dann mit frischem Mut an diesen verzwickten Fall heranzugehen. Nicht wenige vertraten die Ansicht, dass man einen besseren Überblick gewann, wenn man zuerst ein wenig Abstand herstellte, und genau dies beabsichtigte Bronstein nun zu tun. Allein mit sich und seinen Gedanken in den Wäldern, das würde fraglos die richtige Kombination sein, um den entscheidenden Durchbruch in den Überlegungen zum Fall Guschlbauer zu erzielen. Also fuhr er frohgemut mit der Linie 13 zum Südbahnhof, um dort einen Waggon zweiter Klasse zu besteigen, in welchem er die Reise anzutreten gedachte. Kaum im Abteil angelangt, zog er sein Sakko aus und hängte es neben den Fenstervorhängen an einen Haken. Auf dem Mitteltisch postierte er sein Menagereindl, in dem sich zwei Eierspeisbrote befanden, die ihm als Atzung dienen sollten. Daneben stellte er die Thermoskanne mit dem Tee, und schließlich zog er seine Lektüre aus der Hosentasche. Es war eines dieser eierschalenfarbenen Reclam-Bändchen, mit dem er hoffte, während der Fahrt etwas Ablenkung zu finden.

Pünktlich auf die Minute setzte sich der Zug in Bewegung, und Bronstein registrierte erfreut, dass niemand sonst das Abteil betreten hatte. Zumindest bis Wiener Neustadt sollte er also seine Ruhe haben, dachte er sich, während er die Thermoskanne öffnete, um sich einen Schluck Tee einzugießen. Der Zug ratterte durch die Außenbezirke Wiens und erreichte bald Niederösterreich. Liesing, Perchtoldsdorf und Mödling passierte er ohne Zwischenstopp, und schon bewegte er sich auf Baden zu. Bronstein seufzte wohligh, räkelt sich und griff nach dem Büchlein, das er zuvor neben sich auf die Sitzbank gelegt hatte. Noch ehe er es aufschlug, hielt er jedoch in der Bewegung inne. Was hatte ihn nur dazu getrieben, ausgerechnet Schillers „Wilhelm Tell“ auf diese Reise mitzunehmen? „Durch diese hohle Gasse muss er kommen“, erinnerte er sich aus seiner Schulzeit, „es führt kein and'rer Weg nach Küsnacht.“ Der wack're Tell brachte den grausamen Tyrannen Geßler zur Strecke, da der ihm unsäglich Leid zugefügt hatte. War das eine Botschaft aus seinem Unbewussten, wie der neumodische Vogeldoktor vom Alsergrund sicherlich kühn behaupten würde? War er, Bronstein, auf der Suche nach einem Tell, der mit dem Fronvogt Guschlbauer abgerechnet hatte? Aus der Sicht der Österreicher, zumindest der damaligen, musste Tell ein Verbrecher sein, der sich an der Obrigkeit vergriffen hatte, und wenn die Schweizer nicht seinerzeit die Auseinandersetzung mit Habsburg für sich entschieden hätten, wäre er dies wohl immer noch, vorausgesetzt, man erinnerte sich noch an ihn. Und der Herr Regimentsmedicus aus Marbach am Neckar hätte ihm gewiss kein Stück gewidmet. Mit Gut und Böse war es so eine Sache, dachte sich Bronstein, während vor dem Abteelfenster die sanfte Hügellandschaft des Wiener Umlandes an ihm vorüberglitt. Objektiv war alles nur eine Frage des Zeitpunkts. Wer hätte es gewagt, dem Johann von Habsburg den Beinamen Parricida zu verpassen, wenn seiner Tat eine Krönung zum deutschen Herrscher gefolgt wäre? Und Heinrich der Zänker hieße nun wohl „Heinrich der Weise“, wäre er in seinem Ringen gegen die Ottonen nicht untergegangen. War nicht auch Robin Hood ein ganz gewöhnlicher Dieb gewesen, den nur der Volksmund in den Rang eines Helden erhoben hatte? Und so mochte es denn auch genügend Leute zwischen der Inneren Stadt und Simmering geben, die im Mörder Guschlbauers, nun, wenn schon keinen Helden, so zumindest keinen Übeltäter sehen mochten. Doch ihm standen derlei Überlegungen eigentlich nicht zu, er war nicht Richter über solches Tun, seine Aufgabe war es, dem Gesetz Geltung zu verschaffen, mochte es nun gerecht sein oder nicht. Er, der Polizeioberstleutnant David Bronstein,

stand nicht außerhalb seiner Zeit, und deshalb musste er eben dieser seiner Zeit Genüge tun. Die Geschichte mochte dereinst, entrückt auf höherer Warte, ein anderes Urteil sprechen, derweilen galt, was das Gesetz befahl. Und dieses Gesetz hieß ihn, den Mörder Guschlbauers zu finden und der Gerechtigkeit zuzuführen, denn es führte kein anderer Weg nach Küssnacht.

Abermals seufzte Bronstein und wollte nun endlich das Buch aufschlagen, als der Zug merklich an Fahrt verlor, um schließlich ruckartig im Bahnhof von Baden zum Stehen zu kommen. Bronstein nutzte die Pause, um das Fenster zu öffnen und sich neugierig umzusehen. Es stiegen etliche Passagiere aus, die wohl ihre Sommerfrische in der schönen Kurstadt verbrachten, und wie üblich rannten am ganzen Bahnsteig Händler mit ihren Bauchläden hin und her und priesen ihre Waren an, von denen sie hoffen mochten, dass durstige und hungrige Fahrgäste an diesen Interesse fänden. Bronstein war versorgt, und so schloss er das Fenster wieder, um zu vermeiden, dass eine der marktschreierischen Gestalten ihn zu Essiggurken oder Pflaumen überreden wollte. Der Tell also, der Mann mit der Armbrust, der seinen Hut nicht ziehen wollte, der Tell also sollte es sein.

Irgendwann musste Bronstein eingenickt sein, denn als er wieder bei sich war, da hatte sich die Landschaft deutlich verändert. Der Zug wand sich keuchend und ächzend die Trasse zum Semmering hoch, von lieblicher Landschaft war nichts mehr zu erkennen. Vor dem Fenster türmten sich mächtige Bäume, die weit in den Himmel ragten, sodass Bronstein kaum etwas vom Blau des Sommertages zu erkennen vermochte. Unwillkürlich griff er nach seiner Taschenuhr, und ein schneller Blick überzeugte ihn davon, dass die Fahrt keineswegs mehr lange dauern konnte. Vermutlich lag sogar Payerbach-Reichenau schon hinter ihm, sodass es nun auch keinen Sinn mehr hatte, mit der Lektüre fortzufahren. Eilig aß Bronstein seine beiden Brote, denn es würde wohl gar zu knausrig wirken, wenn er mit Proviant in seinem Hotel eintraf. Danach trank er den letzten Rest seines Tees, um sich schließlich mit Genuss eine weitere Zigarette anzuzünden. Während er den Blick unverwandt auf die Bäume gerichtet hielt, schritt der Schaffner den Waggon ab und teilte den Fahrgästen mit, dass die Station „Semmering“ in wenigen Minuten erreicht sei. Bronstein nahm noch ein, zwei Züge von der Zigarette, dämpfte diese dann aus und erhob sich. Er zog sein Sakko wieder an und nahm seinen kleinen Koffer aus dem Gepäcksnetz. In dem kleinen Wandspiegel überprüfte er seine Erscheinung, dann trat er entschlossen aus dem Abteil und begab sich zum nächsten Ausgang. Dort musste er nicht lange warten, ehe der Zug zum Stillstand kam. Ein Bediensteter der Bahn öffnete die Tür, und Bronstein stieg auf den Bahnsteig. Er hielt auf die Schalterhalle zu, als ihm ein uniformierter Chauffeur auffiel, der sich nervös nach allen Seiten umblickte. In seinen Händen hielt er verkrampt ein Schild, auf dem „Panhans“ zu lesen stand. Bronstein trat zu ihm hin und fragte, ob der Mann zufällig auf ihn wartete. Dieser nickte freudig und griff wie selbstverständlich nach Bronsteins Koffer. Während er dies tat, bat er um Verständnis, dass er aus Gründen der Rationalität auch noch zwei weitere Hotelgäste abholen müsse. Er hoffe jedoch, der hohe Herr werde sich dadurch nicht inkommodiert fühlen. Bronstein lächelte und bedeutete dem Fahrer, derlei sei für ihn selbstverständlich kein Problem. Diese Aussage tätigte er umso leichter, als er wusste, dass die Fahrt zum „Panhans“ kaum fünf Minuten dauerte. Wenn er aber die Hoffnung gehegt hatte, eine schöne junge Dame würde ihm in dieser Zeit Gesellschaft leisten, so sah er sich arg getäuscht. Eine misshandelte Alte mit ihrer Zofe watschelte auf das Automobil zu und erklärte in herrischem Ton, man möge gefälligst ihr Gepäck aus dem Zug holen. Bronstein beschloss, sich dadurch nicht die gute Laune verderben zu lassen, doch er spürte, wie seine Geduld an ein Ende kam, als die Alte an der Rezeption wie selbstverständlich den Vortritt verlangte, was umso ärgerlicher war, als sie erst nach einem wahren Privatissimum über die diversen Möglichkeiten des Semmeringgebiets abzog. Für Bronstein hatte dies immerhin den Vorteil, selbst keine Fragen mehr stellen zu müssen. Er trug sich einfach ein und nahm sodann seinen Zimmerschlüssel entgegen, der ihm freilich vom Hotelpagen gleich wieder aus der Hand genommen wurde. Der Junge eilte, den Koffer in der anderen Hand, die Treppe hinauf, sodass Bronstein Mühe hatte, ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Keuchend kam er in seinem Raum an, der ihm einen traumhaften Ausblick auf das Tal bot. Begeistert drückte er dem Pagen einige

Groschen in die Hand und entließ ihn. Er öffnete die Balkontür und ließ die reine Luft der Voralpen auf sich wirken. Mit Wohlgefallen registrierte er, dass die Sonne bereits tief genug stand, um direkt auf sein Domizil zu scheinen, sodass er sich auf dem Liegestuhl niederließ und die Augen schloss. Ja, hier ließ es sich trefflich weilen.

Es war eine leichte Kühle, die Bronstein weckte. Abermals wusste er zunächst nicht, wie lange er geschlafen hatte, doch der Sonne nach zu urteilen, musste es wohl schon 6 Uhr abends sein. Mit einem Blick auf seine Uhr verifizierte er diese These, und so zog er sich rasch um, ehe er in neuer Garderobe in Richtung Restaurant entwand.

Nachdem er an der Bar einen kleinen Aperitif zu sich genommen hatte, ließ sich Bronstein einen Tisch anweisen und nahm nur wenig später die Speisekarte entgegen. Nach kurzem Überlegen entschied er sich für eine Gänselebersuppe sowie für einen Tafelspitz mit Erdäpfeln und Apfelkren. Dazu bestellte er eine kleine Flasche Gewürztraminer. Er zündete sich eine Zigarette an und ließ den Blick durch den Raum schweifen. Zu dieser Zeit waren die Gäste noch relativ rar gesät, doch ein älterer Herr in Begleitung einer bemerkenswert hübschen jungen Dame fiel ihm sofort auf. Dass dieser sein Gegenüber mit „mein Kind“ anredete, mochte noch nichts besagen, doch dass sie mit „Papa“ antwortete, machte die Angelegenheit klar: Hier war ein Vater mit seiner Tochter auf Sommerfrische. Erneut bedauerte Bronstein, nicht zwei Jahrzehnte jünger zu sein, doch tröstete ihn alsogleich die Erkenntnis, dass ihm dies in einer solchen Situation auch nicht geholfen hätte. Es wäre schlicht unverschämt, sich einem fremden Tisch ohne ausgewiesenen Grund zu nähern. Und ein solcher Grund ließe sich wohl nur schwerlich finden. Da hatten es die Reisenden früherer Tage fraglos leichter. Damals gab es den table d'ôte, und so saß man automatisch am selben Tisch, weshalb sich eine gepflegte Konversation ohne sonderliche Hindernisse leicht beginnen ließ. Heutzutage blieb jeder für sich, und es bedurfte mannigfacher Kniffe, um mit jemandem ins Gespräch zu kommen. Aber, so gestand sich Bronstein schmunzelnd ein, für diese märchenhafte Elfe war er ohnehin viel zu alt, sodass es wohl besser war, dass die Etikette ihm jedwede Aufdringlichkeit verbat.

Erleichtert wandte er sich also der eben servierten Suppe zu, und er hätte an die beiden Gäste vielleicht gar nicht mehr gedacht, wären da nicht plötzlich lauter werdende Stimmen von deren Tisch zu ihm gedrungen. Er sah auf und erkannte, dass da offenbar tatsächlich jemand unverschämt gewesen war. Ein Mann von etwa Mitte zwanzig suchte die Nähe der Schönen, was auf wenig Gegenliebe des Vaters stieß. Wiewohl überdeutlich zu erkennen war, dass der Vater keinen Wert auf die Gesellschaft des jungen Mannes legte, setzte sich dieser einfach hin und begann, auf die junge Dame einzureden, die darob nicht minder empört war als ihr Vater. Dieser sah sich hilfesuchend nach einem Kellner um, während der dreiste Jüngling Anstalten machte, nach der Hand der Tochter zu greifen. Bronstein legte den Löffel beiseite, tupfte den Mund kurz mit der Serviette ab und erhob sich. Er ging die wenigen Schritte zu dem besagten Tisch, verbeugte sich andeutungsweise vor dem Herrn Papa und richtete sein Augenmerk dann auf den jungen Stutzer.

„Es mag Ihrer Aufmerksamkeit entgangen sein, junger Herr, aber Ihre Gegenwart scheint an diesem Tisch wenig erwünscht zu sein.“

„Wat jeht dik det an, Opa?“, schnauzte der so Angesprochene in breitem Berlinerisch zurück.

Unwillkürlich zückte Bronstein seine Marke und hielt sie dem Preußen unter die Nase: „Vü, also schmier' o, Marmeladinger.“ Das überlegene Lächeln verschwand aus dem Gesicht des Deutschen. Mit drohender Miene erhob er sich langsam: „Willste da mit dei'm Blech den Affen machen, oder wa? Det kannste varjessen, Bulle, Typen wie dir lass ick im Vorüberjehn die Luft raus, verstehste?!“

Bronstein tat, als holte er mit der Rechten aus, während er blitzschnell sein Knie nach vorn schnellen ließ, das unausweichlich in den Schamteilen seines Gegenübers landete. Der rang einen Augenblick nach Luft, griff sich dann mit beiden Händen an seine Genitalien und plumpste schwer auf den Sessel zurück. Bronstein beugte sich zu ihm hinunter und zischte: „Und jetzt kannst abmarkieren, oder i ban'l di aus, host mi?“

Der Berliner verstand sichtlich kein Wort, doch die prinzipielle Botschaft dieser Aussage war zu ihm

durchgedrungen. Mühsam erhob er sich und watschelte in merkwürdiger Haltung aus dem Saal. Bronstein verbeugte sich nun nochmals in die Richtung der beiden Gäste und stellte sich vor: „Gestatten, Oberstleutnant David Bronstein von der Wiener Polizei. Hier zur Sommerfrische. Ich hoffe, mein Verhalten war in Ihrem Sinne.“

„Absolut, mein werter Herr, absolut. Sie haben mir und meiner Tochter eine große Freude mit Ihrem Einschreiten bereitet. Erlauben Sie, dass ich mich vorstelle. Universitätsprofessor Martin Kvitek aus Prag – meine Tochter. Auch wir weilen hier zur Erholung, eine Tradition, die wir schon pflegten, als wir noch in Wien lebten. Aber setzen Sie sich doch zu uns, werter Herr Oberstleutnant.“

Es stellte sich heraus, dass Kvitek in Prag Physik unterrichtete und auch schon einige Fachbücher publiziert hatte, unter anderem ein populärwissenschaftliches Werk über tschechische Naturwissenschaftler, das in großer Auflage auf viel Resonanz gestoßen war. Die Tochter wiederum studierte an der Karl-Ferdinands-Universität, also an der deutschen Sektion der Prager Universität, tschechische und deutsche Literatur, was Bronstein doch einigermaßen überraschte. Er erinnerte sich an die alten Konflikte zwischen Tschechen und Deutschen, die auch in der neuen Tschechoslowakei bei weitem nicht beigelegt waren, und so schien ihm die von der Tochter gewählte Kombination zumindest ungewöhnlich.

„Ich dachte, Deutsche und Tschechen sind einander nicht ganz grün“, formulierte Bronstein seinen Gedankengang vorsichtig.

„Das ist nicht so ganz unrichtig“, pflichtete ihm die junge Kvitek wie selbstverständlich bei, „aber umso wichtiger ist es, Brücken zu schlagen.“

„Richtig“, griff der Vater den Gesprächsfaden auf, „unsere Republik steht auf einem soliden Fundament. Im internationalen Vergleich brauchen wir uns vor niemandem zu verstecken. Allein der Nationalitätenhader hindert uns an einer noch gedeihlicheren Entwicklung. Wenn es uns gelänge, dass Tschechen und Deutsche an einem Strang ziehen, dann würde unser Staat zu einem Vorbild für ganz Europa.“

Bronstein wusste nicht, was an dieser Sichtweise falsch sein sollte, und so nickte er.

„Wissen Sie“, fuhr Kvitek fort, „der Häuptling der tschechischen Sozialisten heißt Nemec. Wissen Sie, was Nemec in Ihrer Sprache bedeutet?“

Kvitek machte eine rhetorische Pause, ehe er fortfuhr: „Deutscher. Und nun raten Sie einmal, wie der Chef der deutschen Sozialdemokraten in unserer Republik heißt!“

Wieder eine rhetorische Pause. „Ludwig Czech. Ich denke, das sagt alles über diesen sogenannten Konflikt aus. Tschechen und Deutsche leben seit nahezu 700 Jahren auf unserem Staatsgebiet zusammen, da sollte man sich wirklich kleinlicher Streitereien, wer wo wie welches Vorrecht besitzen müsse, enthalten, meine ich. Wohin solcher Zwist führt, haben wir nicht zuletzt im Großen Krieg erlebt.“

Auch das war, befand Bronstein, wahr.

„Und daher“, fuhr Kvitek fort, „bin ich auch so stolz auf meine Tochter. Sie personifiziert das Überwinden der Gräben, die unsere gemeinsame Entwicklung hemmen. Und dass sie an der deutschen Sektion studiert, sollte für viele andere ein Signal sein.“

Bronstein ahnte, was Kvitek meinte. Um solche Orte machten tschechische Nationalisten wohl einen ebenso großen Bogen wie Deutschnationale ihrerseits um die tschechischen Hochburgen.

„Es muss irgendwann einfach gleichgültig sein, ob jemand Deutsch oder Tschechisch als Muttersprache spricht“, statuierte Kvitek, „die wechselseitige Aufrechnung von historischem Unrecht führt zu nichts. Was hinterlässt denn diese Politik von Auge um Auge, Zahn um Zahn? Lauter Blinde und Zahnlose! Nein, mein lieber Herr Oberst, so kann man einen Staat nicht führen. Und schon gar nicht eine Demokratie.“

„Interessant, dass Sie das erwähnen. Bei uns steht die Demokratie derzeit nicht allzu hoch im Kurs, will mir scheinen.“

„Keine Frage“, stimmte Kvitek zu, „wir erleben zurzeit hier in Mitteleuropa eine ziemliche Krise des

demokratischen Gedankens. Italien und Ungarn werden ja schon lange despotisch verwaltet, und in Polen zeigen sich auch schon deutlich autoritäre Tendenzen. Na, und von Rumänien will ich gar nicht erst reden, die hatten dort nie eine wirkliche Demokratie. Was übrigens auch für den SHS-Staat gilt. Dabei lässt sich doch eigentlich gar nicht leugnen, dass die Demokratie einen nennenswerten Fortschritt gegenüber allen Systemen, die zuvor ausprobiert wurden, darstellt.“

Bronstein wiegte den Kopf. „Das mag sein. Aber ich fürchte, mit der Idee der Demokratie war eine Menge an Hoffnungen und Erwartungen geknüpft, die zumindest bislang nur unzureichend erfüllt wurden.“

Was sagte er da? Er wagte sich auf gefährliches Terrain. Als Beamter hatte er neutral zu sein, seine Gedanken hatten gefälligst seine Gedanken zu bleiben, ein Exponieren, gleich in welche Richtung, war objektiv unstatthaft. Bronstein spürte eine gewisse Nervosität in sich aufsteigen. Bis jetzt, so sagte er sich, hatte er noch keine Aussage getroffen, die seinem Stand abträglich wäre, doch er bewegte sich ohne Frage auf dünnem Eis.

„Sehen Sie, das sage ich meinem Herrn Papa auch immer“, sprang ihm unerwartet die Kvitek bei, „wenn man lautstark verkündet, dass sich alles ändern wird, dann muss sich wenigstens etwas ändern, wenn man glaubwürdig sein will.“

Professor Kvitek tätschelte seiner Tochter begütigend die Hand und sah dann Bronstein mit einem milden Lächeln an: „Es ist das Vorrecht der Jugend, stürmisch und ungeduldig zu sein. Meine Tochter hat das alles nicht erlebt, diese Agonie der Monarchie, die Streitereien im Parlament, das Elend in den Arbeiterquartieren. All das kennt sie zum Glück nur aus den Geschichtsbüchern. Doch wenn man, so wie Sie und ich, weiß, wie das damals war, dann vermag man die herkulische Dimension der Aufgabe zu ermessen, der sich die Demokratie zu stellen hat. Es lässt sich nicht von heute auf morgen aus der Welt schaffen, was Jahrhunderte wie ein Alb auf den Nationen lag.“

Bronstein war beeindruckt: „Das haben S' jetzt aber schön g'sagt, Herr Professor“, entfuhr es ihm.

„Ja, aber genau das ist das Problem der Demokratie“, platzte es aus Kviteks Tochter heraus, „es wird immer schön geredet, aber es kommt nur ganz selten zur Tat. Das sieht man doch gerade hier in Österreich so klar. Die alten Eliten sind immer noch am Ruder. Gut, der Kaiser musste gehen. Und der Herr Fürst darf sich nicht mehr VON nennen. Aber er hat immer noch denselben Einfluss, und es sagt auch weiterhin jeder Fürst zu ihm. Schauen Sie sich nur um, Herr Bronstein, wer da aller noch Herr Graf, Herr Baron und Fräulein Hoheit ist. Dieser ganze Umsturz 1918, das war nicht einmal alter Wein in neuen Schläuchen, das waren nur neu angemalte Schläuche.“

„Na, Herr Professor“, lachte jetzt Bronstein, „Sie haben da ja eine kleine Revolutionärin an der Hand.“

„Ja, ja“, nickte der, „wie gesagt: Vorschnell ist die Jugend mit dem Wort.“

„Jössas“, sagte da Bronstein, „spät is' worden. Es war mir wirklich eine sehr große Freude, mit Ihnen beiden diesen Abend zu verbringen, aber ich fürchte, ich muss mich jetzt zurückziehen. Immerhin will ich mich morgen ordentlich in der freien Natur ertüchtigen. Aber wer weiß, vielleicht sieht man sich ja morgen Abend wieder?“

„Ja, das wäre sehr nett“, entgegnete Kvitek.

Bronstein erhob sich, verbeugte sich artig vor der jungen Kvitek und verabschiedete sich dann vom Professor. Er nannte dem Kellner zur Sicherheit nochmals seine Zimmernummer und raunte ihm, während er ansprechendes Trinkgeld überreichte, zu, dass die Desserts der Kviteks auf seine Kappe gingen. Dann begab er sich ins Foyer, nahm seinen Schlüssel entgegen und steuerte sein Zimmer an. Nicht, dass ihm die Unterhaltung nicht großen Spaß gemacht hätte, aber angesichts der Wendung, die das Gespräch gegen Ende genommen hatte, hatte er sich nicht mehr wirklich wohl gefühlt. Um sich nicht zu einer unbedachten Äußerung hinreißen zu lassen, hatte er es für klüger gehalten, sich zurückzuziehen. Si tacuisses, wie es so schön hieß. Er legte sein Jackett ab und sah sich im Zimmer um.

Auf der Kommode lag eine Ausgabe des „Kleinen Blattes“ vom Vortag. Das mochte vielleicht die

richtige Einschlafléktüre sein, sagte er sich, während er sich anschickte, sich zur guten Nacht zu rüsten. Auf Seite 4 der Zeitung stieß er auf den Bericht über die Verhandlungen im Schattendorf-Prozess. Da lasen sich die Dinge mit einem Mal völlig anders. Während die Heimwehrlé als feige Denunzianten dargestellt wurden, pries das Blatt Preschitz als ehrlichen und aufrichtigen Arbeiter, dessen Besonnenheit ein Glanzlicht des gesamten bisherigen Prozessverlaufs gewesen sei. In der Tat las sich Preschitz' Aussage im „Kleinen Blatt“ so, dass er in all seinen Bemühungen stets von dem Gedanken geleitet gewesen sei, mögliches Unglück zu verhindern. Bronstein ertappte sich bei dem Gedanken, dass ihm diese Aussage plausibel vorkam. Er kannte die Sozis nun schon seit fast dreißig Jahren, und entgegen ihren großen Worten bei ihren Versammlungen waren sie in der Praxis stets vorsichtig und von generell defensiver Haltung getragen. So war es durchaus möglich, dass Preschitz das Gasthaus des politischen Gegners betreten und dabei einen „Guten Tag“ gewünscht hatte, so wie er es vor Gericht behauptete. Dass er von den Heimwehrlern sodann provoziert wurde, klang ebenfalls glaubwürdig, denn ihm, Bronstein, war eine ganze Menge solcher Rabauken bekannt, die bei jeder Gelegenheit Streit suchten. Allerdings stellte sich schon die Frage, weshalb die Roten tatsächlich just ins Gasthaus der Schwarzen gegangen waren. Sie hätten es wesentlich einfacher haben können, wenn sie zu ihrem Wirten gegangen wären. Bronstein schloss den Gedankengang ab und konzentrierte sich wieder auf den Bericht, wobei er sich wunderte, wie ausführlich dieser war, zumal im Vergleich zu den dünnen Zeilen im Amtsblatt. Nicht weniger als fünf Seiten nahm die Geschichte ein, von derartiger Ausführlichkeit war schon lange nichts mehr gewesen. Aber er las das „Kleine Blatt“ üblicherweise nicht, vielleicht war genau dies das Markenzeichen dieser Zeitung, dass sie sich ein Thema herauspíkte und dieses dann entsprechend umfangreich darlegte. Und Bronstein, der sich noch immer nicht müde fühlte, las weiter.

Jetzt kam das Gericht nämlich auf die Rolle des Preschitz während der Rätezeit in Ungarn zu sprechen. Offenbar war der spätere Sozi zwischendurch ein Kommunist gewesen und hatte der Regierung Garbai als Funktionär gedient, wofür er vom Regime des Konteradmirals sechs Jahre ausgefasst hatte, von denen er offenbar viereinhalb tatsächlich abgesessen hatte. Für Preschitz sprach, dass die offizielle Auskunft des ungarischen Amtsgerichts seine Ausführungen zum Thema bestätigte. Und den Horthy-Leuten konnte man keinerlei Sympathie für die Roten nachsagen. Wenn die also sagten, jemand habe weiter nichts auf dem Kerbholz, dann entsprach das mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit der Wahrheit.

Aber ging es überhaupt um den Preschitz? Nein! Wozu befasste sich das Gericht dann so lange mit ihm? Bronstein spürte, wie er ungeduldig wurde. Die Vernehmung weiterer Augenzeugen überflog er nur noch, doch überraschte ihn schließlich der letzte Satz. Die Verhandlung sei auf Samstag vertagt worden, stand da zu lesen. Es gab also Entwicklungen, die er noch nicht kannte. Vielleicht würde er zum Frühstück eine Sonntags-Ausgabe der Zeitung ergattern, dann konnte er sich darüber informieren, wie der Prozess weitergegangen war. Doch fürs Erste war er nun wirklich müde geworden. Er legte die Zeitung auf dem Nachttisch ab, löschte das Licht und schloss mit einem kaum hörbaren Seufzer die Augen.

V. Montag, 11. Juli 1927

Es war wenige Minuten nach acht Uhr, als er erwachte. Das strahlend schöne Wetter tauchte das ganze Tal in ein malerisches Licht. Er genoss die Szenerie und lehnte sich gemütlich an das Geländer seines Balkons, um einfach seinen Blick schweifen zu lassen. Er verspürte Lust auf eine Zigarette, doch gleichzeitig wuchs der Gusto nach einer Tasse Kaffee. Und so machte er schnell einige Kniebeugen, ging dann zurück ins Zimmer, wo er sich rasch wusch und ankleidete. Keine zehn Minuten später saß er im Restaurant und ließ sich das Frühstück bringen.

„Wünschen der Herr auch eine Zeitung?“

Bronstein dachte kurz nach, dann wandte er sich an den Kellner, der ihm eben die besagte Frage gestellt hatte: „Ob Sie zufällig noch das Kleine Blatt von gestern haben? Ich habe die Samstagsausgabe dieser Zeitung gestern auf meinem Zimmer gefunden, und da war eine Geschichte enthalten, die gestern ihre Fortsetzung erfahren sollte. Und diese Fortsetzung würde mich interessieren.“ Bronstein wusste selbst nicht, warum er sein Anliegen eben so umständlich erklärt hatte, aber es war ihm, wie er merkte, offenbar ein Bedürfnis, nicht als regelmäßiger Leser einer sozialdemokratischen Zeitung zu erscheinen. Der Kellner schien damit jedoch kein Problem zu haben und entfernte sich mit den Worten, er werde sehen, was er tun könne.

Offensichtlich konnte er eine ganze Menge tun, denn Bronstein hatte seine Semmel noch nicht fertig mit Butter bestrichen, als ihm der Bedienstete bereits das Gewünschte auf den Tisch legte. Bronstein bereicherte die Semmel noch mit einer Schicht Marillenmarmelade, dann legte er sie auf den Teller, wischte sich die Finger in der Stoffserviette ab und griff nach der Zeitung. Auf Seite 5 wurde er fündig. Schon die Überschrift erweckte sein Interesse. Der Gendarmeriekommandant bestätige die Aussagen der Schutzbündler, hieß es da. Dementsprechend rasch überflog er, während er seine Semmel aß, die Aussagen der beteiligten Roten und begann erst auf der übernächsten Seite genauer zu lesen, da dort der Kollege von der Schattendorfer Exekutive zu Wort kam.

Endlich kam, fand Bronstein, Sachlichkeit in die ganze Angelegenheit. Der Beamte berichtete, dass ihm gesagt worden sei, aus dem Gasthaus der Frontkämpfer seien Schüsse abgegeben worden, weshalb er sich selbst dorthin begeben habe, um die erforderliche Amtshandlung vorzunehmen. Als er die Umstehenden von seiner Absicht in Kenntnis gesetzt hatte, seien diese ohne weitere Manifestation friedlich abgezogen, nahm der Gendarm die Roten in Schutz. Auch der Vorwurf der Rechten, sie seien von Schutzbündlern verprügelt worden, habe sich als haltlos erwiesen, wie er generell den Eindruck gehabt habe, diese Behauptung sei zuvor als Schutzbehauptung abgesprochen worden. Zudem habe seine Untersuchung ergeben, fuhr der Beamte fort, dass es seitens der Schutzbündler keinerlei Aggression wider das Gasthaus der Frontkämpfer gegeben habe, während es evident sei, dass die Frontkämpfer Schüsse auf ihre Gegner abgegeben hatten. Nach der Einvernahme des Gendarmeriekommandanten sei, so schloss der Bericht, die Verhandlung auf Montag, 9 Uhr, vertagt worden.

Bronstein atmete durch. Allmählich kam für ihn Licht in die Sache. Die Sozis hatten sich tatsächlich nichts zuschulden kommen lassen, das schien ihm mittlerweile klar. Es mochte sein, dass sich die Frontkämpfer wirklich bedroht gefühlt hatten, ehe sie das Feuer auf die Demonstranten eröffneten. Doch dieses Gefühl war keineswegs ausreichend, um sich auf Notwehr berufen zu können, zumal die Schüsse ja offenkundig gezielt in die Menge abgegeben worden waren, wodurch die Schützen den Tod Unbeteiligter billigend in Kauf genommen hatten. Damit allein schon war für ihn der Tatbestand gemäß Paragraph 87 erfüllt, und der Schuldspruch gegen die Schützen konnte die einzig logische Konsequenz sein. Eventuell müsste man, dachte Bronstein weiter, in einem zweiten Prozess klären, wer die tödlichen Schüsse abgegeben hatte, um sodann jemanden wegen fahrlässiger Tötung zu verurteilen, doch dieser Prozess konnte gar nicht anders als mit einem Schuldspruch enden, dessen war sich Bronstein nach Kenntnis des bisherigen Verhandlungsverlaufs sicher.

Zufrieden mit seinen Überlegungen, widmete er sich nunmehr erneut dem Frühstück. Er trank eine weitere Tasse Kaffee und zündete sich eine Zigarette dazu an. Er blickte aus dem Fenster und überprüfte, ob das Wetter immer noch so einladend war wie am frühen Morgen. Es lud in der Tat zu einer kleinen Wanderung ein, und so traf er, kaum dass er sich wieder auf seinem Zimmer befand, alle nötigen Vorkehrungen, um schließlich, wenige Minuten nach neun Uhr morgens, vor dem Hotel zu stehen. Er schlug den Weg nach links ein und marschierte eine kleine Strecke die Straße entlang, ehe er einen markierten Waldweg nahm, der ihn alsbald weit weg von jeder Zivilisation führte.

Es tat ungemein gut, fernab jeder dienstlichen Verpflichtung einfach nur den Duft der Blätter einzusaugen und sich am Prozess des Gehens zu erfreuen, fand er. Hie und da blieb er stehen und lauschte den Geräuschen des Waldes. Als er einen Kuckuck hörte, griff er instinktiv nach seiner Geldbörse und schüttelte sie kräftig. Er lachte über seine Verbeugung vor völkischem Aberglauben und schritt dann munter weiter aus.

Nach einer Dreiviertelstunde kam er an eine Lichtung, von der aus er neuerlich einen überwältigenden Blick über die Landschaft hatte. Er fand einen Baumstrunk, auf dem er sich niederließ. Dort nahm er einen Schluck aus seinem Flachmann, in den er etwas Wasser gefüllt hatte, und zündete sich eine Zigarette an, die er, während er einfach nur auf die Täler sah, gemütlich rauchte.

Am anderen Ende der Lichtung fiel ihm ein kleiner Wegweiser auf, dem er entnahm, dass er, würde er die gewiesene Richtung einschlagen, in einer Stunde ein Rasthaus erreichen würde. Ein Blick auf seine Uhr überzeugte ihn davon, dass dies gerade der richtige Zeitpunkt für ein Mittagessen sein würde, und so nahm er die Route frohgemut in Angriff. Als er die Hütte vor sich auf einer Kuppe liegen sah, fiel ihm auf, dass es ihm tatsächlich gelungen war, den ganzen Vormittag über kein einziges Mal an den Fall Guschlbauer zu denken. Was für eine Wohltat!

Rundum zufrieden orderte er ein Krügel Bier und eine Brettljause. Er fühlte, wie seine Kräfte wieder zurückkehrten, wie die Last des Alltags von ihm abfiel. Was konnte es Besseres geben, als in der freien Natur zu sein und sich von all der städtischen Mühsal und Plage zu erholen? Er bedauerte es aufrichtig, sich nicht gleich eine ganze Woche Urlaub genommen zu haben, doch umso mehr würde er die beiden ihm zur Verfügung stehenden Tage nutzen.

Nach dem Essen setzte er sich hinter dem Haus auf eine Bank und ließ sich von der Sonne bescheinen. Es war herrlich, die Rückkehr alter Kräfte förmlich zu spüren. Gut und gern zwei Stunden mochte er auf diese Weise zugebracht haben, ehe ihn die Mittagshitze doch wieder in den Wald zurücktrieb. Ohne große Eile machte er sich an den Abstieg, und als er endlich wieder die Straße, die zum „Panhans“ führte, erreicht hatte, da war es, wie er fand, gerade die rechte Zeit, sich einen Kaffee zu gönnen.

Diesen nahm er dann in einem kleinen Etablissement in Sichtweite des Hotels, wobei er das Bedürfnis verspürte, etwas zu lesen. Er dachte an den eben absolvierten Spaziergang, und in seiner Erinnerung stiegen Passagen aus den Werken Stifters auf, die er vor langer, langer Zeit gelesen hatte. Irgendetwas von einem Waldsteig, memorierte er für sich. Da ging es doch um einen hypochondrischen Kauz, der Gefahr lief, sein Leben lang ein unbeweibter Junggeselle zu bleiben, ehe ihm just bei einer Kur doch noch das Schicksal lächelte.

Na ja, das war eher nichts für ihn, dachte Bronstein bitter. Er war stundenlang durch den Tann gewandelt, doch ein Kurschatten hatte sich dabei nicht gezeigt. Wohl eher würde er wie Stifters Waldgänger enden, ein gleichsam seltsamer Alter, der Moose und Steine sammelt und sich der Welt gänzlich entzogen hat. Nein, wenn er es recht bedachte, dann war Stifter doch nicht die richtige Lektüre, denn Trübsal blies er auch so schon genug. Jetzt kehrten seine Gedanken doch wieder zum Fall Guschlbauer zurück. Was waren ihm da für wunderschöne Frauenzimmer untergekommen! Warum passierte ihm das in der Freizeit nicht? Warum gelang es ihm nicht, endlich eine Frau zu finden, mit der er den Rest seines Lebens teilen konnte? In seinem Alter war es allerhöchste Eisenbahn, endlich unter die Haube zu kommen, wenn man nicht als merkwürdiger Sonderling

Stifter'scher Prägung enden wollte.

Es war doch wirklich zu dumm. Er sah doch ganz passabel aus. Er hatte eine letztlich beneidenswerte Stellung, verfügte über ein akzeptables Einkommen und machte einer Frau sicherlich keine Schwierigkeiten. Er trank nicht, war in allem, was er tat, maßvoll und würde einem Eheweib sicherlich etwas zu bieten haben. Warum also war er immer noch Junggeselle? Was hatte er falsch gemacht?

Bronstein zündete sich eine weitere Zigarette an und erwog die Bestellung eines Enzians, der ihm die richtige Antwort auf seinen Trübsinn zu sein schien. Er hatte, dachte er bei sich, wahrscheinlich gar nichts falsch gemacht, denn er konnte sich an keine einzige Beziehung erinnern, die in die Brüche gegangen wäre, weil er sich nicht richtig benommen hätte. Nein, das Schicksal war für seine Lage verantwortlich, denn die richtige Frau hatte einfach niemals seinen Weg gekreuzt.

„Ja guten Tag, Herr Oberst. Was für ein Zufall, dass man sich hier trifft!“

Bronstein blickte auf und sah in das Gesicht der Kvitek. War das etwa die Antwort des Fatums auf seine Gedanken? Instinktiv sprang Bronstein auf und verbeugte sich. Dabei wollte er den Gruß erwidern, doch seiner Kehle entrang sich nur ein heiseres Krächzen. Er hoffte inständig, dass die Kvitek ihm dies verzeihen würde. Nun kam auch der Professor in sein Sichtfeld, der offenbar etwas länger gebraucht hatte, die Gaststätte zu betreten. Die beiden Männer begrüßten einander gleichfalls.

„Ich will Sie nicht inkommodieren“, begann Kvitek, „aber würden Sie uns eventuell die Ehre geben, heute beim Abendessen mit uns zu speisen?“

Bronstein kämpfte gegen aufsteigende Tränen der Rührung an. „Aber mit dem allergrößten Vergnügen“, sagte er endlich.

„Hervorragend. Dann wollen wir Sie jetzt nicht weiter stören. Wir sehen uns um 19 Uhr im Speisesaal?“

Bronstein nickte. „Ich werde pünktlich sein.“

„Prächtig. Einen schönen Nachmittag noch.“

Na bitte, mitunter konnte das Leben ja doch schön sein, freute sich Bronstein. Er verzichtete auf den Enzian und bestellte stattdessen einen milden Cognac, mit dem er seinen Kaffeehausbesuch abrundete.

Er verbeugte sich nochmals in Richtung der Kviteks und verließ dann das Lokal. Nachdem er noch eine kleine Weile ziellos durch den Ort gestreift war, fand er sich auf seinem Zimmer wieder. Dort rastete er sich zunächst etwas aus, indem er es sich auf dem Balkon gemütlich machte, dann jedoch sagte ihm ein Blick auf die Uhr, dass er darangehen musste, sich für das Abendessen anzukleiden. Er wusch sich Gesicht, Nacken und Arme, legte dann ein leichtes Unterhemd an, über welches er ein blütenweißes Hemd platzierte. Die schwarze Stoffhose vom Vortag mochte, befand er, noch angehen. Er kombinierte diese Gewandung mit gleichfalls schwarzen Schuhen, einer ebenso schwarzen Fliege und seinem Jackett. Er spritzte sich einen Hauch Kölnischwasser ins Gesicht und überprüfte dann vor dem Spiegel seine Adjustierung. Er war mit sich zufrieden und begab sich sodann in den Speisesaal.

Dort saßen die Kviteks bereits an ihrem Tisch und winkten ihn freudig zu sich. Bronstein erwiderte die Geste und setzte sich nach einer adäquaten Begrüßung ebenfalls. Kvitek gab dem Kellner ein Zeichen, der daraufhin die Speisekarte brachte. Bronstein entschied sich nach kurzem Zögern für den Tafelspitz, dazu bestellte er einen milden Rivaner. Die Kviteks gaben gleichfalls ihre Bestellung ab, und der Kellner entfernte sich wieder. Bronstein zündete sich eine Zigarette an, Kvitek griff zu seiner Pfeife. Fasziniert beobachtete Bronstein, wie viele Handgriffe es brauchte, um diesem Gerät den gewünschten Nikotingenuss zu entlocken. Nachdem Kvitek mit dem Resultat seiner Bemühungen endlich zufrieden war, wandte er sich an Bronstein: „Ich hoffe, der jugendliche Eifer meiner Tochter hat Sie gestern nicht schockiert.“

Bronstein hob seine Hände zu einer abwehrenden Geste: „Aber ganz und gar nicht, ich fand ihren Standpunkt sogar überaus interessant. Hie und da braucht es einfach eine neue Sichtweise auf die Dinge, sonst ändert sich so lange nichts, bis es zu spät ist.“

„Siehst du, Papa, das ist genau meine Meinung. In diesem System kommt es unmerklich zu nachteiligen Entwicklungen, die in eine Katastrophe münden können und wohl auch werden. Die Demokratie ist ein Frosch im Kochtopf.“

„Ein Frosch?“ Bronstein und Kvitek waren gleichermaßen überrascht über diesen Satz.

„Ein Frosch“, fuhr die Kvitek unbeeindruckt fort, „ist nämlich ein merkwürdiges Tier. Wenn man ihn in einen Topf mit heißem Wasser wirft, dann wird er alles in seiner Macht Stehende tun, um sich daraus zu befreien. Setzt man ihn aber in einen Topf mit lauwarmem Wasser, der sich auf dem Herd befindet, so kann man das Wasser zum Kochen bringen, ohne dass das Tier sich bewegen wird. Ihm fehlt nämlich das Sensorium, den allmählichen Temperaturanstieg zu registrieren. Es fühlt sich quasi wie in einer Badewanne und verpasst dabei den Augenblick, ab dem es gefährlich wird. Es wird also ohne irgendeine Reaktion einfach sterben. Und so ist es mit der Demokratie auch.“

„Aber Liebes“, ergriff Kvitek die Hand seiner Tochter, „kommt dir dieser Vergleich nicht selbst etwas gewagt vor?“

„Ganz und gar nicht, lieber Papa, die herrschende Kaste ist in einer bürgerlichen Demokratie dermaßen abgehoben, dass sie nicht weiß, was an der Basis der Gesellschaft vorgeht. Sie ignoriert die Warnzeichen so lange, bis die Revolution losbricht.“

„Es tut mir leid, verehrtes Fräulein“, mischte sich nun Bronstein ein, „aber ich halte diese These auch für einigermaßen kühn. Es mag zwar auch im jetzigen System zu einigen unerfreulichen Entwicklungen kommen, aber im Großen und Ganzen wird doch niemand von uns der Ansicht sein, dass es in der Monarchie für die große Masse der Bevölkerung besser war als heute.“ Bronstein sah den Professor hilfesuchend an: „Oder sehe ich das falsch?“

„Das ist ja gerade der Punkt“, hielt die Kvitek ihm sofort entgegen, „es hat sich ja in Wirklichkeit gar nichts geändert. Die herrschenden Eliten der Monarchie sind auch die herrschenden Eliten der Demokratie. Und wissen Sie, warum? Weil die so genannte Revolution von 1918 keine war. Man hat nur die Wände neu gestrichen, aber das Gebäude ist geblieben. Wir leben immer noch im Kapitalismus, und da ist es nebensächlich, welche Regierungsform sich die Bourgeoisie gibt. Der juristische Überbau ist nur Camouflage für die Ausbeutung des Volkes.“

„Das heißt, gnädiges Fräulein, Sie sehen keine Fortschritte zwischen, sagen wir, 1916 und heute?“

„Es hat sich doch nichts geändert. Der einzige Unterschied zu damals besteht darin, dass die Bourgeoisie heute ihre Herrschaft besser tarnt. Sie vermittelt dem Volk den Eindruck, es habe heute eine Mitsprachemöglichkeit, könne darüber entscheiden, welchen Weg die Politik einschlägt. Doch in Wirklichkeit sind die demokratischen Wahlen ein einziger Schwindel, denn die herrschende Klasse sorgt dafür, dass in jedem Fall alles beim Alten bleibt. Die vermeintliche Wahlmöglichkeit ist also eine bewusste Lüge, um die ausgebeuteten Massen ruhig zu halten. Naturgemäß gilt dies auch für die mannigfachen Wahlversprechen vor einem Urnengang. Ich bin der festen Überzeugung, dass nirgendwo so viel gelogen wird wie in der bürgerlichen Demokratie.“

„Aber mein Schatz, jetzt übertreibst du aber.“

„Eher im Gegenteil, lieber Herr Papa, eher im Gegenteil. Was haben uns die demokratischen Politiker seit 1918 nicht alles versprochen? Und was davon haben sie gehalten? Die Republik ist eine überaus profitable Sache. Aber nur für jene, die schon von der Monarchie profitiert haben. Und die auch in einer Diktatur profitieren würden. Und weil das immer mehr Menschen begreifen, müssen die Politiker zu immer perfideren Lügen greifen, um das Volk auch weiterhin täuschen zu können.“

„Sehen Sie die Dinge wirklich so düster, liebes Fräulein?“

Die Kvitek atmete kurz durch, dann setzte sie zu einer Antwort an: „In einer in Klassen geschiedenen Gesellschaft nimmt die konventionelle Lüge umso größere Gestalt an, je stärker die bestehende Ordnung unter dem Einfluss der ökonomischen Entwicklung und des von ihr hervorgerufenen Klassenkampfes ins Wanken gerät. Je mehr sich der Widerspruch zwischen den wachsenden Produktivkräften und der existierenden Gesellschaftsordnung entwickelt, desto mehr nimmt die Ideologie der herrschenden Klasse den Charakter der Heuchelei an. Und je mehr die

Heuchelei durch das Leben Lügen gestraft wird, desto moralischer und heiliger wird die Sprache dieser Klasse.“

„Hoho“, entgegnete Bronstein mit einem Lachen, „da haben wir ja wirklich eine waschechte Kommunistin unter uns.“ In diesem Augenblick sah er den besorgten Gesichtsausdruck des Vaters und zwinkerte ihm freundlich zu. „Keine Sorge, Herr Professor, für mich heißt Demokratie, dass jeder sagen darf, was er denkt, solange er nicht öffentlich zu strafbaren Handlungen aufruft. Wenn die Gedanken einmal nicht mehr frei sind, dann sind wir wirklich in einer Diktatur angekommen.“ Dann wandte er sich wieder der Kvittek zu: „Meinen Sie wirklich, gnädiges Fräulein, dass es keinen Fortschritt in der Geschichte gibt? Waren denn die Menschen im Altertum nicht ärmer dran als wir heute?“

„Witzig, Herr Bronstein, dass Sie gerade auf das Altertum zu sprechen kommen. Der Traum von der Gleichheit aller Menschen ist so alt wie die Menschheit selbst. Schon die alten Griechen träumten ihn. Nehmen wir nur einmal Xenophanes. Der wollte die Gleichheit aller Bürger und proklamierte diese als Sinn und Zweck menschlicher Entwicklung. Dem hielt die herrschende Aristokratie sofort entgegen, dass die allgemeine Gleichheit unmöglich sei, quasi naturbedingt. Die Natur mache die Menschen a priori ungleich, weshalb jeder mit seinem Los zufrieden sein müsse. Dementsprechend dürfe es dem Staat auch nicht darum zu tun sein, die herrschende Ordnung zu ändern, er müsse lediglich danach trachten, dass alles in geordneten Bahnen verlaufe, um Willkür oder Despotie hintanzuhalten. Die bürgerlichen Demokraten verkünden die unbedingte Herrschaft des Gesetzes, in dem gleichsam der allgemeine Wille zum Ausdruck kommt. Strebe man nun nach einer Aufhebung der bestehenden Ordnung, so handle man wider das Gesetz, da man ja nicht den allgemeinen Willen vertrete. Doch, so frage ich Sie, was ist der allgemeine Wille? Wenn Sie, Herr Bronstein, eine Partei wählen, die, sagen wir, für eine steuerliche Entlastung eintritt, für mehr soziale Leistungen und, na, für eine Abrüstung der militärischen Einrichtungen, und diese Partei schafft dann neue Panzer an, kürzt das Arbeitslosengeld und erhöht die Konsumsteuern, dann haben Sie dennoch keinerlei Möglichkeit, dies zu verhindern, zumindest nicht bis zur nächsten Wahl. Würden Sie nun sagen, diese Politik entspricht dem allgemeinen Willen?“

„Na wenn sich eine Partei tatsächlich so verhält, dann wird man sie natürlich nicht mehr wählen“, erklärte Bronstein.

„Ja, aber es sind doch alle so. Die Christlichsozialen sind weder christlich noch sozial, die Sozis sind nicht sozialistisch, und die Liberalen sind nicht liberal. Das sind alles nur Etiketten, die vor einer Wahl hergezeigt werden, um sie nach der Wahl sofort wieder zu vergessen.“

„Ich kann mich noch daran erinnern, wie das in der Monarchie war. Da hatten auch viele das Gefühl, ihre Anliegen würden nicht berücksichtigt, und so wählten sie die modernen Volksparteien, und die alten Parteien gerieten ins Hintertreffen. Und wenn das jetzt für die neuen Parteien gilt, dann werden eben wieder andere Parteien aufsteigen. Ich denke, in der Demokratie gibt es einen beständigen Selbstreinigungsprozess. Das Vertrauen der Wähler ist nur geborgt, und wer es missbraucht, dem wird es auch früher oder später entzogen.“

„Was Sie dabei aber übersehen, ist der Umstand, dass jede neue Partei sehr schnell in das System integriert wird. Das hat man doch gerade bei den Sozialdemokraten sehr schön verfolgen können. Vor zwanzig Jahren waren das noch Aussätzige der Gesellschaft, die kaum genug Geld hatten, um ihre Familien zu ernähren. Und heute sitzen sie in Ämtern, mit Würden nur so überhäuft, und wissen gar nicht, wohin mit all dem Geld, das sie als Mandatare verdienen. Eben waren sie noch verfemt, auf einmal werden sie hofiert. Sie haben keinen Kontakt mehr zum Volk, dafür treffen sie täglich auf die anderen Parlamentarier, gehen mit denen essen, verkehren bald nur noch mit denen. Das schweißt zusammen, die gemeinsamen Interessen wirken bald mehr als der Wählerauftrag, den man eigentlich erhalten hat. Und so vertreten diese Leute doch nur allzu schnell ihre eigenen Interessen statt jene des Volkes. Sie wollen oben bleiben, und darum stimmen sie jeder Vorlage zu, egal, wie viel Schaden sie anrichtet, denn Marx hatte schon recht, als er feststellte, dass das Sein das Bewusstsein bestimmt.“

Sehen Sie sich doch nur einmal unsere Steuergesetzgebung an. Da könnte viel geschehen, wenn man nur wollte. Fast alle Steuern sind heute Massensteuern. Sie speisen sich aus dem Konsum, denn jeder von uns muss konsumieren, ob er nun will oder nicht. Aber für einen Reichen fallen die Abgaben im Verhältnis zu seinem Besitz natürlich viel geringer aus als für einen Armen, da sich der Steuersatz vom Preis des Produkts berechnet. Relativ gesehen kommt den Arbeiter sein Bier also viel teurer als den Unternehmer. Und gleichzeitig gibt es just dort kaum steuerliche Belastung, wo es Reiche treffen würde. Und vor allem werden die wesentlichen Belange gar nicht erst angetastet. Nehmen wir nur einmal den Besitz und das Vermögen. Durch unser Erbrecht ist gewährleistet, dass, wer reiche Vorfahren hat, auch selbst reich wird. Wo aber nichts ist, was zu erben wäre, da bleibt den Betroffenen nur das Elend. Erben oder verderben, sozusagen. Solange also nicht das Vermögen ordentlich besteuert und ungerechtfertigter Besitz nicht enteignet wird, ist die von Ihnen so verteidigte Demokratie nichts als eine Schimäre.“

„Also wollen Sie doch den Kommunismus?“

„Ich will Ehrlichkeit. Schon als Kind hat man mir beigebracht, ich soll nicht lügen. In der Politik ist die Lüge aber das Handwerkszeug schlechthin. Da ist ja ein Diktator noch ehrlicher als ein demokratischer Parteiführer, denn der sagt wenigstens, was er vorhat, da weiß man, woran man ist. Aber bei diesen Demokraten weiß man nie, wie sehr sie einen am Ende des Tages betrogen haben.“

„Vielleicht muss man erst einmal erlebt haben, was so alles an Diktatur möglich ist, um die Demokratie mit allen ihren Schwächen schätzen zu lernen“, gab Bronstein zu bedenken.

Die Kvitek setzte abermals zu einer Replik an, doch ihr Vater nahm sie neuerlich an der Hand und sagte mit markanter Bestimmtheit in seiner Stimme: „Genug Politik jetzt. Das Dessert wird gleich aufgetragen. Wir sollten den Abend genießen. Und das gelingt wesentlich besser mit anderen Themen, denn, und da sind wir wahrscheinlich alle einer Meinung: politisch Lied, garstig Lied.“

Es war der Tochter anzusehen, dass sie gerne weiterdisputiert hätte, doch sie fügte sich dem Willen des Vaters, und so unterhielt man sich in der Folge über Musik und Literatur, wo man freilich mehrmals Gefahr lief, ebenso hitzig zu streiten wie zuvor bei den politischen Fragen. Doch als der alte Kvitek unvermittelt damit begann, Witze zu erzählen, war alsbald jedwede Gemütsschwere vergessen, und hätten nicht die Kellner irgendwann damit begonnen, die Sessel auf die Tische zu stellen, wären die drei wohl bis zum Morgengrauen sitzen geblieben. So aber beglich man die Rechnung und schickte sich an, zu den Zimmern zurückzukehren. Im Flur verabschiedete man sich.

„Herr Kvitek, gnädiges Fräulein, ich habe diesen Abend über die Maßen genossen. Mehr Erholung kann man sich von einem Urlaub gar nicht wünschen. Sie haben mich überaus glücklich gemacht, kann ich sagen.“

„Die Freude“, antwortete Kvitek, „war ganz unsererseits. Wir hoffen doch sehr, dass wir uns wieder begegnen. Wissen Sie, Herr Bronstein, ich überlege sogar, mir hier in der Gegend ein kleines Häuschen zu kaufen, und dann erwarte ich selbstverständlich, dass Sie uns die Ehre geben, dort unser Gast zu sein. Wir müssen unbedingt unsere Adressen austauschen.“

Mit einem festen Händedruck gingen die beiden Männer auseinander. Bronstein wandte sich der Tochter zu, ergriff ihre Hand, führte sie halben Wegs zu seinem Mund, während er sich gleichzeitig verbeugte. Ihm gelang ein formvollendeter Handkuss, dann sah er der jungen Frau tief in die Augen: „Ich bin immer noch beeindruckt von Ihrer Klugheit, Ihrer Redegewandtheit und von dem Feuer, das in Ihnen lodert. Sehen Sie zu, dass es nicht erlischt. Die Gesellschaft braucht Menschen wie Sie. Und offenbar die Demokratie ganz besonders.“ Dabei lächelte er ein wenig.

Die Kvitek sah zu Boden. „Das ist zu viel der Ehre. Aber auch ich habe unseren kleinen Disput sehr genossen. Ich werde mich bemühen, den in mich gesetzten Erwartungen zu entsprechen.“

„Davon, liebes gnädiges Fräulein, bin ich überzeugt. Ich darf Ihnen nun eine gute Nacht wünschen.“

„Das wünsche ich auch Ihnen, werter Herr. Und ich danke Ihnen für einen schönen Abend.“

Damit war die Kvitek verschwunden. Bronstein sah ihr noch eine kleine Weile nach, dann begab er sich zu seiner Zimmertür. Ein schöner Abend. Wie lange war es her, dass eine Frau sich bei ihm für

einen „schönen Abend“ bedankt hatte. Noch dazu eine so kluge und so schöne? Mehr, so befand Bronstein resümierend, konnte man in seinem Alter von einer Sommerfrische kaum erwarten. Beinahe beschwingt entkleidete er sich und ließ sich übermütig in sein Bett fallen. Er war so jung und unbeschwert, dass er am nächsten Morgen glatt den Semmering erklimmen konnte. In dieser euphorischen Stimmung sank er alsbald in tiefen und erholsamen Schlaf.

VI. Dienstag, 12. Juli 1927

Wiewohl er wusste, dass er am Abend dieses Tages wieder nach Wien würde fahren müssen, beschloss Bronstein, noch einmal die ganze Schönheit der Semmeringregion zu genießen. Er war in ausgesucht guter Stimmung, was er nicht zuletzt dem Vorabend zuschrieb. Gleich nach dem Frühstück machte er sich auf den Weg. In der Küche des Restaurants hatte er sich eine Wegzehrung einpacken lassen, und so schritt er mutig aus und war bereits nach wenigen Metern wieder im Wald.

Er folgte dem Lauf eines frischen Waldwassers, das so klar wie flüssiges Glas unter einem nassgrünen Erlengebüsch hervorschoss. Der Verlauf des Baches folgte einem gewundenen Tal, das links und rechts von Hangleiten begrenzt war. Die Abhänge prangten mit Matten von Bergkräutern und Wiesenblumen, und nur hie und da war durch eine Markierung eine Spur menschlicher Zivilisation zu erkennen. Bronstein atmete die jungfräuliche Frische der Bergluft und spürte, wie sich sein Herz den Schönheiten der unberührten Natur öffnete. Links des Baches standen vereinzelt Bäume, zwischen denen sich der grüne Rasen wie ein reines Tuch dahinzog, einem Teppich gleich, während rechter Hand die Bäume hoch in den Himmel schossen. Der Waldboden schien so rein, dass man meinen mochte, seit seinem Anbeginn habe ihn kein Fuß berührt, es sei denn der leichte Tritt eines Rehs, wenn es den Bach zur Tränke aufsuchte.

Mit einem Mal kam sich Bronstein wie ein Eindringling vor. Die Waldblumen merkten auf, das Eichhörnchen hielt auf seinem Buchenast inne, die Tagfalter schwebten seitwärts, und die Zweiggewölbe schienen sich vor dem herannahenden Wanderer zu ducken. Und Bronstein schritt immer sorgsamer aus, so als sei er darum bemüht, kein Kräutlein zu zerquetschen und den Moosgrund nicht zu verwunden.

Immer entlang dem Waldbach, seinen Windungen und Biegungen folgend, hielt Bronstein auf den Gipfel zu. Er wich den tiefer hängenden Ästen und dem dichteren Stand der Bäume aus, und registrierte dabei, wie die Laubbäume allmählich seltener wurden und die Tannen und Fichten die Vorherrschaft übernahmen. Er hielt inne und sog die Eindrücke gierig in sich auf. Die Pracht und die Feierlichkeit des Waldes mit all seinem Reichtum und aller Majestät drang in sein Auge und legte sich sanft an sein Herz. Bronstein fühlte eine ungekannte Rührung und sah sich plötzlich in seine Jugendzeit zurückversetzt, da er die Fähigkeit des Staunens noch besessen hatte. Jeder Schritt gab seiner Beobachtung neuen Stoff, war es nun ein ihm unbekannter Strauch, mit fremden Beeren übersät, oder ein mächtiger Baum von ungeahnter Größe. Die farbenprächtigen Schwämme, die sich an die Stämme schmiegen, faszinierten ihn nicht minder als ein plötzlich um eine Ecke brechender Sonnenstrahl, der das Moos in türkises Licht tauchte und aus dem Bach silberne Funken lockte. Bronstein lernte mit einem Mal, auf die Stimmen des Waldes zu hören, auf den Ruf eines Waldvogels, der tief aus den fernen, von ihm nur geahnten Schößen des Waldes zu ihm drang, all das fiel in sein empfangendes Gemüt, und er nahm es dankbar an wie eine kostbare Gabe, die sehnlich er sich schon lange unbewusst gewünscht hatte.

Über ihm ließ der Himmel zwischen den Baumkronen festlich wallend sein azurnes Blau hereinhängen, und erquicklich ergoss sich die kühle Waldluft über ihn wie ein schöner Gedanke.

Endlich wurde der Boden so ansteigend und der Baumbestand so dicht, dass das weitere Vordringen immer beschwerlicher ward. Zudem schien oberhalb des Kamms ein mächtiger Felsen jede weitere Aussicht auf ein Vorwärtskommen zu vereiteln, doch just jener Felsen, so hatte man ihm im Hotel bedeutet, sollte das Ziel seiner Wanderung sein, denn von dort hatte man einen alle Sinne überwältigenden Blick über die Täler und Berge, durch den alle Mühen der Wanderung myriadenfach vergolten waren. Der Schweiß drang Bronstein aus den Poren, als er diese letzte Hürde keuchend und stöhnend überwand. Doch er sah sich wahrhaft überaus großzügig entschädigt, als er sich des ihn dort oben umgebenden Panoramas bewusst wurde. Er ließ sich im hellen Glanze der Mittagssonne nieder und stützte seinen Kopf in seine Hände. Er fühlte sich von aller Müh und Plag erlöst und schaute

unverwandt gen Süden, zum ersten Mal seit langer Zeit wieder einmal eins mit sich.

Hätte ihn jemand beobachtet, er hätte geglaubt, da sitze jemand, der über den Lauf der Welt nachdenkt, doch Bronstein empfand nichts als eine tiefe Zufriedenheit und vielleicht sogar eine Art Glück, eine Wiederholung aus ferner Zeit, da die Last des Alltags noch nicht wie ein beständiger Alb auf ihm gelegen war. Und berückt von diesen Empfindungen schlummerte er alsbald ein.

Die Nachmittagssonne war schon ziemlich tief zu Rüste gegangen und spann schon manchen roten Faden zwischen den dunklen Tannenzweigen herein, als wieder Bewegung in Bronstein kam. Er sah auf die Uhr und wusste, wollte er seinen Zug nach Wien erreichen, so musste er nun lassen von diesem Quell der Glückseligkeit. Er warf, wie zu einer Verbeugung, einen letzten grüssenden Blick auf die Berghäupter rings um ihn und suchte im wehmütig feierlichen Nachmittagsdufte schweigend nach dem Pfad, der ihn zurückbringen sollte an seinen Ausgangspunkt. Er bahnte sich seinen Weg durch den Forst, und lange fiel ihm gar nicht auf, dass seine Jause immer noch unberührt in seinem Rucksack lag. Die Natur hatte ihr Wunder getan, sie hatte ihm Linderung verschafft.

Er war schon am Bahnhof angelangt, als er zum ersten Mal an diesem Tage an den Fall Guschlbauer dachte. Vom Telefon des Stationsvorstehers rief er Pokorny im Büro an und trug ihm auf, einerseits die Identität der zweiten Verkäuferin zu eruieren und sich andererseits bei ihr auch gleich nach jenen beiden Frauen zu erkundigen, die vor ihr bei Guschlbauer gearbeitet hatten. Zudem sollte sich Pokorny beim Grundbuchamt kundig machen, welche Immobilien Guschlbauer möglicherweise sonst noch sein Eigen genannt hatte. Er verabredete sich mit Pokorny für 20 Uhr im Café Westend, damit dieser ihm dort Bericht erstatten könne, und machte sich dann auf den Weg zum Zug.

An einem Dienstagnachmittag reisten nur wenige Fahrgäste ab, Bronstein konnte daher ein ganzes Abteil für sich allein beanspruchen. Er griff nach der Zeitung, die er im Bahnhofskiosk erworben hatte, und musste unwillkürlich an den alten Witz mit dem Herrn Grün und dem Herrn Blau denken. Er schmunzelte in sich hinein und konzentrierte sich dann auf die Zeitung. Vor dem Fenster glitt die Landschaft vorbei, die ihn wenige Stunden zuvor noch so gefangen genommen hatte. Er schickte einen letzten sehnsuchtsvollen Blick auf die majestätischen Wälder und gestand sich ein, er wäre gerne länger geblieben. Aber immerhin hatte er die Kviteks kennengelernt, und wer weiß, vielleicht würde er just durch sie Gelegenheit bekommen, diesen wunderbar magischen Ort öfter zu besuchen.

Doch seine Zufriedenheit wich mit jedem Kilometer, den er sich wieder Wien näherte. Die Kritik, welche die Kvitek an der herrschenden Staatsform geübt hatte, kam ihm wieder in den Sinn, und vieles, so fand er, hatte in ihrer Argumentation Hand und Fuß gehabt. Vor allem war sie nicht die erste gewesen, die sich despektierlich über das System äußerte. Seit Tagen war er mit einer Mischung aus Resignation und Wut konfrontiert, wenn die Sprache auf den Staat kam, und er fand das mehr als merkwürdig. Hatten die Leute vergessen, wie es seinerzeit in der Monarchie gewesen war? Die unbeschreiblichen Wohnverhältnisse in Wien? Die Bettgeher, die Aftermieter? Hatten sie vergessen, dass es damals keine Gesundheitsversorgung, keine Pension und schon gar keinen Urlaub gegeben hatte? Seit dem Krieg waren gerade einmal acht Jahre und ein paar Monate vergangen, wie konnte man da glauben, dass gleich alles perfekt sein könnte? Nein, er, Bronstein, glaubte den amtierenden Politikern, dass sie das Bestmögliche für die Bevölkerung wünschten und danach handelten.

Aber hatte er das seinerzeit nicht auch vom Kaiser geglaubt? Und mochte es nicht stimmen, dass der Staat etwas, das er gegeben hatte, jederzeit wieder wegnehmen konnte? Vielleicht lag die Kvitek ja doch nicht so falsch, wenn sie meinte, die Politik würde alle Reformen bei Gelegenheit wieder zurücknehmen, immerhin war dies in anderen Staaten wie in Polen oder Italien schon geschehen. Sicher, in Österreich würde derlei viel gemüthlicher abgehen, Österreich war kein Land für eine Diktatur. Aber es war denkbar, dass die Regierung plötzlich eine Reform der Reform ausrief, die sich dann bei genauem Hinsehen als Revision der Verbesserungen entpuppte. In Wien stand derlei nicht zu befürchten, solange die Sozis das Sagen hatten. Aber im Bund? Man musste nur an die Sozialversicherung denken, die seit dem Vorjahr nur noch für sechs Monate galt, während es zuvor

eine zeitlich unbegrenzte Überbrückung gegeben hatte. Die Regierung hatte damals, so erinnerte sich Bronstein, argumentiert, jeder, der arbeitswillig sei, finde innert eines halben Jahres eine neue Stelle, und wer nach sechs Monaten immer noch ohne Arbeit sei, der wolle gar nicht arbeiten, sondern nur der Gemeinschaft auf der Tasche liegen. Derzeit mochte eine solche Sichtweise ohne Zweifel ihre Berechtigung haben, was aber, wenn die Zeiten wieder schlechter wurden? Wirtschaftskrisen gab es allenthalben einmal, und wer würde dann jenen helfen, die unverschuldet in Not gerieten? Es war ein Fortschritt gewesen, die soziale Fürsorge nicht irgendwelchen adeligen Damen und klösterlichen Suppenküchen zu überlassen, und so gesehen war die Revision des Gesetzes ein Rückschritt. Und sprachen nicht gerade die Schwarzen immer wieder davon, man müsse revolutionären Schutt wegräumen? Was konnte darunter verstanden werden, wenn nicht die soziale Besserstellung breiter Teile der Bevölkerung? Ihm als Polizisten standen solche Überlegungen eigentlich nicht zu, aber man konnte nicht übersehen, dass die Euphorie der frühen Jahre verflogen war und nun definitiv ein anderer Wind wehte. Die Vorfälle rund um Schattendorf bewiesen das doch: Da wurde nicht mehr an einem Strang gezogen, vielmehr standen sich Rote und Schwarze als erbitterte Gegner gegenüber, und jeder trachtete danach, dem anderen eins auszuwischen. Auf diese Weise würde man nie auf einen grünen Zweig kommen.

Bronstein musste nochmals an Kviteks Ausführungen zur Ausgangslage des Einzelnen denken. Es konnte bei genauerer Betrachtung kein Zweifel daran bestehen, dass jene, die aus einem so genannten guten Hause stammten, es immer besser hatten als jene, die von ganz unten kamen. Und daran hatte sich tatsächlich nichts geändert, an dieser Tatsache war das Jahr 1918 spurlos vorbeigegangen. Tagtäglich war das auch in der Polizei zu bemerken. Wenn der Vater höherer Polizeioffizier war, dann wurde der Sohn automatisch besser behandelt. Und erst beim Heer. Seit der Minister mit dem roten General Körner Schluss gemacht hatte, feierten dort die Altadeligen wieder fröhliche Urständ'. Die Volkswehr war wieder zum Adelscasino geworden, und die Grafen, Freiherren und Edlen führten nun erneut das Kommando. So gesehen mochte die Kvitek vielleicht wirklich recht haben. Alles war nur Fassade. Bei einem flüchtigen Blick mochte man den Eindruck haben, dass alles fair zugeing, doch wenn man erst einmal genauer hinsah, erkannte man tatsächlich, dass sich nur wenig verändert hatte. Und dieses Wenige stand vielleicht tatsächlich auf tönernen Füßen.

Bronstein versuchte sich damit zu trösten, dass ihm das rechtschaffen egal sein konnte. Als Beamter war er unkündbar, ihn erwartete zudem eine schöne Pension, die er in fünfzehn, sechzehn Jahren würde antreten können. Und die hatte es schon in der Monarchie gegeben, die würde man niemals revidieren, denn dass eine Demokratie in ihren Rechten sogar hinter das Kaiserreich zurückfiel, das war in der Tat denk unmöglich. Und in diesem Lichte mochte es sogar ein Glück sein, dass er Junggeselle war, er brauchte sich nicht zu sorgen, ob auch für seine Kinder einmal genug Arbeit und Brot gerüstet stehen würden. Die Gindl fiel ihm wieder ein. Wie brav die studierte! Die mochte es auch in schwierigen Zeiten zu etwas bringen, zumal, wenn sie erst einmal akademische Würden errungen hatte. Aber wer konnte sagen, ob man sich in ein paar Jahren das Studieren noch würde leisten können? Die Gindl musste ja jetzt schon neben dem Lernen arbeiten, und wenn die wirtschaftliche Lage noch angespannter wurde, dann war sie vielleicht gezwungen, ihr Studium ganz aufzugeben. Was mochte dann aus ihr werden? Er hatte sich damals das Studium kaum leisten können, während man irgendwelche Grafen Bobby und Grafen Bamsti durch die Prüfungen getragen hatte, weil doch der Herr Papa die richtigen Verbindungen hatte. Und der Graf Bobby war sicherlich gleich in mehrfacher Hinsicht abgesichert, der war dann auch noch in der entsprechenden Burschenschaft, wo der prüfende Professor wahrscheinlich Alter Herr war, na, und dann verliefen die akademischen Wege sehr, aber auch wirklich sehr geradlinig. Bronstein spürte einen bitteren Geschmack im Mund. Gerne hätte er jetzt einen Cognac zu sich genommen. Doch den hatte er nicht vorrätig, er musste sich mit einer weiteren Zigarette behelfen. Er lehnte sich zurück und schloss, während er rauchte, die Augen. Abermals kam ihm die Gindl in den Sinn. Abrupt richtete er sich auf. War er tatsächlich drauf und dran, sich in die Studentin zu verlieben? In eine Person, die immer noch

als Verdächtige in einem Mordfall betrachtet werden musste? Die noch dazu fast halb so alt war wie er selbst?

Nein, beruhigte er sich selbst. Es war väterliche Sorge, die ihn an die Gindl denken ließ. Es war ihr zu gönnen, dass die Zeiten nicht härter wurden, damit sie ihr Studium beenden und dann ein standesgemäßes Leben führen konnte. Und das würde wohl auch für die Stepanek gelten, spann er seinen Gedanken weiter. Doch die studierte seines Wissens gar nicht. Also waren ihre Chancen in dieser Welt von vornherein limitiert. Irgendwie hatte die Kvitek schon recht, gerecht war diese Welt noch immer nicht, Demokratie hin, Monarchie her. Aber er war wohl nicht derjenige, der dies würde ändern können.

Der Zug hielt ratternd an, und instinktiv sah Bronstein aus dem Fenster. Man hatte Gloggnitz erreicht. Jetzt würde es nur noch monoton dahingehen, würde man an Wiener Neustadt vorbei bald wieder Wien selbst erreichen. So gesehen mochte es Zeit sein, sich erneut dem Fall zuzuwenden, um Pokorny nicht völlig unvorbereitet entgegenzutreten. Bronstein suchte in seinen Taschen nach Papier und Schreibgerät und begann, die bisherigen Eckpunkte noch einmal schematisch zu skizzieren.

Der Zug erreichte die Vororte von Wien, und Bronstein besah sich seine Notizen. Wie er es auch drehte und wendete, wenn die Sache mit der Döblinger Villa und jene mit dem Simmeringer Zinshaus keine neuen Anhaltspunkte ergab, dann kamen nur noch die Verkäuferinnen für die Tat in Frage, und bei realistischer Betrachtung war es auch mit Abstand am wahrscheinlichsten, dass Guschlbauer von einer dieser Frauen getötet worden war. Es galt nur noch zu klären, wer mit Guschlbauer ein Verhältnis hatte oder wer von Guschlbauer zu einem solchen genötigt worden war. Und um das herauszufinden, musste unbedingt der Kontakt zu den anderen Verkäuferinnen hergestellt werden. An diesem Punkt kam er also nicht weiter. Alles, was zu tun blieb, war, darauf zu hoffen, dass Pokorny in der Zwischenzeit Fortschritte gemacht hatte.

Als der Zug Liesing passierte, fiel Bronstein siedend heiß ein, dass er am Südbahnhof ankommen würde. Wie ärgerlich, dass er sich im „Westend“ verabredet hatte, das sich gegenüber dem Westbahnhof befand. Immer wieder verwechselte er die beiden bedeutenden Bahnhöfe! Jetzt konnte er mit der Straßenbahn noch eine halbe Stunde durch die Gegend zuckeln. Hoffentlich würde Pokorny warten.

Zu Bronsteins Überraschung befand sich Pokorny noch gar nicht im Lokal, als er es betrat. Er fragte sich einen Augenblick, ob er sich in der Zeit geirrt hatte, kam dann aber zu dem Schluss, dass sich Pokorny eben wieder einmal verspäten würde. Er nutzte die Zeit, um sich das „Kleine Blatt“ zu schnappen, welches sicher wieder ausführlich über den vergangenen Prozesstag berichten würde. Und in der Tat wurde er alsbald fündig.

Zunächst, so konnte er lesen, waren die restlichen Zeugen vernommen worden, zum größten Teil Frontkämpfer und damit, wie Bronstein ohne Umschweife schloss, Partei. Danach allerdings wurde es spannend, die Gutachter hatten ihre große Stunde, denn viel würde, so war auch Bronstein klar, von den Sachverständigen abhängen. Doch er sah sich schnell enttäuscht. Die Gutachter wurden erst am Dienstag einvernommen, da die Zeugen derart viel Zeit verbraucht hatten, dass sich das Gericht vertagt hatte. Bronstein würde also erst am nächsten Tag erfahren, was sich in dieser Causa Neues entwickelte. Doch er war darob nicht wirklich unglücklich, denn just im Moment dieser Erkenntnis kam Pokorny bei der Tür herein.

Er schnaufte wie die Dampflok, die sich den Semmering hinaufquälte, machte dabei eine lasche Geste, die mit etwas gutem Willen als Begrüßung durchging, und ließ sich schwer auf den Sessel gegenüber Bronsteins Sitzgelegenheit plumpsen. „Der Verkehr“, keuchte er und rang nach Atem, „ein Wahnsinn.“

„Ja, dir auch einen schönen Abend, Pokorny“, ließ sich Bronstein vernehmen, und es war dabei nicht zu überhören, dass er irritiert klang. Dennoch beschloss er, Pokorny erst einmal eine kleine Erholungspause zu gönnen, ehe er auf das eigentliche Thema zu sprechen kommen wollte. Daher winkte er dem Kellner und bestellte noch zwei Schalen Gold.

„Alsdern“, sagte er, als er meinte, Pokorny habe nun genug verschnauft, „wie schau’n ma aus?“

„Mir schau’n bled aus der Wäsch“, entgegnete Pokorny, „die Verkäuferin war gar ned da. Das G’schäft war zug’sperrt. Einfach so. Vor der Tür sind a paar alte Damen g’sstanden, die si furchtbar aufg’regt hab’n, weil’s jetzt nix zum Essen kaufen können, aber da war absolut nix zum Machen. Zu is zu, ned?“ Bronstein hoffte inständig, dass diese Feststellung nicht Pokornys einziger Erkenntnisgewinn geblieben war, und so sah er sein Gegenüber erwartungsvoll an. Doch entgegen aller Gewohnheit blieb Pokorny stumm.

„Du willst mir doch nicht sagen, dass das alles ist?“, fragte Bronstein entgeistert. Pokorny zuckte mit den Schultern: „Na ja, zu is zu. Da kann man nix machen.“

Bronstein war nahe dran, die Geduld zu verlieren. Entweder redete einen dieser Pokorny ins Grab oder er schwieg wie ein solches. Offenbar hatte der Mann keinerlei Gespür für ein vernünftiges Mittelmaß. Bronstein blies demonstrativ Luft aus: „Also noch einmal, und diesmal der Reihe nach. Was wissen wir über die angebliche Villa in Döbling und welche Fortschritte gibt es hinsichtlich der drei uns noch unbekannten Verkäuferinnen?“

„Das mit der Villa stimmt. Die haben wir gefunden. Und die hat er wirklich geerbt, so wie wir uns das gedacht haben. Aber ich glaub nicht, dass er dort oft war, denn die ist vermietet. An einen Herrn aus dem Justizministerium. Den haben die Kollegen auch schon befragt. Wenn das stimmt, was der sagt, dann hat der Guschlbauer mit der Villa mehr im Monat g’macht als mit seine Simmeringer Zinshäuser.“

„Wissen wir eigentlich schon, wer das alles erbt?“

„Na, siehst, des hamma uns noch gar nicht überlegt.“

„Sollten wir aber. Das wär immerhin auch ein Motiv, würd’ ich einmal sagen.“

„Da hast freilich recht“, nickte Pokorny, „des erledig’ ich gleich morgen am Vormittag. Komm ich halt a bissl später ins Amt.“

Bronstein signalisierte Zustimmung zu diesem Vorhaben, dann sagte er: „Und so wissen wir immer noch nix über diese Verkäuferin?“

„Na ja, ich hab dann mit diese Stammkunden g’re’d’t, ned. Und die haben mir übereinstimmend g’sagt, dass die Verkäuferin Kati heißt.“

Bronstein wurde unwillig: „So g’scheit samma scho. Wir brauchen einen Nachnamen!“

Pokorny schien nachzudenken: „Den haben s’ mir auch g’sagt. Wart, ich komm gleich drauf.“

Oh Gott, dachte Bronstein, gib mir Geduld.

„Irgendwas aus die Nibelungen war’s ...“

Bronstein war knapp daran, die Beherrschung zu verlieren: „Gunther, Gernot, Giselher, Hagen, Volker, Siegfried, Dietrich, Hildebrand, Etzel, Blödel, Dankwart“, leierte er automatisch herunter, ehe sich Pokornys Gesicht endlich erhellte: „Hildebrand. Ja, des war’s. Und irgendwo in Simmering wohnt s’, is mir g’sagt worden. Aber Genaues hot kaner was g’wusst.“

Na bitte, immerhin etwas. Bronsteins Gesicht erhellte sich wieder. „Gut, Pokorny, du wirst morgen eruieren, wer die Erbberechtigten von unserem Herrn Guschlbauer sind, und ich werde mich darum kümmern, wo wir diese Kriemhild finden.“

„Ned Kriemhild, Kati.“

Bronsteins mildes Lächeln signalisierte Pokorny, dass sein Vorgesetzter eben um ein Bonmot bemüht gewesen war, und so lächelte er sicherheitshalber auch.

„Aber weißt eh“, fuhr er dann fort, „nächste Woche bin dann ich dran mit’m Urlaub. Ab Samstag musst auf mich verzichten.“

„Ah ja, richtig. Wo geht’s denn hin?“

„Ich hab’ mir denkt, nach Radkersburg.“

Bronstein verzog angewidert den Mund. „Aber Pokorny, was willst denn dort? Lauter Verblödete. Bauernschädel und Nazis. Das Einzige, was die können, ist einem das letzte Hemd ausziehen bei die unverschämten Preise, die s’ verlangen.“

„So schlimm wird's schon ned sein“, wehrte Pokorny ab, „außerdem ist die Landschaft schön. Sanft hügelig und wellig, genau so, wie ich's gern hab.“

„Aber die Leut' dort, die haltst ja nicht aus in ihrer Dummheit. Da fahr' ich ja noch lieber nach Vösendorf“, hielt Bronstein dem entgegen.

„I fahr ned gern noch Vösendorf, weil ich dort net dösen dorf.“ Pokorny grinste.

„Wahnsinnig lustig, Pokorny, über den Witz werden s' noch in achtzig Jahren lachen.“

„Und wie war's am Semmering?“, wechselte Pokorny daraufhin das Thema, um sich wieder in sicheren Gefilden zu wissen.

„Was soll i dir sagen, i hab mi scho amoi schlechter g'fühlt. Die Luft war a Wahnsinn, des Wetter traumhaft, na und die anderen Gäst', da war'n scho a paar Schatzerln dabei.“ Dass nur ein Schatz dabei gewesen war und der mit ihm nur politisiert hatte, musste Pokorny ja nicht wissen.

„Samma kräftig auf die Berg umanandkraxelt?“

„Ja, freilich. Jeden Tag. Und es hat si a auszahlt, weil jetzt bin i wieder frisch und munter, und jetzt geht des alles gleich viel schneller.“

„Na, das freut mi“, bemerkte Pokorny, „weil, weißt eh, der Semmering, der is ned ohne. I waaß no genau, im 99er Jahr is dort einmal einer oben blieben, weil den ein Wetterumschwung erwischt hat. Oder der Blitz eing'schlagen hat oder so was. So genau waaß i des nimma, aber es war a garstige G'schicht' jedenfalls. Und umbracht hab'n s' da oben a schon amoi an. Des war 1903 oder 1904 oder so, da is einer in seiner Pension erstochen worden. Z'erst hat ma g'glaubt, es war die Wirtin, die was auf dem Gast sei Geld happig g'wesen is. Aber am End hat's g'heißen, der Wirt war's, weil si der Gast a Gspusi mit der Wirtin ang'fangen hat. War damals ewig lang in die Zeitungen, erinnern' i mi. Lebenslang hat er kriagt, weil er im Zustand berechtigter emotioneller Erregung g'handelt haben will.“

Bronstein sah Pokorny fragend an.

„Na, direkt im Bett hat er s' derwischt, die zwei“, ergänzte Pokorny. „Und selbst? Hamma uns an Kurschatten aufzwickt?“

Bronstein betrachtete Pokornys neugieriges Gesicht. Die Gespräche mit der Kvitek hatten ihn sicher die drei Tage weit mehr genießen lassen, als es sonst möglich gewesen wäre. Aber man könnte keinesfalls behaupten, dass es sich dabei um etwas anderes als eine rein akademische Bekanntschaft gehandelt hatte. Und so verzog Bronstein seinen Mund einfach nur zu einem Grinsen und meinte: „I war ja gar ned auf Kur. Also kann's auch keinen Kurschatten geben.“

„Weißt eh, Oberst, wie ich's mein.“

„Freilich weiß ich's.“

„Na und?“

„Was und?“

„Na, hast jetzt a Gspusi g'habt oder nicht da oben?“

„Pokorny, du wirst degoutant.“ Bronstein bestellte sich noch ein Achtel Weißwein und kam dann noch einmal auf den Fall zu sprechen. Während er Pokorny seine Überlegungen vom Semmering mitteilte, klopfte der sich plötzlich mit der flachen Hand auf die Stirn: „Jössas, des hab i ja ganz vergessen. Der Präsident will morgen einen Bericht von dir haben. Du sollst um zehn Uhr bei ihm g'stellt sein.“

Pokorny sagte dies in einem Ton, als gelte es, das Gießen der Blumen nicht zu vergessen. Bronstein spürte, wie ihm sofort der Schweiß auf die Stirn trat. Es gab kaum etwas Unangenehmeres, als bei Präsident Schober vorgeladen zu werden. Dort gab es praktisch nichts zu gewinnen, aber stets viel zu verlieren. Noch dazu, wenn man in einem konkreten Fall so wenig in der Hand hatte wie er in der Sache Guschlbauer.

„So, jetzt is er hin“, sagte Bronstein daher auch, „der Abend.“

Pokorny bemühte sich um eine mitfühlende Miene: „Ich hab mir eh die ganze Zeit überlegt, wie ich dir das schonend beibring', aber weißt eh, manchmal gibt's halt nur den Stellwagen.“

Bronstein rang um Fassung. „Ich glaub, es ist besser, ich geh jetzt heim und bereit’ mich auf den Rapport morgen vor. Sei mir nicht böse, Pokorny, aber ich brauch jetzt a bissl a Erholung.“ Er bestellte den Kellner an den Tisch, beglich die Rechnung, nickte Pokorny noch kurz zu und verließ das Lokal. Angesichts der lauen Abendluft querte er entschlossen die Mariahilfer Straße und schlug sich dann durch eine Seitengasse zur Gumpendorfer Straße durch. Dort nahm er den Weg durch die Hofmühlgasse, und nach einer runden Viertelstunde fand er sich auf der Pilgrambrücke wieder, von wo aus er den Margaretenplatz bereits sehen konnte. Mit frischer Energie legte er die fehlenden 200 Meter noch zurück, um sich schließlich im „Silberwirt“ niederzulassen, wo er sich ein Viertel Rot genehmigte. Und da er zudem noch etwas Hunger verspürte, bestellte er noch einen kleinen Imbiss, um sodann den Kartenspielern zuzusehen, die Wartezeit auf sein Essen damit überbrückend. Die Tarockierrunde erwies sich als so spannend, dass er auch dann nicht seinen Blick von ihr lassen konnte, als er schon längst alles aufgegessen hatte. Er bestellte sogar noch ein Viertel Rot, und erst als er seine allerletzte Zigarette ausgedämpft hatte, entschloss er sich dazu, das Lokal zu verlassen, weil er nicht beim Wirten um weiteres Rauchwerk anstehen wollte.

Die paar Häuser zu seiner Heimstatt lagen rasch hinter ihm, und mit einer leichten Trägheit im Kopf machte er sich daran, die vier Stockwerke hinaanzusteigen, um zu seiner Wohnung zu gelangen. Dort endlich angekommen, verwarf er recht rasch den Gedanken, noch etwas zu lesen. Er fühlte sich rechtschaffen müde, ein Zustand, der durch die vorgerückte Uhrzeit seine Berechtigung zu haben schien. Ohne weitere Umschweife kleidete er sich aus, trank noch einen Schluck Wasser, putzte sich die Zähne und legte sich hin. Für einen kurzen Moment dachte er noch daran, sich eine Strategie für das Treffen mit dem Präsidenten zurechtzulegen, doch noch ehe er dazu kam, ein probates Szenario zu entwerfen, war er auch schon in tiefen Schlummer gesunken.

VII. Mittwoch, 13. Juli 1927

Um sieben Uhr früh rasselte der Wecker. Bronstein setzte sich auf, führte seine Füße zum Boden, schlüpfte noch im Sitzen in seine Hausschuhe und erhob sich. Er trat ans geöffnete Fenster und blickte die Gasse hinauf zum Margaretner Bezirksgericht und zur gleich daneben befindlichen Synagoge, die den Beginn der Siebenbrunnengasse markierten. Die zwei markanten Zwiebeltürme hatte er genau in seinem Sichtfeld, selbst das kleine, zweistöckige Haus des Schildermalers Radl konnte er von seinem Fenster aus noch sehen. Doch um diese Uhrzeit tat sich auf der Gasse noch nichts. Bronstein machte eilig ein paar Streck- und Dehnübungen, absolvierte sodann einige Kniebeugen und begab sich anschließend in die Küche, wo er Kaffee zustellte. Während er darauf wartete, dass die Maschine das braune Gebräu produzierte, wusch er sich Gesicht, Hals und Nacken. Er sah routinemäßig auf die Wanduhr, erkannte, dass er noch genügend Zeit hatte, den Kaffee in aller Ruhe zu trinken, und legte sich das Gewand für den Tag zurecht. Einen Augenblick langte schwankte er zwischen zwei Optionen, das Frühstück betreffend, und entschied sich dann für eine Zigarette.

Eine Viertelstunde später machte sich Bronstein, fix und fertig angekleidet, auf den Weg in sein Büro. Er ging die Schloßgasse entlang, umkurvte dann den Silberwirt, sodass er am Margaretenplatz in die Pilgramgasse einbiegen konnte. Dort stieg er in die Stadtbahn ein, die ihn zum Karlsplatz brachte. Wieder an der Oberfläche, nahm er die Ringlinie und fuhr damit bis zum Schottenring. Wenige Minuten vor acht Uhr betrat er das Amtsgebäude und saß Punkt acht auf seinem Schreibtischsessel.

Der Amtsdienner hatte bereits die Morgenblätter gebracht, und Bronstein ging sie gustierend durch. Als er im unteren Bereich des Stapels für ihn überraschend auf das „Kleine Blatt“ stieß, legte er die „Wiener Zeitung“, die er zuerst an sich genommen hatte, wieder beiseite und griff sich das sozialdemokratische Boulevardorgan.

Auf Seite 4 stand der neueste Bericht über den Schattendorfer Prozess. Dort war am Vortag nicht länger im Trüben gefischt worden, endlich ging es um Fakten, denn die Sachverständigen hatten das Wort. Deren wichtigste Erkenntnis bestand einerseits darin, dass sich am Wirtshaus der Frontkämpfer nicht der geringste Einschlag gezeigt hatte, und andererseits darin, dass die beiden Opfer Schrotkugeln zum Opfer gefallen waren. Bronstein wusste als langgedienter Exekutivbeamter diese Informationen zweifelsfrei zu deuten. Konkret war damit die Aussage der Frontkämpfer widerlegt, die Sozis hätten auch geschossen, sodass sich die Frage gar nicht mehr stellte, wer angefangen hatte, denn die eine Seite hatte offensichtlich überhaupt keinen Schuss abgegeben. Das bedeutete gleichzeitig unwiderstreitbar, dass die beiden Opfer von Frontkämpfern getötet worden waren, denn nur diese hatten Schrotflinten verwendet, wie sie selbst in ihren Aussagen zugegeben hatten, war doch von ihnen behauptet worden, die Gegenseite hätte sie mit Revolvern beschossen. Es fanden sich aber, so die Gutachter, keinerlei Munitionsrückstände, die von solchen Waffen stammen konnten, und auch keinerlei Einschläge. Bronstein musste dem Berichterstatter der Zeitung beipflichten: Die wesentliche Rechtfertigungslinie der Frontkämpfer war damit in sich zusammengebrochen. Dies umso mehr, als der Sachverständige angab, aus dem Eintrittswinkel der Schrotkörner in den Schädel des Csmarits ergebe sich eine Flugbahn, die darauf schließen lasse, dass der Schütze sich in einer höheren Position als das Opfer befunden habe. Während nun die Fenster der Gastwirtschaft diesem Ansatz entsprächen, sei auszuschließen, dass eine der auf der Straße befindlichen Personen den Mann auf diese Weise hätte treffen können. Der Sachverständige für Schusswaffen, der im Anschluss seine Thesen präsentierte, bestätigte, so hieß es in dem Bericht, die Aussagen seines Kollegen vollinhaltlich. Überdies sei festgestellt worden, dass am Haus der Frontkämpfer lediglich kleinere Beschädigungen aufgetreten seien, die von Steinwürfen herrührten, wobei der eine Sachverständige von vier, der andere von acht bis zehn solcher Beschädigungen berichtete. Zumeist sei nur der Verputz abgebröckelt, in einem Fall aber sei eine Fensterscheibe gesprungen. Umso bemerkenswerter sei in

diesem Lichte der Umstand, dass seitens der Frontkämpfer acht bis neun Schüsse abgegeben worden seien, die allesamt Menschen gefährden mussten. Die drei Angeklagten hatten also ganz genau gewusst, worauf sie sich einließen, dachte sich Bronstein. Aber diesen Verdacht hatte er ohnehin schon von Anfang an gehegt. Eigentlich war die Sache für ihn mittlerweile klar. Die drei Frontkämpfer mussten wegen Gemeingefährdung und groben Verstoßes gegen die öffentliche Ordnung verurteilt werden, da führte kein Weg mehr daran vorbei. Ob es allerdings gelingen würde, einen der drei auch wegen fahrlässiger Tötung oder gar wegen vorsätzlicher Körperverletzung mit Todesfolge belangen zu können, würde wohl erst ein weiterer Prozess klären können. Doch Bronstein wusste, diese Erkenntnisse halfen ihm in seinem eigenen Fall nicht weiter. Noch dazu, und dies lag ihm schwer im Magen, würde er dem Präsidenten persönlich Bericht erstatten müssen. Diese Erkenntnis verlangte nach einer weiteren Zigarette.

Doch diese wollte ihm nicht so richtig schmecken. Er überlegte, was er ändern musste, um sich doch einigermaßen wohlfühlen zu können. Auf Pokornys Schreibtisch ruhte eine leere Kaffeetasse. Das war's! Einen Kaffee, den konnte er jetzt wahrlich vertragen. Er dämpfte die Zigarette nach wenigen Zügen aus und verließ sein Büro, um sich in der kleinen Küche am Ende des Stockwerks einen Kaffee zu organisieren. Üblicherweise übernahm Pokorny diese Arbeit, doch der war noch nicht da. Also nahm Bronstein die Dinge selbst in die Hand. Bewaffnet mit einem Häferl betrat er die Küche, bereitete den Kaffee zu, stellte die Kanne aufs Feuer, wartete, bis die ihre Arbeit getan hatte und goss sich dann eine ordentliche Menge ein. Er fügte Milch und Zucker bei, rührte ein wenig um und riskierte einen ersten Schluck. Er war mit seiner Leistung zufrieden und begab sich wieder auf den Gang, um zu seinem Amtszimmer zurückzukehren.

Er betrat sein Büro und versuchte, seinen Schreibtisch zu ordnen. Irgendwie machte ihn die Perspektive, in wenigen Minuten dem obersten Chef Bericht erstatten zu müssen, nervös. Dabei war diese Regung völlig absurd. Gut, Schober war einmal Bundeskanzler gewesen, ein Umstand, auf dem er seitdem bei jeder Gelegenheit elendslang herumritt, aber objektiv betrachtet konnte man kaum behaupten, dass seine Kanzlerschaft sonderlich erfolgreich gewesen wäre. Vielmehr verdankte der Polizeipräsident allein dem Zufall diesen Karrieresprung. Doch bei nüchterner Betrachtung war Schobers ganze Karriere eine einzige Aneinanderreihung von für ihn glücklichen Zufällen gewesen. Vor nicht ganz dreißig Jahren war der aus Oberösterreich stammende Schober in den Dienst der Wiener Polizei eingetreten, mithin also nur wenige Jahre vor Bronstein selbst, und sein Weg war alles andere als spektakulär verlaufen. Noch kurz vor dem Krieg war sich Bronstein sicher gewesen, sich den Namen Schober niemals merken zu müssen. Der Mann war damals viezig gewesen, und nichts hatte darauf hingedeutet, dass er jemals mehr erreichen würde als eine standesgemäße Pension. Doch Schober war ob seines Alters nicht eingerückt, und während Bronstein und seinesgleichen irgendwo vor Tarnow-Gorlice den Kopf für Gott, Kaiser und Vaterland hinhielten, brachte sich Schober peu à peu in Stellung.

Bronstein erinnerte sich noch an die turbulenten Tage im November 18, als er, eben erst von der Front zurück und wieder in den Dienst getreten, die Meldung erhielt, der sozialdemokratische Regierungschef Renner habe ausgerechnet den farblosen Nullgruppler Schober zum Polizeipräsidenten ernannt. Bronstein hatte damals zweimal nachgefragt, ob diese Information nicht nur ein Witz unter Kollegen war, doch bei der amtsinternen Weihnachtsfeier hielt Schober schon seine erste große Rede. Wie viele Präsidenten vor ihm sprach Schober damals vollmundig von den notwendigen Reformen, von Erneuerung und Steigerung der Effektivität. Doch sein Eifer erlahmte schon bald, nach wenigen Wochen hörte man kaum noch Neues aus dem Präsidentenbüro. Als im Juli 1920 die Regierung zerbrach, zerbrachen sich alle Beamten in der Wiener Polizei den Kopf, ob die neue Koalition aus Christlichsozialen und Deutschnationalen Schober im Amt belassen würde. Doch es zeigte sich, dass Schober ein Parteigänger der Deutschnationalen war, und so hatte er keinerlei Probleme mit seiner Weiterbestellung. Der neue Kanzler hielt sich freilich nicht allzu lange, und im Sommer 1921 suchten die beiden Parteien nach einem akzeptablen Kompromiss für den

Regierungsvorsitz. Nun wurde offenbar, dass Schober auch den Christlichsozialen durchaus zugetan war, und der Diener vieler Herren avancierte zur allgemeinen Überraschung zum dritten Bundeskanzler der noch jungen Republik. Wenn er aber geglaubt hatte, nun am Ziel seiner Wünsche zu sein, sah er sich rasch getäuscht. Sein Gestaltungsspielraum blieb von Anfang an überaus beschränkt, und schon nach wenigen Wochen taumelte die Regierung von einer Krise in die nächste. Schober glänzte bei den verschiedensten Gelegenheiten mit großartigen Ankündigungen, doch gelang es ihm nicht einmal annähernd, diesen Versprechungen Taten folgen zu lassen. Nicht nur die beiden regierenden Parteien, sogar seine eigenen Minister ließen ihn auflaufen, und bald galt der Regierungschef mit der charakteristischen Sehhilfe nur noch als ohnmächtiger Tollpatsch, den keiner ernstzunehmen brauchte. Nach einem knappen halben Jahr schien Schober denn auch unwiderruflich am Ende zu sein. Die Parteien zankten sich mehr denn je, und nach einer turbulenten Nationalratssitzung war Schober ein Ex-Kanzler, während sein Nachfolger Walter Breisky an seinem Kabinett bastelte.

Doch offenbar kam über Nacht doch noch eine Verständigung zwischen Schwarz und Blau zustande, denn am nächsten Morgen wurde Breisky ganz einfach wieder abgewählt. Schober konnte seine Regierungsarbeit fortsetzen. Aber für jeden Beobachter war klar, Schober war nur noch ein Kanzler auf Abruf. Österreich stolperte in jenen Tagen, wie Bronstein sich noch gut erinnerte, in seine veritable Inflationskrise, und die Nachwirkungen des verlorenen Krieges erschütterten das Land im Allgemeinen und die Wirtschaft im Besonderen. Wenige Wochen nach der Breisky-Krise kamen die Christlichsozialen zu dem Schluss, nennenswerte Probleme brauchten einen nennenswerten Politiker, und so warfen sie ihren Prälaten Seipel in die Schlacht, der Schober kurzerhand erklärte, seine Dienste als Politiker würden nicht länger gebraucht. Diesmal rief ihn niemand zurück, und so saß Schober im Frühjahr des Jahres 1922 wieder an seinem Schreibtisch im Wiener Polizeipräsidium. Ein wenig älter und viel melancholischer. Es war für alle Untergebenen klar ersichtlich, wie sehr ihn diese Demontage getroffen hatte, und Schober brauchte Monate, um seine alte Souveränität zurückzuerlangen. Das war nun alles freilich schon über fünf Jahre her, doch Schober ließ keine Gelegenheit aus, seine gesamte Umwelt daran zu erinnern, wer er einmal gewesen war. Keine einzige Unterredung kam ohne eine Formulierung aus, die sich auf seine Tätigkeit als Kanzler bezog. Zumeist ließ er es dabei bewenden, zu sagen: „Das habe ich als Kanzler genauso gemacht.“ Hie und da prahlte er aber auch mit seinen internationalen Kontakten oder mit seinen Begegnungen in der Politik. Alle Beamten pflegten an dieser Stelle innerlich aufzuseufzen und die Augen zu verdrehen, doch niemand hätte laute Kritik an dem Mann mit dem weißen Stoppelhaar gewagt. Im Gegenteil, seine unerwarteten Zornesausbrüche waren gefürchtet, und jeder, der zum Präsidenten einbestellt war, schlug heimlich ein Kreuzzeichen, ehe er das Büro des Gottsöbersten aufsuchte.

Bronstein ging es da im Prinzip nicht anders, doch just an diesem Vormittag dachte er über die Vergänglichkeit von Macht nach. Schober lebte davon, einmal wer gewesen zu sein. Doch genau dies bedeutete, dass er nun eigentlich niemand mehr war. Bronsteins Blick fiel auf das Porträt des Staatsoberhauptes, das über der Tür hing. Auch dies war ein treffliches Beispiel für Vergänglichkeit. Jahrzehntelang hatte an dieser Stelle der gütige Blick des alten Monarchen auf den Beamten geruht, ehe nach seinem Tod der strenge Gesichtsausdruck Karls des Letzten den Raum dominierte. Bronstein konnte sich noch gut daran erinnern, dass dessen Bild die Revolution glatt überdauert hatte. Schober war schon nicht mehr Kanzler, da hing immer noch Karl in den Amtsräumen. Erst als dieser auf Madeira verschieden war, hatte Pokorny, buchstäblich mit Tränen in den Augen, das Porträt abgenommen. „Jetzt kommt er sicher nimmer“, hatte der Pokorny damals gemeint, ehe er bis Dienstschluss eine nicht enden wollende Tirade an Anekdoten hinterhersandte. Die charakteristische Stelle war dann rund zwei Jahre leer geblieben, und nur die helle Stelle zeugte von der einstigen Präsenz eines Wandschmucks. Doch nach der Wiederwahl von Michael Hainisch zum Bundespräsidenten hielt die Republik schließlich auch in der polizeilichen Amtsstube Einzug, und seit nunmehr zweieinhalb Jahren hatte Bronstein bei jeder sich bietenden Gelegenheit den weißen

Rauschebart des alten Professors im Blick.

Der freilich half ihm auch nicht dabei, für den Präsidenten eine akzeptable Rede vorzubereiten. Guschlbauer war nun schon über eine Woche tot, und die Polizei war, genau betrachtet, keinen einzigen Schritt weiter. Bronstein konnte sich lebhaft vorstellen, wie Schober toben würde. Was, Sie haben noch nicht einmal die Hälfte der möglichen Verdächtigen ausfindig gemacht, obwohl die alle quasi auf dem Präsentierteller liegen? Das darf doch wohl nicht wahr sein!

War es aber. Und mit der Wahrheit war es ja auch so eine Sache. Als Polizist musste man natürlich nach der Wahrheit suchen. Aber, erinnerte sich Bronstein an ein altbekanntes Theorem des Sokrates, man könne nicht suchen, was man nicht wisse, da man dann ja nicht wisse, wonach man suchen müsse. So leicht durfte er es sich allerdings auch nicht machen, denn im Prinzip galt es, wenigstens die restlichen Angestellten aufzutreiben. Das konnte ja nun wirklich nicht so schwierig sein. Die verschwundene Verkäuferin war Kati genannt worden, und einige Stammkunden hatten sogar einen Hinweis auf den Nachnamen gegeben. Es musste doch möglich sein, diese Person über das Meldeamt ausfindig zu machen.

Bronstein blickte auf die Uhr. Bis zum Termin beim Präsidenten blieben noch rund zwanzig Minuten, und die galt es zu nützen. Er hob den Hörer ab und ließ sich mit dem Meldeamt verbinden.

„Ja, begrüße Sie, Oberstleutnant Bronstein spricht. Ich hab ein sehr diffiziles Problem. Ich bin auf der Suche nach einer Zeugin, von der ich leider nur weiß, dass sie Kati heißt und einen Nachnamen trägt, der entweder Hildebrand oder auch nur so ähnlich klingt. Können Sie mir da weiterhelfen?“

Am anderen Ende der Leitung ertönte ein Schnaufen. „Wissen S', was das heißt? Wir haben zwei Millionen Meldezettel da. Was glauben S', wie ma da jemand findet, von dem man net amal den Nachnamen kennt?“

Bronstein erinnerte sich daran, dass im Zusammenhang mit der Kati der Bezirk Simmering genannt worden war, und darum antwortete er: „Wir glauben, sie wohnt in Simmering.“

Wieder ein schnaubendes Geräusch. „Na, des is wenigstens etwas. Gassen hamma ja keine, oder?“

Bronstein musste die letzte Hoffnung des Beamten enttäuschen. „Na gut“, sagte dieser resigniert, „aber des wird dauern.“

Bronstein nahm das hin. Immerhin hatte er jetzt etwas, das er dem Präsidenten gegenüber zur Rechtfertigung der gegenwärtigen Lage ins Treffen führen konnte. Man stehe mit den zuständigen Abteilungen in Kontakt und warte auf deren Resultate, um weitere Schritte setzen zu können. Das klang überlegt und besonnen und würde daher den gewünschten Eindruck beim Präsidenten nicht verfehlen.

Die Zeit reichte noch für eine Zigarette, und so versuchte Bronstein, sich nach Tunlichkeit zu entspannen. Keinesfalls durfte man beim Präsidenten in einem Zustand erscheinen, der diesen argwöhnen ließ, man habe etwas zu verbergen oder gar einen Fehler begangen. Aber es würde Schober kaum genügen, wenn er hörte, man habe Erkundigungen eingeholt und Maßnahmen in die Wege geleitet. Schober wollte Ergebnisse oder zumindest ein plausibles Szenario, welches dazu angetan war, den Fall rasch und effizient zu lösen. Bronstein kam mithin schon wieder auf sein Kernproblem zurück. Was also war die Wahrheit?

Guschlbauer war erstochen worden. Vermutlich im Gefolge sexueller Handlungen. Zumindest war er im Begriff oder wenigstens gewillt gewesen, solche zu setzen. Und Guschlbauer hatte zwei junge Verkäuferinnen gehabt, sodass es naheliegend war, dass zumindest eine der beiden in die ganze Sache verwickelt war, da bislang nichts darauf hindeutete, dass Guschlbauer andersrum orientiert gewesen wäre, denn die Aussagen der beiden Slowakinnen und der alten Schüller deuteten ohne Zweifel darauf hin, dass sich Guschlbauer primär für die junge Weiblichkeit interessiert hatte. Bronstein wusste natürlich, warum ihm dieser Gedankengang so wenig behagte. Er machte neben dieser Kati auch die Gindl zu einer Hauptverdächtigen. Er konnte, nein, er wollte sich nicht vorstellen, dass dieses anmutige, liebeizende Wesen eine mörderische Bestie sein sollte. In seiner Vorstellung war die Gindl nämlich für eine ganz andere Rolle vorgesehen. Moment, wieso piff er so vergnügt vor sich

hin? Und was war das überhaupt für eine Melodie? Das war doch nicht ..., das war tatsächlich ... der Hochzeitsmarsch. Bronstein, jetzt bist du reif für den Guglhupf, dachte er sich, während er ärgerlich die Zigarette ausdämpfte. Mit solcher Wucht übrigens, dass das Papier platzte und der Rest des Tabaks förmlich herausspritzte. Mein Gott, stand es wirklich schon so schlimm um ihn? Er musste dringend wieder eine Beziehung eingehen, denn wenn er einmal so anfang, dass er sich in potenzielle Verdächtige verliebte, dann war es mit seinen Qualitäten als Polizist wahrlich nicht mehr weit her. Vor allem, was sollte er nun wirklich dem Präsidenten sagen? Ich habe zwei Verdächtige, aber ich hoffe, die eine ist es nicht, weil in die habe ich mich verliebt! Und die andere, tja, da weiß ich leider nicht, wie sie heißt und wo sie wohnt. Aber sonst geht es mir eigentlich sehr gut, danke der Nachfrage. Und ja, wenn ich schon einmal da bin, könnten Sie mich gleich für die nächsten paar Wochen beurlauben? Egal, was er Schober wirklich erzählte, seine Chancen standen gut, demnächst im 14. Bezirk sein Quartier aufzuschlagen. Aber was soll's, dachte er, angeblich hat man ja vom Steinhof wirklich einen schönen Ausblick. Vorausgesetzt, man wurde in den oberen Stockwerken eingesperrt.

Bronstein wartete noch einen Augenblick, ob nicht doch noch ein Wunder geschah, doch da dieses ausblieb, packte er seine Unterlagen zusammen und erhob sich. Er ging den langen Korridor entlang, der zur Haupttreppe führte, wo er kurz innehielt. Während er die einzelnen Stufen überwand, memorierte er gleichsam jenen Vortrag, den er in wenigen Augenblicken zu halten gedachte. Vor der Tür der Sekretärin des Präsidenten atmete er noch einmal tief durch, dann klopfte er an.

Schobers Mitarbeiterin hieß ihn kurz warten, während sie selbst hinter der gepolsterten Doppeltür verschwand, um den Chef von Bronsteins nunmehriger Anwesenheit zu unterrichten. Als sie sich wieder in ihrem Büro befand, sagte sie Bronstein, er möge sich etwas gedulden, der Chef sei noch beschäftigt. Bronstein unterdrückte das Bedürfnis, sich eine Zigarette anzuzünden, und betrachtete stattdessen die Stiche, die an der Wand angebracht waren. Die Sekretärin hegte offenbar eine Vorliebe für die klassische Sommerfrische, denn sämtliche Bilder stellten Orte in der näheren Umgebung Wiens dar. Die Pestsäule auf dem Hauptplatz von Baden, das kleine Schlössl in Tribuswinkel, die barocke Pfarrkirche von Gainfarn, der Karner von Mödling und, als kleiner geographischer Ausreißer, der Dom von Wiener Neustadt.

Bronstein hatte eben dessen Wetterhahn betrachtet, als die Tür hinter ihm aufging. Es war Vizepräsident Seydel, der eben das Büro des Präsidenten verließ. Seydel galt amtsintern als eher gemütlicher Mensch, der nach der Maxime handelte, wer nichts tat, der konnte auch nichts falsch machen. Offensichtlich tat er aber doch von Zeit zu Zeit etwas, denn sonst wäre sein Aufstieg nicht so konsequent verlaufen. Seydel erblickte Bronstein und legte ein joviales Lächeln auf.

„Grüß Sie, Bronstein, na, wie ... das Befinden, net? Wie?“

Bronstein war schon bei früheren Gelegenheiten aufgefallen, dass Seydel mit der deutschen Sprache nicht immer im besten Einvernehmen stand. Mitunter musste man schlicht raten, was Seydel meinen könnte, und nicht wenige im Amt vertraten die Ansicht, dass Seydel damit eine überaus erfolgreiche Strategie verfolgte. Durch die pythischen Satzfragmente, die er von sich gab, war er im eigentlichen Sinne unangreifbar, weil er auf nichts festgelegt werden konnte. In diesem Fall war der Sinn der Seydel'schen Äußerung allerdings leicht zu entschlüsseln. „Danke, Herr Vizepräsident, es steht alles zum Besten.“

„Fein“, nickte Seydel, „fein. Das ist doch ... die Hauptsache, net wahr. Immer weiter so.“ Bronstein hatte erwartet, dass Seydel sich nach dem aktuellen Fall erkundigen würde, doch der hatte sich schon in Richtung der Sekretärin verneigt und war dann auf den Gang verschwunden, ohne noch ein weiteres Wort verlauten zu lassen. Es war stattdessen die Sekretärin, die zu sprechen anhub. „Sie können jetzt reingehen“, beschied sie Bronstein. Der klopfte sicherheitshalber, wartete auf das sonore „Herein“ und betrat dann den Thronsaal des Präsidiums.

„Mein lieber Herr Brrrronschtein“, schnarrte Schober, den Namen des Oberstleutnants auf merkwürdige Art falsch betonend, was Bronstein sofort alarmierte. Zumal das „lieber“ in krassem

Gegensatz zum Tonfall des Präsidenten stand. Und Bronsteins Befürchtung wurde umgehend bestätigt.

„Sie machen mir Spaß. Sie san ja ein wahrer Pyrrhus. Noch so ein Sieg wie der Fall Guschlbauer, und wir sind verloren.“

„Herr Präsident, wir sind auf einem guten Weg, wir ...“

„Papperlapapp, gar nix simma. Ich weiß doch genau, dass da nix weitergeht. Sie wandern da herum wie der Moses mit seine Israeliten. Aber das sag ich Ihnen gleich, vierzig Jahre hamma net Zeit, gelt! Und wenn das so weitergeht, dann regnet's auch kein Manna vom Himmel, sondern faustdicke Beschwerden vom Ministerium, da können S' wetten drauf.“

„Herr Präsident, ich bin zuversichtlich, dass wir ...“

„Aber hören S' mir doch auf“, schnitt Schober seinem Untergebenen zum zweiten Mal mitten im Satz das Wort ab, „auf die Art lösen S' den Fall nie, und wenn S' noch so ein Masslscheiber san für gewöhnlich.“

Das waren ganz neue Töne. Schober verwendete niemals ein derartiges Vokabular. Das waren Anspielungen, die nur ihm ganz persönlich gelten konnten. Bronstein begann zu ahnen, worauf der Präsident da anspielte, aber sein Verstand weigerte sich, diesen Gedanken als richtig zu akzeptieren. Er nahm all seinen Mut zusammen und startete einen neuen Versuch, Schober Bericht zu erstatten.

„Wie in solchen Fällen absolut üblich, Herr Präsident, haben wir zuallererst das Umfeld des Opfers durchleuchtet. Der Mann hatte, wie sich zeigte, eigentlich keine Freunde, er war aber gleichzeitig sehr wohlhabend. Er besaß eine Villa in Döbling, ein Zinshaus in Simmering und zudem eine Wohnung in der Innenstadt. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt gehen wir davon aus, dass bei dem Zinshaus nicht alles im legalen Rahmen abgelaufen ist, es gibt aber keine Anhaltspunkte dafür, dass hierbei ein Motiv für einen Mord gegeben wäre, zumal die Mieter des Hauses allesamt nichts zu gewinnen, aber sehr viel zu verlieren hatten, wenn der Herr Guschlbauer vom Leben zum Tod befördert worden wäre.“

„Wie meinen S' jetzt nachher des?“, unterbrach ihn Schober.

„Etliche von denen wohnen illegal dort. Die sind nicht gemeldet und auch keine österreichischen Staatsbürger. In einer solchen Situation fällt man besser net auf. Da muss man hoffen, dass alles seinen normalen Gang geht. Und daher hatten die samt und sonders das veritable Interesse, dass alles so bleibt, wie es ist. Und die, die nicht schwarz dort leben, sind alle alt und grau und kommen für so einen Mord schon allein deshalb nicht in Frage.“

Der Präsident blieb hartnäckig: „Und wenn er irgendjemanden von den Illegalen an die Luft setzen wollte. Verzweiflung ist immerhin auch ein Motiv.“

„Da haben Sie natürlich völlig recht, Herr Präsident. Aber dann wäre Guschlbauer wahrscheinlich in Simmering ermordet worden, und zwar auf eine etwas konventionellere Version.“

„Na vielleicht haben diese Ausländer die Tat genau deshalb so begangen, um von sich abzulenken“, schlug Schober vor.

„Herr Präsident“, Bronstein atmete wieder durch, „das Opfer wurde nicht nur mit heruntergelassenen Hosen erwischt, es war unmittelbar vor dem Ableben auch in höchstem Ausmaß erregt. Ich glaube nicht, dass jemand wie der Herr Guschlbauer sexuelle Gelüste entwickelt, wenn ihm irgendein Ostler bedroht.“

Schober ließ diese Worte auf sich wirken und lehnte sich zurück: „Ein sehr salomonisches Urteil, das Sie da gelassen aussprechen. Aber bitte, des könnt' stimmen. Obwohl – solche Charaktere entwickeln oft eine erstaunliche kriminelle Energie, wenn es darum geht, ihre Mordlust zu stillen. Vielleicht haben die dem Guschlbauer irgendeinen Lockvogel hingesezt, der ihn in falscher Sicherheit wiegte. Und wie dann dieses Weib des Potiphar dem Guschlbauer den Kopf verdreht, kommt plötzlich der slawische Unhold und macht ihm den Garaus.“

Schon wieder so eine Spitze! Weshalb erging sich Schober mit einem Mal andauernd in solchen Anspielungen? Bronstein versuchte, sich auf den Disput zu konzentrieren, doch er kam nicht umhin, sich zu fragen, ob Schober auch bei früheren Begegnungen antisemitische Bemerkungen ihm

gegenüber gemacht hatte. Doch er kam nicht dazu, länger darüber nachzudenken, denn Schober setzte nach: „Haben S’ net g’hört, was ich g’sagt hab?“

Bronstein nickte eilig: „Doch, doch, Herr Präsident. Ich hab nur g’rad überlegt, ob jemand von den Mietern für ein solches Szenario in Frage käme, und ich muss ehrlich sagen, das würde mich sehr wundern, denn die meisten, die dort leben, sind einfache Hilfsarbeiter und Handlanger. Ich glaube nicht, dass die auf einen derart ausgefuchsten Plan kämen. Nein, Herr Präsident, ich denke, Guschlbauers Geschäft ist der Dreh- und Angelpunkt dieses Falles. Da gab und gibt es ausschließlich Verkäuferinnen, und zwar ausnahmslos junge. Und wir wissen von verschiedenen Zeugen, dass der Herr Guschlbauer der jugendlichen weiblichen Anmut mehr als zugetan war.“

Erstmals wirkte Schober nachdenklich: „Sie meinen also, dass die G’schicht’ so banal ist. Der Guschlbauer verschaut sich in eins von seine Mädels, wird zudringlich, und die kragelt ihn dann mit hundertneunundneunzig Messerstichen ab. Sind S’ mir nicht böse, Kollega, aber das kauf ich Ihnen nicht ab. Des is’ viel zu vordergründig. Nein, nein, da muss mehr dahinterstecken. Des war eine Verschwörung von weit größeren Ausmaßen. Des war eine Art alttestamentarische Rache und net a Affekt von einem dummen Mädels.“ Schober schob seinen Körper nach vor und richtete sich auf: „Wenn ich was g’lernt hab in der Politik, dann, dass solche Sachen immer einen ganz konkreten Hintergrund haben.“

Na bitte, die Anspielung auf die Kanzlerschaft hat ja schon auf sich warten lassen, dachte Bronstein und unterdrückte ein Schmunzeln.

„Ich sag Ihnen“, fuhr indessen Schober fort, „des is a politische G’schicht. Der Guschlbauer war ein ausgewiesener Parteigänger der Regierung, und als solcher natürlich der Opposition ein Dorn im Auge.“

Bronstein kämpfte nun noch heftiger gegen sein Schmunzelbedürfnis an. Dass der Guschlbauer politisch tätig gewesen war, das wussten wahrscheinlich nicht einmal die zuständigen Parteisekretäre. Ebenso gut hätte man behaupten können, der große Krieg hätte begonnen, weil die Mittelmächte den Bürgermeister von Podgorica absetzen wollten.

„Und Guschlbauer war, wie Sie ja selbst schon erkannt haben, ein Mann der Wirtschaft. Das heißt, er war doppelt gefährdet. Die Roten hassen nichts mehr als jemanden, der brav arbeitet, ehrlich ist und fleißig. Außerdem war der Guschlbauer natürlich auch ein Konkurrent auf dem Gebiet des Handels.“

Bronstein wusste nicht, worauf der Präsident hinauswollte. Wie sollte ein Greißler ein wirtschaftlicher Rivale der Roten sein? „Ich fürchte, Herr Präsident, ich kann Ihnen jetzt nicht ganz folgen.“

„Na, das ist wieder typisch“, schnaubte Schober, „die Roten sind doch nur die Schlägertruppe des Finanzjudentums. Schau’n Sie sich doch diese ganzen Politiker an, wie die heißen: Adler, Ellenbogen, Austerlitz und so weiter. Alles Juden. Und wer sitzt auf dem ganzen Geld? Auch die Juden. Der Rothschild zum Beispiel, net wahr. Und wenn die einen lästigen Konkurrenten loswerden wollen, dann schicken s’ ihm halt die Rotgardisten an den Hals. Aber ehrlich g’sagt, wundert mich nicht, dass Sie diese Zusammenhänge nicht erkennen.“

Bronsteins Unbehagen, das er seit Beginn der Unterredung mit dem Präsidenten empfunden hatte, war nun unmissverständlich bestätigt worden. Schober sah in ihm keinen Kollegen, sondern einen Juden. Einen Itzig. Unfassbar! Starb dieser dumme Antisemitismus denn nie aus? Schon in der Monarchie hatten die Deutschnationalen regelmäßig die Nase gerümpft, wenn der Kaiser ab und zu einmal einen Vertreter der jüdischen Gemeinde adelte oder in ein Amt berief. Man hatte sogar über die Berater von Franz Ferdinand gespöttelt, der sich mit ungarischen Bankiers umgeben hatte, die man hinter vorgehaltener Hand despektierlich „Judapester“ nannte. 1918 war vom Anbeginn einer neuen Zeit gesprochen worden, doch offenbar galt das nicht für blödsinnige Vorurteile. Und wenn die schon ganz oben in den Chefetagen so vorherrschend waren, was wollte man dann von den simplen Gemütern in der hintersten Provinz erwarten? Bronstein war schockiert.

„Haben Sie überhaupt schon überprüft, ob da wirklich nur ein Täter am Werk war? Vielleicht haben s' dem Guschlbauer irgendeine Judith untergejubelt, die ihm den Kopf abschneiden sollte. Und wie das nicht funktioniert hat, sind s' wie die Cäsarenmörder mit den Messern auf ihn losgegangen.“

Trotz seiner Empörung amüsierte diese letzte These Bronstein. Sicher, der alte Lustgreis stolperte nicht über seine abartige Geilheit, er war ein Staatsmann, der von haltlosen Elementen des politischen Extremismus an weiterem verdienstvollen Wirken gehindert werden sollte.

„Glauben S' mir, Brrrronschtejn, mich hat man seinerzeit auch gemeuchelt, wie ich Kanzler war. Und nur meine absolute Untadeligkeit verunmöglichte eine Tat wie diese. Darum bin ich auch nur politisch gefallen und nicht auch leibhaftig.“

Bronstein versuchte, den in ihm aufsteigenden Zorn zu unterdrücken. Was für eine unglaubliche Blödsinnigkeit war das denn nun? War dieser Schober wirklich ein derartiger Egozentriker, dass er alles und jedes auf sich selbst bezog? Und er, Bronstein, hatte schon gefürchtet, er hätte einen Vogeldoktor notwendig! Eine so schwachsinnige Geschichte war ihm ja in nahezu 25 Dienstjahren niemals aufgetischt worden. Am liebsten hätte er Schober reinen Wein eingeschenkt. Hören S' einmal gut zu, Sie Herr Präsident, Sie. Sie sind von Ihren eigenen Leuten fallengelassen worden und nicht irgendwelchen jüdischen Bankiers oder roten Garden zum Opfer gefallen. Sie waren einfach nur ein Bauer im Schachspiel der Politik. Grad einmal gut genug, um die gegnerische Dame zu bedrohen, wobei natürlich jeder außer Ihnen g'wusst hat, dass das nur eine Finte ist. Na, und so sind Sie schneller geschlagen worden, als Sie ein Feld nach vor ziehen konnten. So einfach ist das, Herr Präsident. Sie sind keine historische Persönlichkeit, Sie sind eine hysterische.

Natürlich sagte er all das nicht. Niemand hätte etwas davon gehabt. Der Schober würde der Wahrheit wohl nie ins Auge sehen, und er, Bronstein, hätte nur riesige Scherereien, an deren Ende er sich als kleiner Revierinspektor nach Penzing versetzt sehen würde. Daher nahm er all seine Kraft zusammen und zwang seinen Kopf zu einem Nicken. „Das ist natürlich möglich, Herr Präsident. Aber meiner Erfahrung nach wenig wahrscheinlich. Auch große Geister fallen mitunter banalen Katastrophen des Alltags zum Opfer. Und nicht alle Menschen sind gänzlich ohne Fehl und Tadel. Ich halte die Version, die ich Ihnen dargelegt habe, für die wahrscheinlichste, und daher würde ich auch gerne in diese Richtung ermitteln. Zudem ist sich die Gerichtsmedizin sehr sicher, dass wir es mit nur einem Täter zu tun haben.“

Den letzten Satz hatte er sich wohlüberlegt für den Schluss aufgehoben, denn der sollte seine Wirkungsmächtigkeit so richtig entfalten können. Tatsächlich blieb Schober für einen Augenblick der Mund offen. Der Präsident rang sichtlich mit sich, ob er auf seinem Standpunkt, für den, wie er selbst wusste, recht wenig sprach, gegen jede Logik beharren oder aber Bronstein vorerst gewähren lassen sollte. Bronstein fühlte, dass er Oberwasser bekommen und den Anfeindungen seines obersten Vorgesetzten erfolgreich widerstanden hatte. Dementsprechend entspannte er sich, und fast unmerklich zeigte sich ein schmales Lächeln auf seinen Lippen.

„Bis Ende der Woche“, krächzte Schober, „erwarte ich Ergebnisse. Und zwar mit Hand und Fuß, damit wir uns verstanden haben. Und jetzt schauen S', dass was weitergeht. Wiederschau'n.“ Na bitte, jetzt musste der Präsident seinen Zorn niederkämpfen. Aber vielleicht, so dachte Bronstein, als er sich nickend anschickte, das Büro zu verlassen, hatte Schober wenigstens in einem Punkt recht behalten. Er, Bronstein, war ein Pyrrhus. Noch so ein Sieg, und er war wirklich verloren.

Als er wieder auf dem Gang stand, fingerte er eine Zigarette aus dem Etui, die er mit zittriger Hand anzündete. Was hatte er eben getan? Er hatte sich mit dem obersten Chef angelegt. Eine solche Vorgangsweise war nicht einmal dann ratsam, wenn man alles Recht auf seiner Seite wusste. Er aber tappte nach wie vor völlig im Dunkeln. Der Fall drohte eine katastrophale Niederlage für ihn zu werden, und er kam auf keine bessere Idee, als den Präsidenten zu brüskieren. Servus Kaiser, er war ruiniert, so viel stand einmal fest.

Unsicheren Schritts begab er sich zurück zu seinem Büro. Ob er gleich damit beginnen sollte, seinen Schreibtisch auszuräumen? Vielleicht minderte es seinen Fall, wenn er freiwillig um Versetzung

ansuchte? Gab es irgendjemanden, den er um Hilfe angehen konnte? Nein, er war völlig auf sich allein gestellt, und die einzige Chance, die es für ihn noch gab, war, den Fall Guschlbauer bis zum Ende der Woche zu lösen. Wenn er doch endlich wüsste, wo er die zweite Verkäuferin finden konnte!

Als er sein Amtszimmer betrat, wurde er launig von Pokorny begrüßt, der eben damit beschäftigt war, eine Beamtenforelle zu schälen. „Horrido“, trällerte Pokorny, „alles senkrecht?“ Eigentlich nicht.

„Sag einmal, Pokorny“, ging Bronstein gar nicht näher auf dessen Frage ein, „kann es sein, dass der Präsident gewisse allgemeine Vorurteile gegen einen bestimmten Teil der Bevölkerung hegt?“

„Wie meinst denn jetzt nachher des?“

„Na ja, du weißt schon. Ob er was gegen jemanden hat, nur weil der, sagen wir ...“

„Bronstein heißt“, vollendete Pokorny den Satz, „nein, das glaub ich nicht. Der Schober ist sicher kein Antisemit. Er kann nur die Juden net leiden, des is alles.“ Na wie beruhigend.

„Und kann es sein, dass er mit einer solchen Haltung nicht alleine dasteht im Präsidium?“

„Du“, beruhigte ihn Pokorny, „da würde ich mir keine sonderlichen Sorgen machen. Des is alles mehr oder weniger a Hetz, weißt eh. Wenn's nicht so läuft, wie man will, dann is man halt schnell a bissl gehässig gegen Juden, Behm, Pollaken, Krowotn und sonstige Zigeiner. Aber da brauchst net viel d'rauf geben. Des is alles nur Gerede. Mir san in Wien, da wird nix so heiß g'essen, wie's kocht wird. Wirst sehen, des is mehr so a Sport unter die arischen Kollegen.“

Das vorletzte Wort hatte Pokorny spöttisch gedehnt. Doch Bronstein empfand das nicht als Trost. „Was mach i, wenn der jetzt an Pick auf mi hat?“, fragte er mehr in den Raum als in Richtung Pokorny. Dennoch war es Letzterer, der antwortete: „Dasselbe wie immer. An schlechten Eindruck.“

„Danke. Jetzt fühl i mi scho vü wohler.“

„Gern g'scheh'n. Man hilft ja gern.“

„Apropos helfen. Pokorny, wir müssen diesen Fall lösen, sonst hamma den Aufdrahten. Jetzt umso mehr.“

„Wieso?“

Und Bronstein erzählte, was zwischen ihm und dem Präsidenten vorgefallen war. Am Ende seines Monologs pfiff Pokorny durch die Zähne und schüttelte missbilligend den Kopf: „Bronstein, Bronstein! Wennst partout glaubst, du musst alla-kawalla mit'n Präsidenten akampeln, dann brauchst di net wundern, wenn der dich bucklfünferln schickt. Wennst jetzt net aufpasst, dann derfst in der Berndl-Kolonie Dienst schiabn. Waaßt eh, bei die Gspritzt'n.“

„Pokorny, diese Art Kommentar erachte ich nicht als sehr hilfreich. Sag mir lieber, wie ich endlich zu einer Lösung in dem Fall da komm!“

„Ja, hast eh recht. Sonst buserier'n uns de Dampfplauderer no länger. Alsdern“, Pokorny tat, als würde er jetzt Ordnung in die ganze Sache bringen, „was hamma. An akragelten Amant. Was brauch ma? Sei letztes Amurl. Wo find ma des? ... Jo, des is nocha dei Sach'!“

Bronstein fühlte abermals Groll in sich aufsteigen. Und diesmal gab es keinen Grund, ihn unterdrücken zu wollen: „A geh. Du bist mia da richtige Ezzesgeber. Kaum brauch i amoi wirklich wos von dir, bist gaunz dusma.“

„Waaßt eh, Ezzes kost'n extrich!“

Bronstein wurde nun wirklich wild: „Hearst, waaßt wos, Du kannst ma den Hobl ausblasn mit deine Weisheiten.“ Er griff nach seinem silbernen Zigarettenetui und schickte sich an, wutentbrannt den Raum zu verlassen, als das Telefon schrillte. Bronstein war einen Moment zwischen Zorn einerseits und Pflichtbewusstsein andererseits hin und her gerissen, hob dann aber doch ab.

„Oberstleutnant Bronstein“, meldete er sich kurz und bündig. Gleich darauf erhellte sich sein Gesicht. „Wos? Wirklich? Na da schau i oba! Chapeau, Chapeau! Ihr hobt's wos guat bei mir. Sagst ma glei die Adress?“

Nachdem er den Hörer wieder auf die Gabel gelegt hatte, sah er Pokorny durchdringend an. „So, genug verlustiert. Es gibt Arbeit. Wir wissen jetzt, wie die zweite Verkäuferin heißt und wo sie wohnt. Alsdern, pack ma's!“

Bronstein ignorierte Pokornys grollendes Grunzen und öffnete die Zimmertür. „Gemma, gemma, koid is ned.“

Die beiden Polizisten fuhren mit der Ringlinie zum Schwarzenbergplatz und nahmen dort die Tramway nach Simmering. Die beträchtlich lange Fahrzeit vertrieb sich Bronstein damit, eine Zigarette nach der anderen zu rauchen, wobei er zwischen den Zügen kurze „Ahas“ und „Jajas“ ausstieß, um Pokorny gegenüber den Eindruck zu erwecken, er höre dessen Emanationen zu. Am Enkplatz stiegen sie aus, um sich in Richtung der neuen Gemeindebauten zu wenden, in denen eine junge Frau namens Kati Hildebrand gemeldet war. Nach einigen Fehlversuchen fanden sie die richtige Stiege und suchten nach der genannten Wohnung. Auf ihr Klopfen reagierte jedoch niemand.

„Suchen S’ das Fräulein Kati?“ Die Nachbarin war auf den Gang getreten und sah die beiden Männer erwartungsvoll an. Bronstein bestätigte diese Vermutung.

„Ja, die is seit einer Woche nimma hamkumman. I glaub, die is verreist. Aber wos Genaues waaß i ned, gell! Aber fragen S’ doch die zwa Menscha oben im vierten Stock, de san mit ihr verhabert.“

Bronstein wurde hellhörig. Sollte er tatsächlich so viel Glück haben und nun auch auf die ehemaligen Verkäuferinnen gestoßen sein? Er dankte der Nachbarin eilig und stieg mit klopfendem Herzen die Treppe hoch. Im vierten Stock fand er ein schmales Türschild, auf dem die Namen Grete Seiler und Johanna Breuer aufgemalt waren. Er sammelte sich einen Augenblick, dann klopfte er an.

Es dauerte eine Weile, ehe ihm aufgetan wurde. Eine Frau von Mitte zwanzig öffnete die Tür. Sie war sehr schlank, wirkte dabei aber überaus sportlich und trug als Frisur einen Bubikopf, wie er gerade so in Mode war. Ihr heller Teint kontrastierte mit dem pechschwarzen Haar, das ziemlich sicher gefärbt war, und zwar in exakt jenem Ton, den auch die Brillenfassung hatte, welche der Person auf der Nase saß. Bronstein registrierte eine anthrazitfarbene Flanellhose und ein weißes Herrenhemd, das nicht in die Hose hineingesteckt war, sondern vielmehr den Hosenbund abdeckte.

„Und wer sind nachher Sie?“, fragte die Frau schmallippig.

„Oberstleutnant Bronstein, wir suchen nach dem Fräulein Hildebrand.“

„Ah soll s’ leicht zum Militär?“ Bronstein brauchte eine kleine Weile, ehe er den Witz verstand. „Na, na, wir san net vom Heer, wir san von der Polizei. Und des Fräulein Hildebrand is vielleicht a wichtige Zeugin. Es hat g’heißen, Sie täten eventuell wissen, wo sie is, die Frau Hildebrand.“

„Ah, und wer sogt des?“

„Die Nachbarin. Und mit wem habe ich die Ehre?“, fragte nun Bronstein, während er gleichzeitig seine Marke zückte.

„Breuer, Johanna Breuer. Aber alle sagen Hansi zu mir.“

Bronstein räusperte sich. „Sagen Sie, Fräulein Hansi, ...“

„Nur Hansi. Ohne Fräulein.“

„Also gut, Hansi, ... kann es sein, dass Sie für Herrn Guschlbauer gearbeitet haben. In der Innenstadt?“

Die weiße Gesichtsfarbe der Frau wurde noch einen Hauch weißer. Sie schien mit sich um eine Entscheidung zu ringen. „Na kommen S’ erst einmal herein“, sagte sie dann.

Bronstein und Pokorny wurden durch ein enges Vorzimmer in die Küche der Gemeindewohnung geleitet. Direkt unter dem Fenster befand sich ein kleiner Esstisch, um den eine Sitzbank und zwei Sessel gruppiert waren. Die Breuer bot den beiden Polizisten Platz an und fragte, ob sie eine Erfrischung wollten. „Kaffee wär nicht schlecht“, kam Pokorny allfälliger Zurückhaltung Bronsteins zuvor. Die Frau begann an der Espressomaschine zu hantieren, Bronstein blickte um sich, konnte aber nichts entdecken, das sein Interesse geweckt hätte. „Sie haben meine Frage noch nicht beantwortet“, sagte er dann, während er scheinbar gelangweilt aus dem Fenster sah.

„Ja.“

Bronstein fixierte nun die Frau: „Ja im Sinne von, Richtig, ich habe Ihre Frage noch nicht beantwortet, oder ,Ja, ich habe beim Guschlbauer gearbeitet‘?“

„Letzteres.“

„Und das Fräulein Seiler war die zweite Verkaufskraft?“

„Das ist richtig.“

„Und Sie haben beide im Vorjahr aufgehört, für Guschlbauer zu arbeiten?“

„Auch das ist richtig.“

Die Breuer ließ die Kaffeemaschine nicht aus den Augen und schien es mit Antworten generell nicht eilig zu haben. Während sie unverwandt auf die Kaffeekanne blickte, griff sie hinter sich auf die Arbeitsfläche, ertastete ein Päckchen „Ägyptische Sorte“, öffnete es mit einer Hand, fingerte eine Zigarette heraus und steckte sich diese in den Mund. Dann beugte sie sich nach vor und hielt das Rauchwerk in die Gasflamme des Ofens. Genussvoll sog sie den Rauch ein, um ihn dann zufrieden auszublasen. „Sie können gerne auch“, bemerkte sie dann.

„Woher wissen Sie, dass wir rauchen?“

„Man riecht's.“

Braunstein ging davon aus, dass dies nicht unbedingt ein Kompliment gewesen war. Doch er sah das Positive in der Sache und steckte sich vergnügt selbst eine Zigarette an. Und wenig später wurde der Tabakrauch durch den Dampf, der von einer heißen Tasse Kaffee aufstieg, ergänzt.

„Also“, griff Bronstein den Gesprächsfaden wieder auf, „jetzt sagen Sie mir einmal, wie lange Sie für den Guschlbauer gearbeitet und warum Sie dort aufgehört haben.“

„Ang'fangen haben wir zwei gleich, wie er den Laden übernommen hat. So vor drei Jahren wird das g'wesen sein. Wir haben uns gedacht, des is a ganz a guate Löhnung, die wir dort kriegen, und vü Arbeit, hamma uns denkt, is des a net. Aber da hamma uns ziemlich 'täuscht. Trotzdem hamma rund zwei Jahre durchg'halten.“

„Und warum haben Sie dann aufgehört?“

„Warum wollen S' denn das alles eigentlich wissen? Verdächtigen Sie uns leicht?“

„Wessen sollten wir Sie verdächtigen?“

Die Breuer zog ein Schnoferl. „Halten S' mi net für blöd. I hab's in der Zeitung g'lesen, dass der alte Haderlump a Bankl g'rissen hot, und des net freiwillig. Und weu Sie von der Polizei san, kann i ans und ans z'sammzähl'n. Oiso mochen S' do kane Fisimatenten mit mir, hardefix no amoi.“ Es war offensichtlich, dass die Breuer, je länger sie gesprochen hatte, umso mehr Unmut über die Präsenz der beiden Gesetzeshüter entwickelt hatte.

Bronstein bemühte sich gerade deshalb betont um Sachlichkeit: „Derzeit haben wir überhaupt noch keinen Verdacht, und deshalb gehen wir jeder Spur nach. Naheliegenderweise sind die Bediensteten Guschlbauers – und wohl auch die ehemaligen – potenzielle Zeugen, die wir deshalb vernehmen müssen. Vielleicht können Sie ja Wichtiges zur Klärung des Falls beitragen.“

„Was S' net sagen.“ Die Breuer blieb abweisend.

„Sie würden uns wirklich sehr helfen, wenn Sie uns zwei Fragen beantworten würden. Erstens: Warum haben Sie beim Guschlbauer aufgehört? und zweitens: Können Sie uns sagen, wo wir die Kati Hildebrand finden?“

„Die Kati is daham in Oberösterreich bei ihrer Muata. Sommerfrische. Scho seit über aner Wochen. Und mir ham aufgehört, weu er seine Klebln net von uns lassen hotkenna.“

„Sie meinen, er hat Sie belästigt?“

„Des is a Euphemismus, wann S' mi frogn. Vor dem Mannsbild war kane sicher, des sog i Ihna. Vor allem der Gretl is er in aner Tour zuweg'stiegn.“

„Und trotzdem haben Sie der Kati nicht davon abgeraten, Ihre Nachfolge anzutreten?“

Die Breuer legte den Kopf schief: „Des is jetzt oba scho de dritte Frog.“

Bronstein bemühte sich um ein Lächeln: „Na sind S' halt so lieb.“

„Mir ham uns denkt, wenigstens die lasst er in Ruh, weil s' noch so jung is. Die Kati war 17, wie s' bei ihm ang'fangen hat.“

„Und wie alt sind Sie, wenn man fragen darf?“

„I wer im Oktober 24. Und die Grete 27. Wir ham nämlich am gleichen Tag Geburtstag. Am 5.

nämlich.“ Na bitte, jetzt lächelte die Breuer sogar.

„Apropos Grete – können wir mit der auch noch sprechen?“

„Die is grad einkaufen. Muss aber eh bald kommen.“ Reflexartig schaute die Breuer auf die Küchenuhr, die über der Tür hing.

„Hat es Ihnen einfach eines schönen Tages gereicht, oder gab es einen konkreten Vorfall, der dazu führte, dass Sie beschlossen, nicht mehr für Guschlbauer zu arbeiten?“

Die Breuer zögerte einen Augenblick. „Des war schon alles ziemlich ernüchternd. Was der uns alles versprochen hat vorher. Fast wia a Politiker vor der Wahl. Der Lohn wär nur a Mindestgehalt, hat er g'meint und von Zulagen g'redet. Die hat's aber nie geben. Und wie wir uns beschwert ham, da hat er nur g'meint, wir soll'n halt Nachhilfe geben, wenn das Geld net langt. Die Arbeitszeit is a immer länger wor'n, und wenn irgendwo was tschari gangen is, dann warn's allerweil wir. Und es hot net lang dauert, da is er anlassig wor'n. Z'erst nu so irgendwia auf der Komplimentetour, so Ma, san se heut wieder fesch, Fräulein Grete oder so, aber sehr bald hot er kan Genierer mehr g'hobt. Da hot er daun von der Grete ihre Gspäßlaberln g'red't, von de schoarf'n Tutteln und so weita. Echt grauslich. Aber waun a wichtige Kundschaft kumman is, da hot er g'red't, ois war a der Edle von Neududlau, der Gablitzer, der blede.“

Pokorny, der dem Gespräch bislang schweigend gefolgt war, machte eine ratlose Miene: „Gablitzer? Der Guschlbauer war net aus Gablitz!“

„Durt is der Rindermarkt, du Ochs“, maßregelte ihn Bronstein, der die Anspielung der Breuer sofort verstanden hatte.

„Na ja“, fuhr die Breuer fort, „jedenfalls is er mehr und mehr zum Grantscherm wur'n. Manchmoi host da denkt, der is mit'n Kepp'ln auf die Wöd kumman, so unguat woa der zeitweis. Und daun is er der Grete immer mehr zuweg'stieg'n. Schlussendlich hot er ihr amoi direkt auf die Brust griffen. So von hint'n, die ganze Brust in der Hand quasi, und richtig z'sammdruckt. Die Grete is total daschrocken und hot eam auf d' Finger g'haut. Daraufhin is der natürlich voi in Saft gangen. Bist deppat, hot er g'schrien, host an Klamsch? Schleich di, oba glei. Na, und da hob i g'sogt, waun sie geht, geh i a, und er hot nur g'mant, umso besser, dann is er uns Lesbenweiber endlich los. Ja, so woa des. Und die schiache Nochred hamma daun a no g'hobt, weu er dazöht hot, mir hätt'n in d' Kassa griffen und wos mitgeh'n loss'n, was natürlich net g'stimmt hot.“

Die Breuer beugte sich nach vor und dämpfte ihre Zigarette aus. Wie automatisch griff sie nach dem Päckchen, holte eine neue hervor und ließ sich wie selbstverständlich von Bronstein Feuer geben. „Na jo, wirklich traurig war'n wir zwa net darüber, dass er uns außeg'haut hot, weu de Hackn woa eh zum Krenreib'n. Waun ma a bissl a Irxnschmoiz investiert, daun find't ma se boid an g'scheitern Posten. Und so war's a.“

„Das heißt, Sie haben jetzt wieder Arbeit?“

„Scho lang. Die Gretl hat ja Lehrerin g'lernt und hackelt jetzt d'rüben in Favoriten in aner Volksschul', und i bin da im Kindergarten ois Hortbetreuerin. Des Göd langt, und ma hot net mit soiche Trott'ln wie dem Guschlbauer z' tuan.“

„Das ist übrigens, wie mir scheint, eine recht schöne Wohnung. So hell“, wechselte Bronstein überraschend das Thema, „wie sind S' denn zu der gekommen?“

„Na über die Gemeinde. Die Gretl hat si, wie s' zwanzig wur'n is, ang'meldet, und wie der Bau da fertig war, hamma einzieh'n können. Is zwar nur Zimmer, Kuchl und a Kamanetl, weu ja offiziell die Gretl allein einzog'n is, aber für uns reicht's. Und büllich is a.“

Bronstein überlegte, ob er nun die Aufmerksamkeit der Breuer wieder auf die Hildebrand lenken sollte, als plötzlich das Klimpern von Schlüsseln zu hören war. „Des wird die Gretl sein“, sagte die Breuer nur und verschwand im Vorzimmer. Bronstein sprang auf und folgte ihr. Er wollte unbedingt vermeiden, dass sich die beiden vor der Vernehmung verabreden konnten. Nur einen Augenblick später stand er in der Küchentür und sah, wie die Seiler vollbepackt mit Einkaufstaschen ins Vorzimmer trat. Die beiden Frauen küssten sich links und rechts auf die Wange, und die Breuer legte

dabei ihre rechte Hand auf die linke Schulter der Seiler. Dann erst sagte sie, dass Besuch von der Polizei gekommen sei. Die Seiler stellte ihre Taschen ab und wandte sich Bronstein zu. „Guten Tag“, sagte sie knapp, während sie ihm ihre Hand hinhielt, die Bronstein automatisch ergriff. Während des Händedrucks gewann er einen ersten Eindruck von der Lehrerin.

Die Seiler trug einen recht kurzen Rock, ihr Oberkörper war von einer dünnen Sommerbluse bedeckt, durch den Bronstein die Umrisse eines Büstenhalters erkennen konnte. Ihre Haare waren walnussfarben und rechts gescheitelt. Eine vorwitzige Strähne hing der Seiler ins Gesicht und verdeckte ihr linkes Auge fast zur Gänze. „Auch Ihnen“, antwortete Bronstein endlich.

„Die Herren san wegen dem Guschlbauer da“, klärte die Breuer ihre Freundin auf.

„Wegen was sonst“, replizierte diese knapp und ging in die Küche, wo sie auf jenem Sessel Platz nahm, auf dem eben noch Bronstein gesessen war. Die Breuer folgte mit den Einkaufstaschen und begann, die Lebensmittel zu verstauen. Die Seiler nahm aus der Zigarettenschachtel der Breuer eine Zigarette, förderte aus der Tischschublade eine Packung Streichhölzer zutage und zündete die Zigarette an.

„Alsdern, was woin S' wissen von mir?“

Bronstein stand ein wenig verlegen im Raum und wusste nicht, wo er sich nun hinsetzen sollte, da der zweite Stuhl jener von der Breuer gewesen war. Pokorny entging das Problem seines Chefs nicht, und so rutschte er ganz an die Wand, sodass Bronstein neben ihm Platz fand. „Erzählen Sie uns doch bitte mit Ihren eigenen Worten, wie das mit dem Guschlbauer war“, forderte er die Seiler auf. Dabei klebte sein Blick an ihren grünen Augen, um festzustellen, ob sie die Breuer ansah. Er wollte unbedingt verhindern, dass es zwischen den beiden zu irgendeiner Art von Absprache kam, doch im selben Moment schien ihm sein Handeln auch schon wieder töricht, denn wenn die beiden Frauen wirklich in den Fall verwickelt waren, dann hatten sie schon eine Woche Zeit gehabt, sich eine gemeinsame Geschichte zurechtzulegen. Und so gesehen war es vielleicht schon fast wieder interessanter, herauszuhören, wie sehr sich ihre Schilderungen deckten, um eben auf diese Weise allfällige Verdachtsmomente zu erkennen.

Und die Geschichte der Seiler unterschied sich kaum von jener der Breuer. Sie wählte hie und da andere Worte, aber die Quintessenz war dieselbe. Guschlbauer sei ein sehr geiziger Mann gewesen, der viele leere Versprechungen gemacht, dabei aber seine Beschäftigten kräftig ausgebeutet habe. Während er selbst an galoppierender Tachinose gelitten habe, sei es für ihn selbstverständlich gewesen, dass sich die beiden Frauen regelrecht zu Tode schuften. Ihr sei schnell klar geworden, dass diese Stellung keine Zukunft hatte, und so hatte sie umso intensiver für ihr Lehrerinnendiplom gelernt, doch sei die Lage in der Greißlerei immer unerträglicher geworden. Die Zudringlichkeiten Guschlbauers habe man kaum ertragen können, und als er ihr eines Tages direkt auf ihre Brust gegriffen habe, da habe sie einen Rappl gekriegt und ihm einfach auf die Hand geschlagen. Keine fünf Minuten später sei ihr Dienstverhältnis beendet gewesen.

„Und was geschah dann?“, wollte Bronstein wissen.

„Na ja, die Kati hat dringend Geld gebraucht. Und wir haben ihr g'sagt, sie soll sich doch bei dem alten Lustmolch bewerben, der braucht jetzt dringend einen Ersatz, da kann s' wahrscheinlich weit mehr verlangen als da irgendwo in Simmering. Wir haben gehofft, dass der nadige Hund si wenigstens ned an einer Minderjährigen vergreift, und haben ihr geraten, ab dem zweiten Arbeitstag nur noch in möglichst nonnenhafter Gewandung anzutanzn, damit er gar ned erst auf Ideen kommt. Na ja, jedenfalls hat sie die Stellung kriegt. Ich hab mein Diplom g'macht, und die Hansi hat bald danach da im Kindergarten ang'fangen. Ende der Geschichte.“

„Hatten Sie danach jemals wieder Kontakt zu Guschlbauer?“

„Eine Woche nach der G'schicht' bin i no amoi hin zu ihm und hab den ausständigen Lohn verlangt. Da hat er si aufg'führt wie ein Berserker und hat g'sagt, wir hätten ihm Geld g'stohlen aus der Kassa, und wir sollten froh sein, dass er uns ned anzeigt bei der Polizei. Just da is a alte Stammkundin ins Geschäft kommen und hat uns verteidigt, dass wir immer so zuvorkommend g'wesen san und so. Da

hat er ma zwanz'g Schilling in die Hand druckt und hat ma g'sagt, i soi mi schleichen, aber schnell a no. Na, und des hab i g'macht, weil zwanz'g Schilling war'n mehr, als i g'hofft hab. Seitdem samma eam nimma begegnet, dem feinen Herrn Guschlbauer.“

„Und hat die Kati Ihnen etwas über Guschlbauer erzählt?“

Die Seiler schien einen Moment zu zögern. „Eigentlich ned. Wir ham selten über die Arbeit g'red't.“ Sie rückte ein Stückchen vom Tisch ab und schlug die Beine übereinander, sodass dabei ihr rechtes Knie sichtbar wurde. Bronstein trank den Rest seines Kaffees und steckte sich eine weitere Zigarette an. Dabei versuchte er, seine Gedanken zu ordnen. Die Parallelen zur Darstellung der Gindl waren evident, das Bild von Guschlbauer verfestigte sich immer mehr. Aber das brachte ihn der Lösung des Falles keinen Schritt näher. Während er den Rauch ausblies, überlegte er, welche Fragen er jetzt noch stellen musste und welche er noch stellen konnte.

„Wie eng sind Sie mit der Kati eigentlich befreundet?“, fragte er dann.

„Eigentlich eh recht eng. So eng, wie man's halt sein kann, wenn man quasi Tür an Tür wohnt. Man trifft sich in der Waschküche, im Mistraum, in der Leihbücherei. Man kommt ins Reden, man ladt sich gegenseitig auf einen Kaffee ein, und auf jo-na is' ma befreundet, ned.“

„Sie sagten, die Kati ist erst achtzehn. Wie hat die hier eine Wohnung bekommen?“

„Die Wohnung g'hört eigentlich wem anderen. Dem Lebensgefährten von ihrer Cousine, bei der sie z'erst g'lebt hat, gleich, wie s' aus Oberösterreich da her nach Wien kommen is. Die Wohnung dort war ziemlich klein, und so war's für das Paarl weit praktischer, er zieht bei ihr ein und die Kati da. So war des.“

Bronstein nickte. Das klang plausibel. Doch warum kam ein so junges Mädel überhaupt nach Wien?

„Warum ist die Kati überhaupt nach Wien gekommen?“

Es war die Breuer, die antwortete: „Sie wollt' Schneiderin lernen. Und ihr' Mutter war mit einer Schneiderin in Ottakring bekannt, dort hat die Kati mit fünfzehn a Lehrstelle antreten. Und weil eben ihre Cousin' scho da g'wohnt hat, is s' bei der unterkommen.“

„Und warum ist die Kati dann keine Schneiderin mehr?“

„Wissen S', was man als Lehrmadl verdient? An ranzigen Nasenrammel! Davon hat s' ned leben können, und d'rum hat s' des dann bleiben lassen. A Zeit lang hat s' davon g'lebt, dass privat Kleider ausbessert und umg'schneidert hat, aber mit der Zeit hat s' halt was Regelmäßiges braucht. Na, und da hamma ihr dann des vom Guschlbauer dazählt.“

„Stimmt des eigentlich, dass die Kati a Kind hot?“ Bronstein erinnerte sich daran, dass ihm diese Behauptung untergekommen war, und er versuchte sich verzweifelt daran zu erinnern, wer ihm davon erzählt hatte.

Die Seiler und die Breuer sahen sich einen Moment lang an und prusteten dann gleichzeitig los: „Die Schüller“, kicherten sie. Bronstein sah ratlos zwischen den beiden hin und her. Schließlich erbarmte sich die Seiler seiner: „Die Schüller is a alte Stammkundin vom G'schäft. Eigentlich echt nett, aber manchmal scho a bissl verwirrt. Die andere Verkäuferin, die nach uns ang'fangen hat, hat si hie und da von aner Freindin vertreten lassen, und die is amoi mit ihr'm Kind im G'schäft g'wesen, weil's glaubt hat, sie muss aushelfen. Dabei war eh die Kati da, und just in dem Moment is die Schüller kommen und hat glaubt, des is der Kati ihr Bauxerl. Die Kati hat uns die G'schicht' später derzählt, weil die Schüller war danach felsenfest davon überzeugt, dass die Kati des Schneidern wegen dem Kind sei lassen hat miassn und war von dem Standpunkt nimma abzubringen. Die Kati hat no a paar Mal probiert, der Schüller des auszureden, aber irgendwann hat s' es dann akzeptiert und die Wünsche für des Klane immer brav entgegeng'nommen.“

Bronstein erinnerte sich nun wieder an die Aussagen der Alten und konnte ein Schmunzeln nicht unterdrücken. Jeder schuf sich die Welt nach seinem Willen. Die Breuer erhob sich: „Wollen S' noch einen Kaffee?“

Bronstein dachte kurz nach. Eigentlich galt es nur noch, herauszufinden, wo er die Kati antreffen konnte, dann waren sie hier eigentlich fertig. „Nein danke, nicht notwendig. Sagen Sie mir bitte nur

noch, wo wir das Fräulein Kati finden können. Und Sie beide würde ich ersuchen, sich zu unserer Verfügung zu halten. Es könnte sein, dass sich weitere Fragen ergeben, die wir dann mit Ihnen noch durchgehen wollen würden.“

„Ja, wie g’sagt“, replizierte die Breuer, „die Kati is bei ihrer Mutter in Wels. Dort müssten Sie s’ a finden.“

„Ja dann“, sagte Bronstein und erhob sich nun ebenfalls, „dann war’s das vorerst. Vielen Dank für den Kaffee und die Auskünfte. Ich darf Ihnen noch einen schönen Tag wünschen.“ Er hielt der Seiler seine Hand hin, diese ergriff sie und sah ihm einen Moment lang tief in die Augen, was Bronstein direkt verwirrte, denn es war ihm unmöglich, in diesem Blick zu lesen. Für ihn konnte er alles bedeuten, von der blanken Verführung bis zum umfassenden Schuldeingeständnis, doch er war sich ziemlich sicher, dass dieser Ausdruck weder das eine noch das andere meinte. Er versuchte, sich diesem Blick zu entziehen, doch die Seiler sah ihm weiter unverwandt in die Augen. Bronstein wurde verlegen, fühlte eine Art Bann, der ihn gefangen nahm, und seine Kehle wurde trocken. Hätte sich nicht in diesem Augenblick der alte Pokorny neben ihm umständlich darum bemüht, gleichfalls auf die Beine zu kommen, Bronstein hätte nicht gewusst, wie er sich aus dieser Lage befreien sollte. So aber hüstelte der Pokorny heiser vor sich hin und hob dadurch die Verzauberung auf. Tatsächlich wandte die Seiler ihren Blick von Bronstein ab und reichte nun Pokorny die Hand. Bronstein nutzte die Gelegenheit, verabschiedete sich schnell von der Breuer und sah zu, dass er ins Vorzimmer kam, während Pokorny noch die fehlenden Formalitäten erledigte. Bronstein, der sich nun unbeobachtet fühlte, wischte sich den Schweiß von der Stirn. Was war das eben gewesen? Mit einer einzigen Bewegung – oder vielmehr eben Nicht-Bewegung – ihrer Augen hatte die Seiler ihn so klein mit Hut werden lassen, dass er locker durch den Türschlitz durchgepasst hätte. Die hätte er keinesfalls als Lehrerin haben wollen, so Ehrfurcht gebietend wie ihr Blick gewesen war. Er hatte Geschichten gelesen von den Roten in Russland, die unter dem Kommando von harten Politkommissarinnen dienten, und wenn er sich nie ein Bild von einer solchen Amazone hatte machen können, dann hatte er jetzt eines. Der kecke Rock und das neckische Blüschen der Seiler verwandelten sich in eine stramme Ledermontur, die Haare waren von einer Schirmkappe verdeckt, auf welcher der rote Stern der Sowjets prangte. Während links und rechts die Granaten einschlugen und die Rotarmisten verzweifelt Deckung suchten, stand die Politoffizierin Grete Seilerowa einfach auf ihrem Posten und sah verächtlich auf die Feiglinge herab, die dem Feind nicht mit offenem Visier entgegentraten. Bronsteins Kehle wurde nur noch trockener, und er sehnte sich nach einem Schnaps. Nein, die Seiler konnte er als Verdächtige streichen. Die hätte den Guschlbauer niemals mit siebzehn Messerstichen ins Jenseits befördert, die hätte ihn allein mit ihrem Blick zum ruhmlosen Selbstmord gezwungen.

Doch auch der Breuer traute er einen solchen Mord nicht zu. Die war ein lebenslustiges, stets freundliches Mädel, das als Kindergärtnerin ohne Frage ihre Bestimmung gefunden hatte. Die löste Konflikte sicher nicht mit Gewalt. Und außerdem hatte keine der beiden auch nur das geringste Motiv für eine solche Tat. Niemand rächte sich nach über einem Jahr für eine Entlassung, zumal, wenn man längst schon eine andere Stellung gefunden hatte. blieb besagte Kati – und natürlich nach wie vor die Gindl, gestand sich Bronstein ein.

„Samma so weit?“

Pokorny riss ihn aus seinen Grübeleien. Bronstein nickte nur und trat ins Stiegenhaus. Wenige Minuten später sahen sich die beiden Polizisten wieder auf der Straße und schlugen den Weg zur Straßenbahn ein. Gegenüber befand sich eine kleine Schankstube, und Bronstein schlug vor, sich vor der Fahrt ins Präsidium noch zu stärken. Einer solchen Idee wollte Pokorny sich nicht verschließen. Es wäre allerdings nicht Pokorny gewesen, wenn er nicht auch aus einer solchen Situation noch ein Theaterstück in fünf Akten gemacht hätte. „Do muaß i oba z’erst amoi noch Taschlowitz, damit i waaß, ob i ma des leist’n kann.“

Wie auch bei Bronstein bestand das Taschlowitz von Pokorny aus Unter- und Ober-Taschlowitz. Unter-Taschlowitz hatte dabei wie erwartet weit mehr Einwohner, denn Münzen waren stets häufiger

als Geldscheine. Nach einer kurzen Volkszählung kam Pokorny zu dem Schluss, sich ein Gläschen Wein leisten zu können, und so überquerten sie die Straße und ließen sich ob des schönen Wetters im Schanigarten des Lokals nieder.

Während sie auf den Wirten warteten, sah sich Bronstein um. Simmering war irgendwie immer noch eine eigene Welt. Nur hier konnte es noch geschehen, dass irgendwelche Kleinhändler und Hausierer mit dem Panjewagen durch die Straßen zogen, sogar Scherenschleifer, Zwiebelkroaten und Rastlbinder mochte es hier noch geben. Und doch war die neue Zeit auch hier nicht aufzuhalten. Am anderen Ende der Straße begannen die Industrieanlagen. Sechzehn Schornsteine stützten dort den Himmel über der Siedlung, höher aufragend als die höchsten Türme ringsum, sechzehn Fabrikschlote in einer Reihe, staubgrau und steil. Bronstein konnte sich gut vorstellen, wie viel Natur diesem Fortschritt geopfert worden war. Doch das war die Losung von heute, wusste er. Ein Baum, was ist das schon, ein Stamm, Blätter, Wurzeln, Käferchen in der Rinde und eine manierlich ausgebildete Krone, wenn's hoch kommt, na und? Und das Gras, dieses saftige, weiche, üppige Gras. Wer brauchte das heutzutage noch? Und dennoch, hier herrschte immer noch ein Hauch von alten Tagen. Das Vergangene war nicht tot, es war nicht einmal vergangen in diesem Teil der Stadt. Hier fühlten sich die Wanderhändler noch wohl, auch wenn sie wahrscheinlich auch hier immer seltener wurden. In diesem Jahr war der Zigeuner spät gekommen, mochten sich die Einwohner denken, wenn die Pausen zwischen den einzelnen Touren der Hausierer länger und länger wurden. Doch die dörfliche Struktur hielt dem Ansturm der neuen Zeit noch stand. Wie lange noch, vermochte freilich niemand zu sagen.

Endlich kam der Wirt herbei und nahm die Bestellung entgegen. Bronstein zündete sich schon wieder eine Zigarette an und stellte fest, dass er allmählich rauchte wie ein alter Schlot. Um sich von diesem Gedanken abzulenken, fragte er Pokorny, was dieser von der Guschlbauer-Sache hielt. Eineinhalb Zigaretten später fand Bronstein, er habe genug für seine vorschnelle Frage gebüßt, und gebot Pokornys Anekdotenflut entschlossen Einhalt. „Lieber Pokorny, mich interessiert grad überhaupt ned, bei welcher Remasuri du waun dabei warst. Ehrlich, Pokorny, es pressiert. Wenn wir bald a Lösung zu dem Fall da haben, dann samma petschiert. Aber ordentlich. Und des waaßt du genau so guat wia i.“

„Hörst, Oberst, du bist echt a fade Nockn! Nur weil der alte Schober an Grant auf di hat, bist rapplert wia a Türk. Des regardiert mi doch goa ned, wos de oide Zwiderwurzn sogt. Mir wer'n den Fall scho lösen, oiso moch aus an Beisl ka Baustell ned und beruhig' di wieder.“

„Du host leicht reden, Pokorny, du gehst nächstes Jahr in Pension. Dir hängen s' garantiert nix mehr an. Aber i? I bin 44. Glaubst, i wü bis an mei Lebensend' a Geherda sei für irgendwelche Oberg'scheiten? Also plausch ned, Pepperl, sondern sog ma lieber, wer den Guschlbauer g'macht hat.“

Pokorny seufzte: „Ja, da hat's sei Nisi. Wenn wir des wisserten, dann war ma hochweiß. Aber so? ... Apropos, Oberst, hast no an Span für mi?“ Resignierend schob Bronstein ihm die Packung hin. Pokorny zündete sich umständlich eine Zigarette an, zog an ihr, blies dann auf die Glut und machte abermals einen Zug. „So a Schas, die brennt ned richtig. Jetzt hab i an Jud.“

Irritiert sah Bronstein auf: „Was sagst du da?“

„Tschuldigung, Oberst, war ned so g'meint. Waaßt eh, zu an Tschick, der nur halbert brennt, sagt ma hoid Jud. I hab mir des ned ausdenkt. Und du waaßt ah, wie wurscht mir is, wos aner is, oiso nimm's bitte ned persönlich.“

Nun seufzte Bronstein. „Is scho recht. Aber du organisierst heut no die Bahnkarten für Wels. Morgen müss ma dem Fräulein Kati an B'suach abstattn. Und zu dem Zweck wirst a glei in Linz nach der Adresse von derer ihre Eltern anfragen, hast mi?“

„Eh. Des moch i glei, wamma wieder im Büro san.“ Pokorny machte eine kleine Pause. „Und, trink' ma no a Achterl?“

Bronstein rang mit sich, ob ein Erstrecken der Pause noch in den Bereich des Zulässigen fallen würde, als er plötzlich eine weibliche Stimme vernahm.

„David? Bist du das?“

Er sah auf. Direkt hinter dem Maschendrahtzaun, der den Schanigarten vom Trottoir schied, stand eine wunderschöne Frau von etwa dreißig Jahren, in der er erst auf dem zweiten Blick Jelka erkannte. Jelka war neun Jahre zuvor im Gegensatz zur Seiler tatsächlich eine Politkommissarin gewesen, und sie hatte in der Revolution durchaus eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. Ob sie noch immer in der KPÖ war?

„Ja Jelka! Jessasmarandana, dass's des gibt!“ In Bronsteins Stimme schwang seine Überraschung überdeutlich mit. „Jetzt bin i baff. Was machst denn du da?“

„I wohn da. Gleich da drüben, in dem Gemeindebau.“

„Und was machst du jetzt so? Hast vielleicht a wengerl Zeit?“ Bronstein hatte blitzartig einen Entschluss gefasst. Wenn Jelka nicht in Eile war, dann würde er Pokorny allein ins Präsidium schicken und stattdessen alte Erinnerungen auffrischen. Erwartungsvoll sah er Jelka an.

„I komm grad von der Arbeit. Also ja, i hätt' Zeit.“

Kurz entschlossen gab er Pokorny Order, sich ins Präsidium zu verfügen und dort alles für die morgige Dienstreise vorzubereiten. Er würde etwas später nachkommen. Pokorny blickte seinen Vorgesetzten unsicher an, verstand dann und machte einen Abgang.

Jelka lächelte: „Magst mitkommen, ich mach dir einen Kaffee.“ Sie hatte den Satz noch nicht zu Ende gesprochen, da war Bronstein schon beim Wirten, um die Rechnung zu begleichen. Einen Wimpernschlag später hakte er sich bei ihr unter und meinte nur: „Gemma.“

Jelkas Küche glich jener der Seiler und der Breuer bis aufs kleinste Detail. Bronstein war sich sicher, dass die Grundrisse der Gemeindewohnungen auf jeder Stiege und in jedem Stock gleich waren. Er setzte sich auf die Sitzbank, von der aus er den gleichen Ausblick hatte wie vor einer Stunde. Jelka hantierte derweilen an der Kaffeemaschine herum, was Bronstein dazu benutzte, sie näher in Augenschein zu nehmen.

Sie hatte kein Gramm zugenommen seit dem 18er Jahr. Ihre lockigen Haare waren noch so dunkel wie damals und auch genauso üppig. Das Gesicht hatte sich die jugendliche Anmut bewahrt, und auch sonst deutete nichts darauf hin, dass Jelka schon auf die dreißig zugeht oder diese sogar schon überschritten hatte. Dann sah er sich in der Küche um. Über der Tür hing ein Lenin-Porträt, daneben erkannte er den Spitzbart Trotzki.

„Bist du eigentlich noch in der Partei? In der KPÖ, meine ich.“

Jelka sah ihn mit einer leicht melancholischen Miene an. „Ja, aber ich war dabei schon glücklicher.“

„Wie meinst jetzt nachher das?“

Jelka stützte sich mit den Handflächen auf dem Tisch auf und sah Bronstein direkt in die Augen: „Willst das wirklich wissen, oder fragst nur aus Höflichkeit?“

Bronstein tat empört: „Ich will alles wissen. Ich will wissen, wie es dir seit Juni 1919 ergangen ist, ich will wissen, was du heute so machst, und ja, ich will auch wissen, ob du noch politisch so aktiv bist wie damals.“

Unwillkürlich musste Bronstein an ihre damalige Beziehung denken, die letztlich daran gescheitert war, dass sie hauptamtliche Kommunistin, er aber hauptamtlicher Polizist gewesen war. Im Juni 1919 hatte sie den damaligen Putsch der KPÖ maßgeblich mitgeplant und war nach seinem Scheitern gezwungen gewesen, nach Ungarn abzutauchen, wo die Kommunisten damals an der Macht waren. Sie hatte ihn von heute auf morgen verlassen, ohne ihm auch nur eine Zeile zukommen zu lassen. Wie war er damals in Sorge gewesen um sie, er hatte sie tot gewähnt und danach Tage in den diversen Gefängnissen Wiens auf der Suche nach ihr verbracht, ehe er einen anonymen Hinweis erhielt, dass sie in Budapest sei. So musste er wenig später neuerlich um sie zittern, als die ersten Berichte über die Konterrevolution in Ungarn eintrafen. Erst zwei Jahre später hatte er durch einen gemeinsamen Bekannten einen Brief aus der Sowjetunion ausgehändigt bekommen, in dem sie ihn wissen ließ, dass ihr über Cop die Flucht ins Vaterland der Werktätigen gelungen sei, wo sie nun den Kommunismus aufbauen helfe. Sie lebe in einer Stadt namens Engels, wo es eine starke deutschsprachige Minderheit

gebe, deren Zeitschrift sie redigiere. Wie optimistisch hatten diese Zeilen damals geklungen! Es sei in der Sowjetunion so gänzlich anders als in dem reaktionären und verzopften Österreich. Im Arbeiter- und Bauernstaat herrsche wahrhafte Demokratie, man habe mit den alten Eliten ein für alle Mal Schluss gemacht, nur mehr der Mensch zähle und nicht, woher er komme. Die Wirtschaft diene den Bedürfnissen des Volkes und nicht umgekehrt, es gebe keine verlogenen Phrasen irgendwelcher windiger Politiker, die in Wirklichkeit nur die Diener des Kapitals seien, nach außen aber so täten, als verträten sie die Interessen ihrer Wähler. Hier herrsche wirkliche Freiheit, und niemand sei mehr jemandes Untertan. Das, und noch viel mehr hatte sie ihm damals geschrieben, und so war er doch einigermaßen verwundert, sie hier in Wien zu sehen, wo sie offenbar schon länger lebte.

„Seit wann bist du denn wieder da?“, fragte er schließlich.

„Seit eineinhalb Jahren“, entgegnete sie knapp, während sie Kaffee einschenkte.

„War in der SU doch nicht alles so rosig?“

„Weißt du, als Lenin starb, da begann irgendwie alles in die falsche Richtung zu laufen. Anfang 25 haben sie Trotzki kaltgestellt, und auf einmal war die Partei mehr auf der Suche nach Verrätern in den eigenen Reihen als geeint im Kampf gegen die Ausbeuterklasse. Mit einem Mal musste man jede Wortmeldung mit einer Verurteilung des Trotzismus beginnen, und, weißt, das war nichts mehr für mich. Ich hab mich dann erkundigt, ob meine österreichische Staatsbürgerschaft noch gilt und ob hier noch etwas gegen mich vorliegt, und es hat sich herausgestellt, dass die gar nie nach mir gesucht haben. Na, und so bin ich eines Tages einfach in den Zug gestiegen und Richtung Westen gefahren. Das war schon ein ganz eigenes Gefühl. Je weiter wir nach Westen fuhren, desto stärker glühte es rot und gold in den Buchenwäldern. Es ist mir gelungen, über die Grenze in die Tschechoslowakei zu gelangen. Ich habe dann bei Freunden in Uschgorod überwintert und bin im Jänner 1926 nach Pressburg gefahren. Dort stieg ich dann in die Tramway ein, und du kannst dir nicht vorstellen, wie ich gezittert hab, als wir uns Österreich genähert haben. In Engerau war Passkontrolle, und ich hab ja kein Visum g'habt und nix. Aber die Zollwachter haben offenbar gedacht, ich war einfach nur einkaufen oder so, und haben mich anstandslos passieren lassen. Und so war ich mit einem Mal wieder in Wien. Ich hab gar ned g'wusst, was ich da jetzt anfangen soll, aber dann ist der Tomann kommen und hat mir einen Posten bei der Roten Fahne angeboten. Na, und das mach ich jetzt seit eineinhalb Jahren. Es ist nicht glorreich, aber es zahlt die Miete, und ich hab nicht das Gefühl, sinnlos meine Zeit zu vergeuden. Obwohl, wenn ich ehrlich bin, ich weiß nicht, ob das überhaupt noch meine Partei ist. Vorigen Monat hatten wir Parteitag, und da ist der Tomann grad noch Kandidat des ZK worden. Der Koritschoner und der Strasser sind schon längst weg, und den Frey haben s' ausg'schlossen wegen Trotzismus. Mit die neuen Spitzen, mit dem Fiala, dem Honner, dem Koplenig, mit denen tu' ich mir ned grad leicht. Irgendwie ...“ Jelka griff nach Bronsteins Hand und drückte sie schweigend. Bronstein war gerührt, wie sehr sie ihm offenbar immer noch vertraute. Obwohl sie sich acht Jahre nicht gesehen hatten, schien es, als wäre sie nur kurz weg gewesen. Unsicher führte er seine zweite Hand zu seiner ersten und tätschelte Jelka sanft. Dabei sahen sie sich für einen Moment tief in die Augen.

„Aber trotzdem“, sagte sie dann trotzig, „bei uns ist es immer noch besser als mit dieser verlogenen Republik da. Dass euch nicht graust bei all diese Seipels und Renners und Bauers und Vaugoins, das sind doch alle so austauschbare Nullen, die das Blaue vom Himmel reden, wenn's Wahlen gibt, und danach mit dem angeblichen politischen Gegner zum Heurigen gehen, wo sie sich scheckig lachen über die Trottel, die ihnen wieder auf den Leim gegangen sind.“

Bronstein machte eine abwehrende Geste: „Also so einfach ist die Sache auch wieder nicht. Es ist doch allgemein bekannt, dass zum Beispiel grad der Seipel mit dem Bauer überhaupt net kann. Die würden nie eine Koalition eingehen, sage ich dir. Und dass die Sozi was verbessern wollen, das beweisen s' doch grad da in Wien, meinst ned?“

„Und was is mit Niederösterreich? Da kriecht der Renner dem Reither hinten rein, dass er vorn schon wieder rauskommt. Und erst in Kärnten, da sind die Sozi ja ärger wie die Völkischen. Sie reißen

nur so lange den Mund auf, solange sie nicht beweisen müssen, dass sie wirklich die Welt verändern wollen. Die Kommunisten aber, die beweisen das. Tag für Tag! Es kann schon sein, dass die Bewegung grad eine kleine Krise durchmacht, aber die Geschichte ist ohne Frage auf unserer Seite. Die KPC~ ist drüben in Tschechien die stärkste Partei, die KPD ist eine Macht, an der kein Weg vorbeiführt, und in Frankreich ist die KP auch massiv auf dem Vormarsch. Selbst in England haben die Kommunisten bewiesen, wozu sie fähig sind. Der Generalstreik hätte das Empire fast zu Fall gebracht. Die Kapitalisten sind noch einmal davongekommen, aber beim nächsten Mal klappt's bestimmt.“

Bronstein verspürte ein Bedürfnis, Jelkas Aussagen zu widersprechen, aber eigentlich, so bekannte er sich ein, war ihm gar nicht danach, zu politisieren. Als er eben ihre Hand in den seinen gefühlt hatte, da war ihm warm ums Herz geworden. Er sah ihren Körper vor sich, und er erinnerte sich daran, wie sehr sie ihn vor achteinhalb Jahren betört hatte. Mit einem Mal spürte er wieder ihre aufgestellten Brustwarzen zwischen seinen Lippen, ihr weiches Schamhaar zwischen seinen Fingern und ihren sinnlichen Bauchnabel unter seiner Zunge. Der Platz in seiner Hose wurde merklich enger, und Bronstein bat Jelka um ein Glas Wasser. Doch seine Hoffnung, dies würde seine Erregung etwas dämpfen, erfüllte sich nicht. Während Jelka Zukunftsszenarien entwarf, saß ihr Bronstein mit einer beachtlichen Erektion gegenüber und wollte eigentlich nur noch Küsse und Zärtlichkeiten austauschen. Vorsichtig tastete er sich wieder an ihren Unterarm heran und versuchte ihn wie beiläufig zu streicheln.

„Und abgesehen von der Politik, wie ist es dir sonst ergangen?“, fragte er leise.

Jelka schien zu schwanken, wie viel sie ihm erzählen sollte. „Ich habe dich sehr lange sehr vermisst“, entgegnete sie endlich, „vor allem im ersten Winter drüben in Russland. Da verging praktisch kein Tag, an dem ich nicht an dich gedacht hätte. Ich wollte dir andauernd schreiben, aber ich wollte dich nicht kompromittieren. Immerhin warst du Polizist, und ich wusste nicht, ob man nicht nach mir fahndet. Das wär ein schönes Danaergeschenk gewesen, wenn du plötzlich Post aus dem Land der Roten von einer steckbrieflich Gesuchten bekommen hättest. Und so habe ich es lange bleiben lassen. Aber du bist mir nicht aus dem Sinn gegangen. Auch war ich ja noch so jung, damals. Ich wusste nicht, wohin mit meiner Lust, mit meiner Begierde. Und das Beste dabei war“, Jelka lachte laut auf, „ich hatte das Gefühl, dir treu bleiben zu müssen, vor allem, weil ich dich da einfach so sitzengelassen hab. Aber je länger der Winter gedauert hat, umso mehr hat sich in mir aufgestaut. Und irgendwann konnte ich mich dann nicht mehr beherrschen. Ich hab es mir selbst gemacht.“ Sie unterbrach sich, schwieg für einen Augenblick. „Ich kann gar nicht glauben, dass ich dir das erzähle. Aber es war so. Anfänglich habe ich es mir immer nur ganz schnell besorgt. Einfach zur Entspannung. Ich brauchte gerade eine Minute dafür. Später nahm ich mir dann mehr Zeit, träumte dabei so vor mich hin. Tja, und das hat mir über die ärgste Zeit hinweggeholfen. Und irgendwann bin ich dann älter und ruhiger geworden. Und jetzt geht es mir eigentlich gar nicht mehr ab.“

Bronstein war hin- und hergerissen von dieser Auskunft. Einerseits war er schockiert über die Offenheit, mit der sie über derartige Dinge sprach, andererseits schmeichelte es ihm ungemein, dass sie offenbar beim Masturbieren an ihn gedacht hatte. Und seine Erregung wuchs weiter. Er bemühte sich um ein aufmunterndes Lächeln. „Bist du sicher, dass es dir nicht abgeht?“, fragte er mit schelmischem Unterton.

Jelka stupste ihn mit der geballten Faust auf den Oberarm. „Depp“, sagte sie lachend.

„Des war'n scho Zeiten damals, was?“ Bronstein versuchte, in ihr Lachen einzufallen. „Ich erinnere mich noch gut an unser erstes Mal. Du auch?“

„Meine Güte“, Jelka hielt sich die Hand vor den Mund, während sie laut auflachte, „erinnere mich nicht daran.“ Bronstein war verunsichert: „Wieso, war des so schlimm für dich?“

„Geh bitte, arschkalt war's. Und finster wie in einem Bärenhintern. Aber“, und dabei sah sie ihm wieder direkt in die Augen, „auch sehr schön. Du warst so einfühlsam. So zärtlich. So ganz anders wie die anderen.“

„Das bin ich heute noch“, bemühte sich Bronstein um Reputation.

„Die meisten, die ich vor dir g’habt hab, war’n eigentlich ziemliche Versager. Die war’n kaum drinnen, war schon wieder alles heraußen. Und dann sind’s gleich abg’haut. Die haben keine Ahnung g’habt, was eine Frau braucht. Aber du ...“, Jelka vollendete den Satz nicht.

Bronstein war ganz nahe an sie herangekommen und fuhr ihr unsicher durch das Haar, um eine vorwitzige Strähne zu bändigen. Er wollte ihr sagen, dass er sie gern küssen würde, doch sie schien die Veränderung in seinem Gesichtsausdruck gar nicht bemerkt zu haben. „Ich weiß noch“, fuhr sie fort, wie du ihn damals rauszogen hast, damit du mir kein Kind machst. Ich war ganz baff, wie viele Hektoliter da aus deiner Nudel rauskommen sind. Ich hab g’laubt, das hört überhaupt nicht mehr auf. Du hast es echt notwendig g’habt damals, gell?!“

Was heißt damals, dachte Bronstein und näherte sich abermals ihrem Gesicht. Schon schien ihm, als sauge er ihren Duft ein, seine Nase war keine zehn Zentimeter mehr von ihrer Wange entfernt. Ein schneller Sprung nach vorne, und er wäre am Ziel. Doch wie würde sie reagieren? Sie konnte ihn doch unmöglich abweisen, wenn sie schon so offen von seiner Nudel sprach. Das konnte doch gar nicht missverstanden werden, das war ohne Frage eine Einladung. Bronstein stellte fest, dass seine Hand praktisch schon bei ihrer Brust angelangt war, und er musste sich beherrschen, nicht den letzten Hauch eines Millimeters, der ihn noch von einer Berührung trennte, zu überwinden. Sein Blick suchte den ihren: „Ich würde dich gerne küssen“, flüsterte er mit heiserer Stimme.

„Komm, David, sei nicht albern“, sagte sie und klopfte ihm neckisch auf die Finger, sodass dabei ihre Hand ihren Busen streifte.

„Was soll daran albern sein?“ Bronsteins Tonlage hatte sich nicht geändert. Er sprach so leise, dass er sich selbst kaum hörte. „Ich liebe dich doch. Ich habe dich immer geliebt und tue es auch jetzt noch.“

Jelka rückte ein klein wenig vom Tisch und damit von Bronstein ab. „Was is, is Hedwig Courts-Mahler jetzt Schulungsprogramm in der Kieberei?“

Bronstein fühlte sich verletzt. Warum musste sie sein Werben so grob zurückweisen? „I moch kane Witz“, murmelte er und griff aus lauter Verlegenheit nach einer Zigarette.

Jelka wurde sich offenbar bewusst, gar zu rüde gewesen zu sein. Abermals stupste sie ihn und bemühte sich dabei um ein aufmunterndes Lächeln: „Wir sind doch keine kleinen Kinder mehr, David.“

„Wieso? Ist die Liebe nur etwas für Kinder?“ Bronstein bemühte sich nicht, seine Enttäuschung zu verbergen.

„Schau“, nun war es Jelka, die Bronstein durchs Haar fuhr, „was war, das war. Das kannst du nicht wieder aufleben lassen. Das war der eine magische Moment, und wenn der perdu ist, dann kommt er nicht wieder.“

„Was für eine ahistorische Betrachtungsweise ist denn das jetzt!“ Bronstein klang ehrlich empört. „Wenn das stimmen würde, dann hätte es nach 1905 kein 1917 geben dürfen. Dann hätte es nach 1848 kein 1871 geben dürfen, dann bräuchte die KPÖ nach 1918 in Österreich gar nicht mehr Politik machen.“

Jelka riss die Augen auf: „Jetzt machst aber einen Spaß, oder?“

„Wieso?“

„Du kannst doch nicht ernsthaft historische Abläufe mit einer ... mit einem Gspusi vergleichen.“

„So“, erwiderte er schnippisch, „a Gspusi war ich für dich! Na servus Kaiser, jetzt kenn’ i mi aus.“

Aus Jelkas Mund kam neuerlich ein helles Lachen: „Hörst, jetzt führst dich auf wie a gnädige Frau auf der Theaterbühne. Du weißt genau, dass ich das nicht so gemeint hab. Nur, zwischen einer Revolution und einer Liebschaft ist halt schon noch ein Unterschied, weißt.“

„Nein“, entgegnete er immer noch eingeschnappt, „weiß ich nicht. Wenn man eine Revolution ein zweites Mal machen kann, dann kann man auch in der Liebe einen zweiten Versuch wagen.“

„David!“ Jelka griff mit beiden Händen nach Bronsteins Wangen und zog seinen Kopf zu sich. Sie drückte ihm einen dicken Kuss auf die Nase, „Du bist so süß, wenn du so ein Einfaltspinsel bist.“

„Einfaltspinsel? Des wird ja immer besser. Des is ka Larifari, was i da derzähl'. Ich mein' das vollkommen ernst. Das ist Schicksal, dass wir uns hier wieder getroffen haben!“

Irgendwie hatte Bronstein mit einem Mal den richtigen Ton getroffen, denn Jelka kam ins Wanken. Sie zog ihre Hände nicht zurück und hielt weiter seinen Kopf. Er fasste nun nach ihr und schürzte seine Lippen. Ein langer, inniger Kuss. Unendlich langsam ging Jelkas Mund auf, Bronsteins Zunge glitt zwischen ihre Zähne, fand ihr Pendant in Jelkas Rachen. Artig machte sie einen Diener und bat um den nächsten Tanz. Jelkas Zunge verbeugte sich gleichfalls, und umgehend waren die beiden eng umschlungen und bewegten sich grazil durch den freien Raum. Was als Slow Fox begonnen hatte, steigerte sich zum sinnlichen Tango, doch gleich danach wurde eine Volta ausgerufen, und heftig hüpfen sie hin und her, hin und her. Kaum blieb genug Zeit zum Atmen.

Während die beiden Zungen um einander freiten, bewiesen Bronsteins Hände alpinistisches Können. Im Bereich von Jelkas Ellenbogen hatten sie ein Basislager angelegt, danach machten sie sich an den steilen Anstieg. Als der härteste Teil überwunden war, biwakierten sie eine kleine Weile auf der Schulter, ehe sie gemächlich zur nächsten Wand vordrangen. Diese war zwar rasch bezwungen, doch am Ende des Halses drohte ein gefährlicher Überhang die Unternehmung zum Scheitern zu bringen. Mühsam klammerten sich die Finger an Jelkas Kinn fest, schafften es schließlich unter Aufbietung aller Kräfte, die gefährliche Wand zu durchsteigen, obwohl sie durch permanente Erschütterungen, die durch die nunmehr Polka tanzenden Zungen hervorgerufen wurden, Mühe hatten, Halt zu finden. Doch mit einem gewagten Sprung setzte sich Bronsteins Linke an Jelkas Ohr fest, um gleich danach in den dichten Haarwald einzudringen, den sie nachhaltig in Unordnung brachte. Bronsteins rechte Hand genoss derweilen kurz den Rundblick von Jelkas linker Wange, ehe sie sich wieder an den Abstieg machte. Nach einer kleinen Rast am linken Schlüsselbein wanderte sie ohne Hast die sanfte Wölbung abwärts, die abrupt in einer kleinen Erhebung mündete, die eine eingehendere Untersuchung allemal rechtfertigte. Jelkas Atem ging, als Bronstein sanft an ihrer Brustwarze zu spielen begann, abrupt heftiger, und ihre Zunge musste eine Runde aussetzen. Jelka warf ihren Kopf nach hinten und stöhnte laut auf. Bronsteins Linke kehrte im Eiltempo aus dem Dickicht der Haare ins Freie zurück und schob mit einem gewaltigen Ruck den Tisch beiseite. Durch die Vorwärtsbewegung, die er nun unternahm, presste sich Jelkas Knie genau in Bronsteins Weichteile, was dieser jedoch als überaus angenehm empfand. Er rieb sich daran und spürte, wie seine Erregung kaum noch zu zügeln war. Er glitt von seinem Stuhl und bemühte sich, Jelka mit sich auf den Boden zu ziehen. Sie wehrte sich für einen Moment, gab seiner Kraftanstrengung dann aber doch nach und sank in einer klug choreographierten Bewegung auf das Parkett. Dort saß sie für einen kleinen Moment, ehe Bronstein sie sanft niederdrückte, sodass sie auf dem Rücken zu liegen kam. Da seine linke Hand nun nichts zu tun hatte, begann sie, einen Tunnel unter Jelkas Oberbekleidung zu graben. Schon nach kurzer Zeit spürte sie die Vertiefung, die Jelkas Bauchnabel war. Die Hand drehte dort eine Ehrenrunde, die aber kaum beachtet wurde, da das heftige Küssen in der Zwischenzeit wieder aufgenommen worden war. Ein wenig verletzt über so wenig Zuspruch, schickte sich die Hand an, weiter ins Innere der Jelkaschen Gewandung vorzudringen. Das Niemandsland war rasch überwunden, doch an dessen Ende befand sich ein Stacheldrahtverhau, in dem weniger romantischere Gemüter den Bügel von Jelkas BH erkannt hätten. Bronsteins Linke war ratlos. Absolut unmöglich, darunter durchzukriechen, ebenso aussichtslos, die Sperre zu öffnen, denn dazu wäre es erforderlich gewesen, die gesamte Jelka zur Seite zu wuchten. Die Hand wanderte also ziellos auf dem BH herum und unternahm ab und zu den Versuch, ihn von oben her zur Seite zu schieben.

Zu seiner eigenen Überraschung stellte Bronstein fest, dass nicht nur seine Hände Expeditionen unternahmen. Jelkas Rechte befand sich mit einem Mal direkt über seinen Genitalien und strich fordernd über den Hosenstoff. Bronstein besann sich auf die Gesetze der Gastfreundschaft. Seine rechte Hand ließ von Jelkas Brustwarze ab und knöpfte elegant den Hosenschlitz auf. Mit großer Freude konnte er registrieren, dass Jelka die Einladung annahm. Ihre Hand verschwand in seiner Hose und hatte bald schon gefunden, was Bronstein dort aufbewahrte. Seine Eichel zuckte vor

Ekstase, als Jelkas Finger sie umschlossen, und mit einem Mal hatte Bronstein Angst, er würde allzu schnell ejakulieren. Wie um sich abzulenken, küsste er Jelka umso intensiver, deckte sie förmlich mit Küssen zu, dieweilen die Linke nun doch einen Versuch startete, an den Verschluss des BH zu kommen. Bronstein rollte sich selbst auf den Rücken und zog Jelka mit sich, sodass sie nun halb auf ihm lag. Dadurch gelang es ihm, die Haken zu finden, die es zu öffnen galt. Seine Finger ließen ihn nicht im Stich, und eine merkliche Verringerung des Drucks zeigte Bronstein an, dass der BH nun offen war. Sofort eilte seine Hand zurück zur Vorderseite und schob sich unter das letzte Stück Stoff, sodass sie nun Jelkas Brustwarze umschloss, während wiederum Jelkas Hand unverändert an Bronsteins Glied Gymnastik trieb.

Bronstein drängte Jelka in die Rückenlage zurück und nahm auch selbst einen Stellungswechsel vor. Seine Hände schoben Jelkas gesamte Wäsche nach oben, sodass ihr Oberkörper nun nackt vor ihm lag. Wie ein Adler auf seine Beute stürzte sich Bronstein auf Jelkas Brüste. Sofort saugten seine Lippen an der Brustwarze, während die Hände versuchten, Jelka auch von ihrer Unterbekleidung zu befreien. Jelka wand sich unter ihm, aber nichts deutete darauf hin, dass sie dies aus mangelnder Zustimmung zu seinem Tun heraus tat. Im Gegenteil, sie hob ihren Hintern an, als Bronstein an der Gewandung zerrte, und nach einigen Volten war Jelka endlich ganz nackt. Bronstein steckte ihr seinen Zeigefinger in den Mund, an dem sie lutschte, als hätte sie eine Lakritzstange zwischen den Zähnen, und diese Pause nutzte Bronstein, um seinerseits die Hose loszuwerden. Sein Penis preschte nach vorn, als handelte es sich um einen römischen Katapult, der eben abgefeuert worden war, und noch ehe er wieder zur Ruhe kam, lag Bronstein schon wieder auf Jelka und liebte erneut ihre Brüste.

Allmählich küsste er sich nach unten, während sie sein Haupthaar wüst durcheinanderwühlte. Nachdem seine Zunge die Tiefe von Jelkas Bauchnabel ausgelotet hatte, begannen seine Zähne endlich, an ihrem Schamhaar herumzuknabbern. Zentimeter für Zentimeter ging es für Bronstein langsam abwärts, ehe er endlich an Jelkas zentralster Stelle angekommen war. Von oben drang ein schweres Stöhnen an seine Ohren, unten zuckte Jelkas Leib, als bebte die Erde. Bronstein stieß mit seiner Zunge so tief in ihre Grotte vor, wie es ihm nur irgendwie möglich war, und die anhaltende Feuchtigkeit signalisierte ihm, dass er es riskieren konnte, die speläologischen Forschungen mit anderen Körperteilen fortzusetzen. Er richtete sich auf, sein Gesicht näherte sich wieder dem ihren, eine neuerliche Kaskade von Küssen begann, während Bronstein seinen Unterleib nach jenem von Jelka justierte. Und endlich klopfte sein Penis an Jelkas Venushügel und schrieb dort mit heller Flüssigkeit sein „Sesam, öffne dich!“

Doch just, als Bronsteins Eichel zwischen den Schamlippen einzutauchen begann, spürte Bronstein Jelkas Hände an seinen Hüften. Allerdings, wie er nur allzu schnell erkannte, an der falschen Seite. Sie befanden sich nicht am Rücken, um den Unterleib nur noch tiefer in sich zu versenken, sondern an der Vorderseite, wo sie das Eindringen erschwerten. Bronstein hielt inne und sah Jelka fragend an.

„Wir sollten das nicht tun“, hauchte sie.

Sie saßen nackt auf dem Küchenboden und rauchten. Der Schweiß rann ihnen in kleinen Bächen über die Brust hinab, und ihr Atem ging immer noch schwer und keuchend. Beide sahen stur geradeaus, und keiner sagte ein Wort.

„Und du bist dir wirklich sicher?“ Bronsteins Frage zerriss die Stille, die sich zehn Minuten zwischen ihnen gedehnt hatte. Dabei beobachtete er eine Schweißperle, die langsam über Jelkas kleines Bäuchlein rollte und in ihrem dichten schwarzen Schamhaar verschwand.

Jelka sagte nichts. Sie blies den Rauch aus und nickte nur.

„Na dann“, sagte er aufgeräumt und erhob sich, um sich wieder anzuziehen. Sein Gemächt, das eben noch so aufrecht der Welt entgegengetreten war, hing unendlich traurig zwischen seinen Beinen. „Tut mir leid, alter Kamerad“, witzelte Bronstein, und er war froh, dass auch Jelka lächelte.

Gerne nahm er den Kaffee entgegen, der von Jelka, nachdem auch sie ihre Kleidung erneut angelegt hatte, zubereitet worden war. „Aber es dauert jetzt nicht wieder acht Jahre, bis wir uns

wiedersehen!“, sagte er dann.

„Jetzt weißt du ja, wo ich wohne. Ich komme jeden Werktag gegen zwei Uhr nachmittags nach Hause.“

„Apropos zwei Uhr. Wie spät hamma denn?“

„Vier wird's in einer Viertelstund'.“

„Dann muss ich wohl gehen, wenn ich den Pokorny noch erwischen will.“

Jelka nickte ein weiteres Mal.

„Aber ich darf dich besuchen?“

„Wann immer du willst.“

Bronstein beugte sich vor und drückte Jelka einen Kuss auf die Stirn. „Du bist leiwand“, meinte er und drehte sich dann abrupt zum Fenster um, damit sie nicht sah, wie er sanft errötete. Er nahm einen weiteren Schluck aus dem Kaffeehäuferl. Dabei fiel sein Blick auf die Straße zu seinen Füßen, und er sah dort die Seiler und die Breuer, wie sie zur Straßenbahn unterwegs waren. Was trieben die?

„Jelka, ich muss leider wirklich gehen. Jetzt sofort. Da unten sind meine Verdächtigen. Tut mir leid, ich komme in den nächsten Tagen wieder bei dir vorbei. ... Nur auf einen Kaffee“, schickte er begütigend hinterher. Er küsste sie auf die Wange, legte ganz kurz seine Hand auf ihren Oberarm und glitt zur Tür. Wenige Atemzüge später stand er auf der Straße.

Er blickte sich um und entdeckte die beiden an der Straßenbahnhaltestelle Richtung Innenstadt. Sie waren offensichtlich in ein intensives Gespräch vertieft, was ihm entgegenkam, da so nicht die Gefahr bestand, von ihnen entdeckt zu werden. Er hielt sich an der nächsten Hausecke verborgen und wartete wie die beiden Frauen auf die Tramway. Als diese nach einigen Augenblicken in die Station einfuhr, konnte Bronstein beobachten, wie die Seiler und die Breuer in den Triebwagen stiegen. Er wartete noch einige Sekunden, dann setzte er sich in Bewegung und sprang auf den hinteren Waggon auf. Dem Schaffner hielt er nur gelassen seine Marke hin, dann begab er sich in den vorderen Bereich des Wagens und hielt durch die Glasscheibe Ausschau nach den Frauen.

Ihm war aufgefallen, dass sie zwei Rucksäcke mit sich führten, so, als ob sie sich auf eine Wanderung begeben wollten. Doch wer unternahm um vier Uhr am Nachmittag einen Ausflug? Hier steckte, das war evident, etwas anderes dahinter. Die Straßenbahn erreichte die Station Rennweg, und Bronstein, der damit gerechnet hatte, die beiden würden zur Endstation fahren, erkannte gerade noch rechtzeitig, dass sie ausgestiegen waren. Eilig sprang auch er auf die Straße, dabei bemüht, nicht entdeckt zu werden. Doch die beiden sahen nur noch vorne und querten die Kreuzung in Richtung jener Straßenbahnlinie, die den Gürtel entlangfuhr. Bronstein schlug einen anderen Weg ein und konnte sich der Station so von einem Winkel aus nähern, der für die Frauen uneinsehbar war. Das Spiel wiederholte sich. Sie saßen vorne, er hinten. Die Tramway passierte den Südbahnhof, den Südtiroler Platz und den Matzleinsdorfer Platz, und allmählich begann Bronstein zu ahnen, wohin ihn die Reise führen würde. Wenige Minuten vor 17 Uhr verließen die Breuer, die Seiler und er die Garnitur am Westbahnhof. Die beiden Frauen betraten das Bahnhofsgelände, er folgte ihnen in sicherer Entfernung.

Sie begaben sich zu einem Fahrkartenschalter, Bronstein studierte, dabei stets ein Auge auf die beiden Frauen habend, den Fahrplan. In Kürze würde ein Zug nach Salzburg abfahren, und Bronstein vermutete, am Schalter wurden eben Fahrkarten nach Wels erworben. Als die Seiler und die Breuer die Treppe hinanstiegen, die zu den Bahnsteigen führte, ging er zum Schalter, zeigte seine Marke und holte sich vom Beamten die Bestätigung für die Richtigkeit seiner These. Danach bat er ihn um ein Telefon, von wo aus er Pokorny anrief. Dem Beamten aber trug er auf, dafür zu sorgen, dass der Zug nach Linz nicht abfuhr, ehe er eingestiegen sei, und der Beamte leitete diesen Wunsch an das Zugspersonal weiter.

Zum Glück war Pokorny noch im Büro.

„Servus Oberst, du, der Guschlbauer hatte keine Erben, es ist auch nicht bekannt, dass er ein Testament hinterlassen hätte. Es ist also völlig offen, wer das jetzt alles bekommt. Ich ...“

Endlich gelang es Bronstein, ihn zu unterbrechen: „Das ist alles sehr schön und gut, aber im Augenblick hamma andere Sorgen. Die Seiler und die Breuer sitzen im Zug nach Wels. Ich hab mich an sie drang'hängt und fahr da einmal mit. Schau ma, wo die uns hinführen. du haltst derweil in Wien die Stellung, ich meld' mich wieder.“

„Heißt das, ich muss im Präsidium bleiben?“ Pokorny klang erschüttert.

„Vorerst bleibt uns nichts anderes übrig. Aber das gibt wenigstens saftige Überstunden, und das ist doch immerhin auch etwas. Und noch was: Der Zug kommt um 19 Uhr 40 in Wels an. Bis dahin hast frei, weil vom Zug aus kann ich dich eh nicht erreichen. Also geh was Essen, ich meld' mich frühestens um acht wieder.“

Diese Perspektive schien Pokorny wieder zu versöhnen und er sagte zu, ab 20 Uhr am Telefon zu kleben. Bronstein hingte ein und sah zu, dass er in den Zug kam. Dort suchte er den Kontakt zum Schaffner, beschrieb diesem das Problem und die beiden Frauen und trug dem Mann auf, ihm zu berichten, wo sich die Frauen befanden. Zwischen den Stationen Maria Anzbach und Neulengbach kam der Schaffner in Bronsteins Abteil: „Sie sitzen im nächsten Waggon. Kein Zweifel. Eine neckische Schwarzhaarige, sportlich und schlank, und eine sinnliche Braunhaarige mit einer ebenfalls überaus aparten Figur.“ Wiewohl Bronstein zugeben musste, dass diese Beschreibung alles andere denn unzutreffend war, hielt er sie doch für unpassend. Man beschrieb schließlich verdächtige Männer nicht durch einen Verweis auf einen allfälligen Waschbrettbauch oder ebenmäßige Gesichtszüge. Doch es schien wenig sinnvoll zu sein, dem Bahnbeamten diesen Gedankengang auseinanderzusetzen, und so dankte er nur und meinte, er solle die beiden im Auge behalten. Dies musste dem Schaffner umso leichter fallen, als er in jeder Station zu kontrollieren hatte, wer aus- und wer einstieg. „Ka Sorge“, sagte der Schaffner nur, „des hamma im Griff. Wir san a Beschleunigter. Der bleibt nur in St. Pölten, Amstetten und St. Valentin stehen. Die kumman uns ned aus.“

Bronstein rechnete nicht damit, dass die beiden etwas dergleichen vorhatten. Er war sich vielmehr sicher, dass sie sich vollkommen unbeobachtet wähnten. Sie würden ihn völlig ahnungslos direkt zu Kati Hildebrand führen. So weit konnte Bronstein zufrieden sein. Er zündete sich eine Zigarette an und lehnte sich zurück.

Was aber, wenn er sie gefunden hatte? Was würde er dann machen? Formal lag gegen die Hildebrand ebenso wenig vor wie gegen die Seiler und die Breuer. Und allein der Umstand, dass sie sich nun in Wels befand, war um diese Jahreszeit alles andere als verdächtig. Er war ja schließlich auch eben auf Sommerfrische gewesen. Und dass man seine liebe alte Mutter besuchte, das war ja weit eher vorbildlich als verdächtig. Ihm würde nichts anderes übrig bleiben, als die Sache mit viel Fingerspitzengefühl anzugehen. Aber immerhin blieb ihm noch etwas Zeit, sich eine Strategie zurechtzulegen.

Bronstein atmete durch. Die nächsten zwei Stunden würde sich wohl nichts ereignen, und er selbst konnte die Situation auch nicht ändern. Es blieb ihm nur, die kommenden Dinge abzuwarten. Er sah die Bäume am Fenster vorüberziehen, und so sehr er sich auch vorgenommen hatte, sich nur auf den Fall zu konzentrieren, so wenig konnte er verhindern, dass seine Gedanken zu dem eben Erlebten zurückkehrten.

War das Schicksal nicht eigenartig? Noch vor ein paar Nächten hatte er ganz intensiv an Jelka gedacht und sich zu ihr zurückgesehnt. Und dann stand sie plötzlich leibhaftig vor ihm! Dass sie dann nicht mit ihm schlafen wollte, dünkte ihm in der Nachbetrachtung sekundär. Wichtig war jetzt vor allem, dass sie möglicherweise eine zweite Chance erhalten hatten. Jetzt kam es freilich darauf an, diese auch zu nutzen. Jelka war ein kostbares Pflänzchen, und eine ernste Beziehung war gleichfalls ein solches. Mit derlei hieß es behutsam umgehen, man musste alles stets richtig dosieren. Weder durfte er Jelka vernachlässigen, noch sie bedrängen. Hier hieß es, bedachtsam Schritt auf Schritt zu setzen. Sie hatten acht lange Jahre aufzuarbeiten, erst dann konnte man daran denken, tiefer zu gehen. So gesehen war es wahrscheinlich sogar gut, dass die Intimitäten nicht bis zum Finale gegangen waren, denn sonst hätte Jelka jetzt möglicherweise ein schlechtes Gewissen, und ein solches

war kaum je eine solide Grundlage für eine Partnerschaft. Am besten, man ging die Dinge ruhig an, überstürzte nichts. Er wäre gut beraten, ein paar Tage zu warten, um ihr dann wieder seine Aufwartung zu machen. Und bei dieser Gelegenheit konnte er dann einen kultivierten Vorschlag vorbringen, wie man gemeinsam Zeit verbringen könnte. In ein Museum zu gehen etwa. Er war davon überzeugt, dass Jelka das beeindrucken würde. Oder, mein Gott, wie lange war er schon nicht mehr in einem Theater gewesen, egal, wie miserabel die Programme auch immer sein mochten. Mit Jelka konnte man sich sogar einen Bauernschwank ansehen. Gut, die „weiße Sklavin“, die im Kino lief, wie er sich erinnerte, die ließ man besser aus, denn Jelka könnte derlei missverstehen. Und bei längerem Nachdenken war auch ein Theaterbesuch mit Risiken behaftet. War das Stück eine Pleite, dann drückte das unwillkürlich auf die Stimmung. Und lachte er an den falschen Stellen, dann mochte er in Jelkas Achtung sinken. Nein, ein Museum war genau das Richtige, da konnte man nichts falsch machen. Er würde also, sage man, am Dienstag bei Jelka vorbeischaun, ganz gepflegt einen Kaffee trinken und am Ende vorschlagen, nächstens gemeinsam ins Kunsthistorische Museum zu gehen. Und zum Glück war man in Wien, da gab es viele Museen, die man sich zu zweit ansehen konnte. Über kurz oder lang baute man allein mit solchen Ausflügen eine enge Vertrautheit auf, die einer Beziehung dann das nötige Fundament verleihen würde.

Irgendwie seltsam, schmunzelte Bronstein in sich hinein, in beiden Fällen sah er sich in derselben Situation: Er konnte nichts tun und musste die weitere Entwicklung abwarten. Da er aber da wie dort zur Untätigkeit verurteilt war, erschien es doch sinnvoll, sich wieder auf die beiden Frauen im vorderen Waggon zu konzentrieren.

Doch es dauerte nicht lange, da träumte er sich wieder in das am Nachmittag Erlebte zurück. Er sah Jelka vor sich und verspürte das Bedürfnis, sie noch einmal in die Arme zu nehmen. Doch in seinem Kopf stritten zwei Bilder um die Vorherrschaft. Neben die großen, unergründlichen Augen und das sanfte Lächeln drängte sich Jelkas nackter Körper, und Bronstein registrierte eine neuerliche Erregung an sich. War er wirklich so ein triebgesteuertes Tier, das immer nur an derartige Ausschweifungen dachte? Er ärgerte sich über diese seine Primitivität, die er auch dadurch nicht zu entschuldigen vermochte, schon so lange unfreiwillig enthaltsam gelebt zu haben. Dieser Umstand war keine Ausrede für niedrige Instinkte! Bronstein beugte sich ruckartig vor und griff nach einer Zigarette. Er zündete sie an und stand auf, um sich direkt ans Fenster zu stellen. „Aurea prima sata est aetas, quae vindice nullo“, memorierte er. „Na bitte, es funktioniert ja immer noch“, dachte er dann. Das Herunterleiern lateinischer Texte hatte ihm schon zu Schulzeiten jede Unkeuschheit ausgetrieben, und so war es auch diesmal. Er atmete tief durch, entschuldigte sich in Gedanken bei Jelka dafür, sie für die nächste Zeit aus seinem Gehirn verbannen zu müssen, und richtete sein Denken endlich wieder auf den Fall ein. Er riskierte einen Blick auf den Nebenwaggon, doch nichts rührte sich. Alles war, wie es gewesen war, und so würde es wohl auch bis Oberösterreich bleiben.

Wie nicht anders zu erwarten, tat sich an den Bahnhöfen von St. Pölten, Amstetten und St. Valentin nichts. Doch je näher der Zug der oberösterreichischen Landeshauptstadt kam, desto mehr Nervosität registrierte Bronstein an sich. Zudem hatte er seit den frühen Mittagsstunden nichts mehr gegessen, sodass sich seiner nun auch ein markantes Hungergefühl bemächtigte. Doch der Bauch musste warten. An dieser Stelle gab es andere Prioritäten. Bronstein beschloss, keine Strategien mehr zu entwickeln, sondern die Dinge auf sich zukommen zu lassen. Wenn es so weit war, würde er einfach improvisieren, beschloss er.

Ohne jede Verspätung traf der Zug am Welser Hauptbahnhof ein. Bronstein hatte sich schon bald nach Linz zum Ausstieg begeben, wo er die beiden Frauen wieder im Blick hatte. Genau genommen nur den rechten Unterschenkel der Seiler, aber das genügte, um zu erkennen, dass die beiden noch dort saßen, wo sie sich nach Auskunft des Schaffners niedergelassen hatten. Während draußen allmählich die Stellwerke des Bahnhofs sichtbar wurden, fiel Bronstein der flache, schwarze Schuh auf, der Seilers Fuß umschloss. Er hatte schon gehört, dass die Mode zurzeit dahin tendierte, die hohen Absätze früherer Saisons wieder zu reduzieren, aber dass es nun auch schon Schuhe gab, die

gänzlich ohne Absätze auskamen, war ihm neu. Aber wahrscheinlich war das für eine Frau wesentlich praktischer, als wenn sie den ganzen Tag durch die Gegend stöckeln musste, dachte Bronstein bei sich.

Gleich danach musste er in Deckung gehen, da sich die Seiler erhoben hatte und dem Ausgang zustrebte. Sie wirkte nun viel kleiner als wenige Stunden zuvor. Was Schuhwerk so alles ausmachen kann, ging es Bronstein durch den Kopf, während er danach trachtete, vom Nebenwaggon aus nicht gesehen zu werden. Die Garnitur ruckelte noch ein wenig, dann kam sie zum Stillstand. Türen wurden quietschend geöffnet, und allgemeines Treiben setzte ein. Bronstein ließ ein paar Damen den Vortritt, dann stieg er selbst auf den Perron. Zwanzig Meter vor ihm verschwanden die Seiler und die Breuer gerade im Bahnhofsgebäude. Bronstein eilte ihnen nach. Beständig hielt er einen Abstand von fünfzehn bis zwanzig Metern, doch es war offensichtlich, dass sie sich in keinster Weise verfolgt fühlten. Sie spazierten ungezwungen stadtauswärts und hielten nach etwa zwanzig Minuten auf ein Haus zu, das an der Landstraße nach Linz lag.

Bronstein verbarg sich hinter einem Baum und beobachtete dort, wie die beiden Frauen von einer älteren Dame in Empfang genommen wurden. Konnte das die Mutter Hildebrand sein? Nun trat noch ein Mann, der etwa fünfzig sein mochte, aus dem Haus, und die Art, wie er von der Breuer umarmt wurde, ließ in Bronstein die Vermutung aufkommen, es handle sich bei den beiden Welsern um die Eltern der Breuer. Er wartete noch einen Augenblick, bis sich die Tür wieder geschlossen hatte, dann ging er zum nächsten Haus auf der anderen Straßenseite und klopfte dort an. Als ihm geöffnet wurde, hielt er einfach seine Kokarde in die Höhe und fragte nur: „Wer wohnt da drüben?“ Er unterstrich seine Frage mit einem Fingerzeig in die entsprechende Richtung.

„Die Breuer’schen. Warum?“

Bronstein ging nicht näher auf die Gegenfrage ein. Er nickte nur, bedankte sich und schickte sich an, wieder zu gehen, ehe er doch noch innehielt und die Person, die eben im Begriff gewesen war, ihre Tür achselzuckend wieder zu schließen, fragte, ob sie eine billige Pension in der Nähe wisse.

„Da? Sicher ned. Da gibt’s weit und breit koa Unterkunft ned. Die nächsten Fremdenzimmer hot die Gastwirtschaft in der Karpatenstraßen. Kennen S’ ned verfehl’n. Gasthaus Hildebrand.“

Bronstein ging der Mund auf: „Hildebrand, ham Sie g’sagt? Gibt’s da a Tochter, die Kati hoaßt?“

„Na, des is die Nichte. Die wohnt im Nebenhaus.“

„Recht schönen Dank, Sie hamma sehr g’holfen. Wo geht’s da zur Karpatenstraßen?“

„Gradaus bis zur Kreuzung, dann links, nu hundert Meter gradaus, und dann auf der rechten Seiten seng S’ eh scho.“

„Na vielen Dank nochmals. Schönen Abend.“ Bronstein verbeugte sich leicht und ging in die beschriebene Richtung. Besser konnten sich die Dinge gar nicht fügen. Anstatt hier mühsam auf Breuer und Seiler zu warten, würde er direkt zur Hildebrand marschieren und die beiden Frauen quasi abfangen. Und ein Gasthaus war ohnehin eine erstrebenswerte Option.

Er hatte mächtigen Hunger, was umso naheliegender war, als sich mittlerweile die Dämmerung über den Ort legte. Er beschleunigte seine Schritte und war erfreut, als er endlich den Gasthof vor sich sah. Er betrat das Gebäude von der Schankstube aus, nachdem er zuerst festgestellt hatte, dass jenes Gebäude, in dem Kati zu vermuten war, nur links vom Wirtshaus liegen konnte. Hinter der Schank füllte ein fülliger Mann von Ende fünfzig mit schweißnasser Glatze und hochgezwirbeltem Schnurrbart mehrere Gläser mit Bier. Wenn er nicht vorhatte, diese sämtlich selbst zu leeren, dann waren sie fraglos für den Tisch bei der Tür bestimmt, der als einziger besetzt war, und zwar von fünf Männern, die allesamt bereits in Pension zu sein schienen.

„Grüß Gott schön“, begann Bronstein, „es hot g’hoaß’n, ma kriagat do a Fremdenzimmer.“

Der Dickwanst erhob sich zu seiner vollen Größe. Er musterte Bronstein, zuckte dann mit den Schultern und widmete sich wieder den Biergläsern. „Monika“, schrie er über die Schulter, „a Quartiergost wa do.“

Eine aparte, wenn vielleicht auch etwas spröde Landschönheit in Bronsteins Alter kam wie aufs

Stichwort aus der Küche, wobei sie sich im Gehen die Hände in eine Schürze wischte, die sie um ihren Trachtenrock gebunden hatte. Sie grüßte Bronstein in der ortsüblichen Weise und fragte dann, womit sie behilflich sein könne.

„I brauchat a Zimmer. Nach Möglichkeit Richtung Osten, i brauch in der Fruah de Sunn.“

Bronstein war mitnichten zum Sonnenanbeter geworden, aber in genau dieser Richtung lag das Haus, in dem er die Verkäuferin vermutete. Ein Beobachtungsposten mochte da nicht schaden.

„Jo, des warat des Zimmer über da Kuchl. Mocht eana des nix?“

„Na.“

„Guat. Do warat da Schliessel. Tatatn S’ sunst no wos brauchn?“

„Wos zum Ess’n war grad recht.“

„Jo, a Schweinsbratl hätt’ ma no do. Mit Kraut und Knedl?“

„Do sogat i ned na.“ Bronstein bemühte sich um ein Lächeln. Die Wirtin erwiderte diese Geste und meinte, er solle einstweilen in der Stube Platz nehmen, sie werde sich sofort um das Gewünschte kümmern.

Bronstein ließ sich gleich neben der Schank nieder und orderte ein großes Bier. Dann zündete er sich eine Zigarette an und hing seinen Gedanken nach. Irgendwie musste er wohl an sich arbeiten. Je älter er wurde, desto mehr bestimmten das Essen, das Trinken und das Rauchen sein Leben. Tat er überhaupt noch etwas anderes, als bloß irgendwie die Zeit zwischen zwei Mahlzeiten halbwegs sinnvoll zu überbrücken? Na ja, dachte er an den Nachmittag zurück. Es war ja nicht so, dass er nicht gerne auch etwas anderes täte, aber dazu fehlte zumeist die Gelegenheit. Und wenn es einmal eine zu geben schien, dann überlegte es sich die jeweilige Dame im letzten Augenblick doch anders.

Nein, daran durfte er nicht denken, sonst wurde er sofort spitz. Und was sollte er an diesem gottverlassenen Ort mit seiner Geilheit anfangen? Das fehlte noch! Ein Mann in den besten Jahren liegt im Zimmer eines Provinzgasthofs, hat einen Steifen und weiß nicht wohin damit. Nein, sein Leben war auch so schon traurig genug, da musste er nicht auch noch mit sexueller Erregung kämpfen. Hoffentlich kam das Essen bald, das würde ihn sicher ablenken. Außerdem, wie hieß es so schön? Essen war das Liebemachen des Alters. Na dann!

Doch halt. So leicht sollte er sich nicht geschlagen geben. Er war 44 Jahre alt. Im großen Krieg hatte er Soldaten gesehen, die an die fünfzig gewesen waren und immer noch agil genug, um aus einem Schützengraben zu springen. Wenn er also wollte, dass die Frauen in ihm nicht nur einen bedauernswerten Greis sahen, dem man über die Straße helfen musste, dann war es dringend erforderlich, dass er sich weniger lukullischen Genüssen hingab und mehr auf seine körperliche Ertüchtigung achtete. Und gleich morgen würde er diese Erkenntnis in die Praxis umsetzen. Der Schweinsbraten, der war halt schon bestellt, den sollte man nicht verkommen lassen, aber dann musste Schluss sein mit dem unvernünftigen Lebenswandel.

Und doch ertappte er sich dabei, die dargereichten Speisen mit grenzenlos schlechtem Gewissen zu verzehren. Jeder einzelne Biss blieb ihm schier im Halse stecken, endlos gekaut und trotzdem noch sperrig. Ihm war, als sähe er auf dem Teller nur sich selbst, ballonförmig und bemitleidenswert abstoßend. Aber durfte er, nur ob seiner eigenen Befindlichkeit, einer Landgasthofsköchin ein derart grausames Misstrauensvotum ausstellen? Ihre Kochkunst war fraglos ihr einziger Stolz, und wenn die Hälfte der Speise an die Küche zurückging, dann mochte das ganze Weltbild der frommen Frau ins Wanken geraten. Des Lebens ob solcher Scham überdrüssig geworden, würde sie in die Donau gehen, und mit einer solchen Tat auf seinem Gewissen mochte er keinesfalls leben. Da galt es denn doch, die eigenen Bedürfnisse hintanzustellen und mannhaft auch den zweiten Knödel noch zu verzehren. Immerhin tat er dies zu einem höheren Zweck.

Wenige Minuten später schob er den vollkommen leeren Teller von sich und griff nach seinen Zigaretten. Jetzt konnte er getrost mit sich ins Reine kommen. Ab sofort würde Schmalhans Küchenmeister sein. Dies umso mehr, als er ja nun wieder einen Grund hatte, auf sein Äußeres zu achten. Jelka würde ihn fraglos mehr schätzen, wenn er nicht aussah wie der Riese Timpetu.

Instinktiv blickte Bronstein auf die große Uhr, die über dem Eingang zur Küche hing. Um diese Uhrzeit war nicht mehr damit zu rechnen, dass sich im Nebenhaus noch etwas von Belang ereignen würde. Auch mit Breuer und Seiler rechnete er nicht. Er konnte sich also getrost auf sein Zimmer zurückziehen und ein wenig ausruhen, ehe er am folgenden Morgen Nägel mit Köpfen machte. Bronstein dämpfte die Zigarette aus und erhob sich. Er nickte dem Schankmeister zu und wünschte eine gute Nacht. Bereits bei der Treppe angelangt, blieb er abrupt stehen. Er schlug sich mit der flachen Hand auf die Stirn. Der Pokorny! Den durfte er unmöglich verkommen lassen. Eilig drehte er sich um und ging zurück in die Schankstube. „Haben Sie zufällig ein Telefon?“

Der Mann nickte wortlos und deutete mit einer leichten Kopfbewegung in die Richtung der Rezeption. „Macht zehn Groschen“, beschied er beiläufig, ohne dabei von seinen Gläsern aufzublicken.

Bronstein legte die geforderte Münze auf die Schank und griff sich den Apparat. Er ließ sich vom Amt mit dem Polizeipräsidium verbinden und schickte Pokorny mit der Auflage nach Hause, er möge sich am kommenden Morgen ab sieben Uhr zur Verfügung halten. Wiewohl er das Gespräch bewusst kurz hielt, entging ihm die Erleichterung nicht, die Pokorny am anderen Ende der Leitung empfand.

Bei ihm selbst stellte sich freilich keine Erleichterung ein. Da saß er nun allein in einem kleinen Fremdenzimmer und wusste nicht, was er mit sich anfangen sollte. Er hatte noch nicht einmal Lesestoff. Doch war ihm überhaupt nach Lektüre? „Du fragst, ob du mir meine Bücher schicken sollst? Lieber, ich bitte dich um Gottes Willen, lass sie mir vom Halse. Ich will nicht mehr geleitet, ermuntert, angefeuert sein, braust dieses Herz doch genug aus sich selbst“, zitierte er sich den „Werther“. Bronstein warf einen flüchtigen Blick aus dem Fenster und sah, dass die Umgebung nun in völlige Dunkelheit eingehüllt war. Vielleicht, so dachte er bei sich, die richtige Gelegenheit, um einmal zu einer christlichen Zeit zu Bett zu gehen.

Vorerst aber öffnete er die Fensterflügel, um frische Luft in die Stube zu lassen. Instinktiv beugte er sich aus der Öffnung und erkannte zu seiner rechten Hand in der Finsternis einen Balkon. Dieser Umstand erstaunte ihn, hatte er doch nebenan gar kein Zimmer wahrgenommen. Er schloss das Fenster wieder und trat aus seiner Kammer auf den Flur. Tatsächlich, der Balkon war vom Gang aus betretbar und damit, so fand Bronstein, Allgemeingut. Nachdem er zudem festgestellt hatte, dass die Tür nach draußen nicht versperrt war, schnappte er sich den Sessel aus seinem Quartier und trug ihn auf den Balkon. Dort ließ er sich nun in der milden Abendluft nieder und rauchte genüsslich eine Zigarette.

Bronstein erging sich in der Betrachtung des Himmels und versuchte, sich an die Schulzeit zu erinnern. Den großen Bären hatte er rasch gefunden, und auch der Nordstern fiel ihm recht bald auf. Doch eigentlich, so dachte er, musste es möglich sein, auch die einzelnen Sternbilder zu identifizieren. Nun, da war er schnell ratlos. Er war alles andere als firm beim Firmament, bekannte er sich ein. Die schier unüberschaubare Vielzahl der Sterne und anderen Himmelskörper verwirrte ihn. Beinahe so, wie diese unglücklichen Fälle, dachte er sich. Um sich gleich darauf zu wundern, weshalb ihm dieser Gedanke einen Plural nahegelegt hatte. Wie kam er jetzt auf einmal wieder auf den Schattendorfer Prozess? Ja, richtig, sagte er sich dann, dort wurde ja das Urteil für die kommenden Tage erwartet. Für den Donnerstag waren die Schlussplädoyers avisiert, danach hatte die Jury ihre Entscheidung zu treffen. Wenn er morgen Abend nach Wien zurückkehrte, dann würde wenigstens dieser Fall zu den Akten gelegt sein.

Seiner jedoch war ungelöster denn je. Seit einer Woche mühte er sich jetzt schon ab, stocherte ziellos herum und fand vielleicht gerade darum rein gar nichts. Betrachtete man die Angelegenheit nüchtern, so konnte man nicht umhin zuzugeben, dass gemäß dem Kenntnisstand nur zwei Personen für die Tat in Frage kamen. Die Gindl und die Hildebrand. Bronstein mochte sich nicht auszudenken, was passieren würde, wenn sich beide Optionen als Sackgasse herausstellten. Dann stand er über Nacht wieder ganz am Anfang und polizeintern unmittelbar am Abgrund.

Innerlich hoffte er, die Hildebrand würde nicht ganz koscher sein, denn sie war eigentlich die letzte

Option, die ihm geblieben war. Bronstein stützte seine Ellbogen auf den Oberschenkeln ab und legte seinen Kopf in die Handflächen. „David, David“, sagte er zu sich selbst, „da hast du dich ja in eine schöne Misere hineingeritten. Du torkelst völlig ahnungslos durch diesen Fall, und nur noch reines Glück kann dich retten. Wie ein Spieler hast du einfach alles auf eine Karte gesetzt, und aus langjähriger Erfahrung weißt du, dass so etwas höchstens im Kitschroman zum Erfolg führt. In deiner zwanzigjährigen Laufbahn sind dir unzählige Hasardeure untergekommen, die Haus und Hof verspielt haben, weil sie sich keine andere Option als die eine von ihnen gewählte offen gelassen haben, und da denkst du, ausgerechnet bei dir könnte eine solche Strategie aufgehen? Weit ist es nicht her mit dir als Ermittler!“

Gern wäre er, den literarischen Gestalten der so in Mode gekommenen Kriminalromane gleich, den Fall für sich noch einmal durchgegangen, um so zu jenem Detail zu gelangen, das er bisher übersehen hatte. Doch das Leben war kein Roman. Es verlief unlogisch und mitunter grotesk, und seine große Paticence ging selten auf. Darum waren diese Romane ja auch so populär. Weil es bei ihnen immer eine gefällige Lösung gab. Entworfen am Reißbrett, fand die Handlung am Schluss genau dorthin, wo sie nach dem Wunsch der Leserschaft zu enden hatte. Den Helden dieser Romane entglitt niemals die Kontrolle über ihren Fall, sie blieben selbst dann souverän, wenn ihnen Ungemach drohte, und jeder Leser wusste, dass die Probleme, die sich vor den Fahndern auftürmten, umso sicherer gelöst wurden, je unüberwindlicher sie erschienen.

Doch die Wirklichkeit sah eben anders aus. Wenn sich die Hildebrand als Sackgasse herausstellte, dann war er, Oberstleutnant David Bronstein, mit seiner Weisheit am Ende. Dann konnte er nur geschlagen nach Wien zurückkehren und um Entbindung von diesem Fall ersuchen. Schober würde nicht nur triumphieren und ihn verhöhnen, er würde ihn auch seine biblische Rache spüren lassen. Innendienst. Akten schleppen. Was heißt, Akten abstauben! Er würde ein wunderlicher Alter werden, bei dessen Erscheinen die Kollegen demonstrativ die Augen verdrehten. Der schon wieder. Wenn er Glück hatte, dann wurde er irgendwann einmal ein zweiter Pokorny. Verschroben, lächerlich und mühsam für die anderen. Wenn er allerdings Pech hatte, dann würde er irgendwann einmal an einem Dachbalken baumeln, und das auch noch unbetrauert. Die Wiener Polizei würde seinen Selbstmord mit einem Schulterzucken zur Kenntnis nehmen, und manch einer würde ihn mit einem „War für ihn eh besser so“ quittieren. Es war schon erstaunlich, wie nahe man sein ganzes Leben den Abgrund entlangwandelte. Ein falscher Schritt genügte, und man war verloren.

Nein, sagte sich Bronstein. So durfte er nicht denken! Vielmehr musste er sich eine Strategie zurechtlegen und alle seine Optionen überblicken. Warum war er sich eigentlich so sicher, dass die Täterin nur aus dem Umfeld der Greißlerei stammen konnte? Der Guschlbauer war vermögend gewesen und hatte offensichtlich oft und gern mit Damen der Halbwelt verkehrt. Vielleicht hatte er irgendjemandem eine größere Summe Geldes geliehen, und da dieser Jemand nicht flüssig gewesen war, hatte er das Problem auf diese Weise gelöst. Guschlbauer war ein Lockvogel vorgesetzt worden, der ihn ablenkte, und plötzlich hatte der Schuldner keine Sorgen mehr.

Nein, das ergab keinen Sinn. Niemand würde ein solches Problem auf diese Weise lösen. Natürlich entledigte sich immer wieder einmal ein Übeltäter seiner Gläubiger, indem er sie umbrachte oder ermorden ließ. Aber da führte man keine solche Komödie auf, derlei erledigte man auf wesentlich konventionellere Weise.

Ach, man führte überhaupt nie eine solche Komödie auf, gestand sich Bronstein ein. Wie man es auch drehte und wendete, der erste Schluss war auch gleichzeitig der folgerichtigste gewesen. Nicht nur die Tat war in der Greißlerei geschehen, auch die Lösung war dort, und nur dort, zu finden.

Bronstein dämpfte die Zigarette aus und erhob sich. Wozu zermartete er sich sinnlos das Gehirn? Seine Gedanken drehten sich im Kreis, und das war kein gutes Zeichen. Wenn man auf keine neuen Ideen mehr kam, dann sollte man das Denken bleiben lassen. Aus der Ferne hörte er die Glocke eines Kirchturms, die zehn Uhr schlug. Bronstein stützte sich auf das Balkongeländer und kämpfte gegen eine in ihm aufsteigende Melancholie. Gerne hätte er sich jetzt einen Cognac gegönnt. Eine Flasche,

nicht ein Glas.

Doch wahrscheinlich war es gut so, dass ein solcher nicht griffbereit war. Er musste am nächsten Morgen im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte sein. Er hatte eben alles auf eine Karte gesetzt und konnte nur noch hoffen, damit das große Los zu ziehen. Wenigstens, so bilanzierte Bronstein, während er sich anschickte, den Balkon in Richtung seines Zimmers zu verlassen, hatte er hier einen optimalen Ausguck gefunden, von dem aus er das Haus der Kati Hildebrand in aller Ruhe beobachten konnte, ohne selbst gesehen zu werden.

Zurück in seiner Stube legte er Weste, Hemd und Hose ab und setzte sich auf das Bett, dessen Matratze spürbar durchgelegen war. Jetzt hätte er sich doch etwas Alkohol gewünscht, wenn auch nur zu medizinischen Zwecken. Eine Einschlafhilfe, die vermeiden mochte, dass er die ganze Nacht über wach lag und sinnlose Gedanken wälzte, um just dann einzunicken, wenn er eigentlich wieder auf dem Posten sein sollte.

Vor allem fürchtete er sich davor, wieder an Jelka zu denken. Der Fall brauchte jetzt seine ganze Aufmerksamkeit, um sein Privatleben konnte er sich später auch noch kümmern. Bronstein kontrollierte, ob Aschenbecher, Zigaretten und Streichhölzer auf dem Nachttisch lagen, und schlüpfte dann unter die Bettdecke. Er löschte das Licht und konzentrierte sich darauf, einfach an gar nichts zu denken. „Das klappt nie“, dachte er noch. Nur Augenblicke danach war er in tiefen, traumlosen Schlaf gesunken.

VIII. Donnerstag, 14. Juli 1927

Abrupt fuhr er hoch. „Was war das?“, fragte er sich. Verwirrt blickte er um sich und brauchte dabei einige Momente, ehe er sich wieder orientiert hatte. Er befand sich in einem Gästezimmer einer Welser Pension. Bronstein knetete sich sein Gesicht und griff dann nach der Taschenuhr, die er gleich dem Rauchwerk auf den Nachttisch gelegt hatte. Es war wenige Minuten nach sechs Uhr morgens. Nun registrierte er auch, was ihn so nachhaltig um die Nachtruhe gebracht hatte. Des Nachts hatte er darauf vergessen, die Vorhänge zuzuziehen, und so schien ihm nun die Sonne direkt ins Gesicht. Sie stand schon recht weit oben am Firmament, und für den Landmann war der Vormittag wohl schon lange angebrochen.

Bronstein kämpfte kurz mit sich, ob er liegen bleiben oder aber aufstehen sollte, seufzte dann laut und setzte seine Füße auf den Boden auf. Kurz sammelte er sich, dann stand er auf und trat an den Waschtisch heran. Er goss Wasser aus der Karaffe in das bereitstehende Lavoire und tauchte seine Hände ein, um sich Gesicht und Nacken zu waschen. Schließlich griff er nach seinem Anzug, schüttelte ihn durch und streifte ihn anschließend an. Nachdem er auch noch die Schuhe angezogen und das Rauchwerk in seinem Jackett verstaut hatte, blickte er abermals auf die Uhr. Es war zwanzig Minuten vor sieben Uhr früh, und er hoffte, in der Stube würde es bereits Frühstück geben.

Die Treppe ins Erdgeschoß war rasch überwunden. Bronstein ging an der verwaisten Rezeption vorbei und öffnete die Tür, die zum Gastraum führte. Es herrschte gähnende Leere. Nur auf einem Tisch befanden sich ein kleiner Teller, etwas Besteck und eine Porzellanschale.

„Na, Sie san jo wirklich a Frühaufsteher“, hörte Bronstein plötzlich und drehte sich um. Aus der Küche kam die Wirtin und wischte sich ihre Hände an der Schürze ab. „Woll’n S’ a Frühstück?“

Bronstein nickte.

„Brot, Butter, Marmelad. Tāt Ihna des passen? ... Und an Häferlkaffee dazua?“

Bronstein nickte abermals.

„Na, dann hocken S’ Ihna da her. Des Essen kummt glei.“

Wie angewiesen nahm Bronstein Platz und wartete. Einige Minuten später trug die Wirtin das Angekündigte auf, und wiederum einige Minuten später begab sich Bronstein wieder auf sein Zimmer, um dort eine Zigarette zu rauchen. Das hätte er freilich auch in der Schankstube machen können, doch das Frühstück hatte seine Begeisterung schwer gedämpft. Die Butter war gelber als der Verputz von Schloss Schönbrunn gewesen und hatte dabei nach ranzigem Fett gerochen. Der Kaffee, der wohl kein solcher, sondern aus Malz oder Eicheln zubereitet war, hatte eine zentimeterdicke Haut aufgewiesen, und das Brot stammte wohl noch aus der Monarchie. Die entschuldigenden Worte der Wirtin, sie sei noch nicht dazugekommen, neues zu backen, waren da nur bedingt tröstlich gewesen. Wenigstens bot sich ihm so die Gelegenheit, sein Gelübde vom Vortag einzulösen und Diät zu halten. Und doch, was gäbe er jetzt für einen ordentlichen Kaffee! Aber die Pflicht ging vor. Er blickte ein weiteres Mal auf die Uhr und ging dann hinaus auf den Balkon, wo er sich zunächst links und rechts umsah. Im Haus gegenüber schien sich noch nichts zu tun. Bronstein setzte sich und stellte zufrieden fest, dass er auch sitzend die Eingangstür des Nachbarhauses genau im Blick hatte. Jetzt brauchte er nur noch der Dinge zu harren, die da kommen mochten.

Drei Zigaretten später bedauerte er es, dass er sich nicht mit den oberösterreichischen Kollegen ins Einvernehmen setzen konnte, denn es würde fraglos nicht schaden, auch das Breuer’sche Domizil zu überwachen. Doch dafür war es zu spät. Er konnte sich nur in Geduld üben. Instinktiv zählte er seine Zigaretten und atmete erleichtert auf. Selbst wenn er Kette rauchen würde, käme er immer noch bis weit nach Mittag mit seinem Vorrat aus.

Um diese Zeit war noch eine angenehme Kühle zu registrieren, die Bronstein nicht weiter störte, da sie die Reste der Müdigkeit vertrieb. Doch je weiter die Sonne am Firmament hinanstieg, desto heißer wurde es, und Bronstein suchte unwillkürlich nach ein wenig Schatten.

Gerne hätte er sich ein bisschen die Beine vertreten, doch je länger er auf dem Balkon saß, umso wahrscheinlicher wurde es, dass die Breuer und die Seiler auftauchten, falls sie denn überhaupt auftauchten. Bronstein streckte sich und registrierte dabei, dass der gesamte Balkon binnen kürzester Zeit in der prallen Sonne sein würde. Vielleicht sollte er in die Offensive gehen und sich sofort die Kati Hildebrand vornehmen, ohne länger auf die beiden anderen zu warten.

Wozu sollte das überhaupt gut sein? Bronstein war mit einem Mal über seine eigene Strategie erstaunt. Wenn er wartete, bis Seiler und Breuer das Haus betraten, dann konnten sich die drei in aller Ruhe verabreden und ihm eine Geschichte erzählen, die frei von Widersprüchen war. Er war ja so ein Hornochse! Er wusste, wo sich seine Verdächtige aufhielt, und er beschränkte sich darauf, auf ihren Vorgarten zu blicken! Von der Ferne schlug die Kirchturmuhren zehn, als sich Bronstein anschickte, die Pension zu verlassen, um endlich auf Kati Hildebrand zu treffen.

Er öffnete das Gartentor und trat an das Haus heran. Nachdem er geklopft hatte, dauerte es eine Weile, bis ihm geöffnet wurde. Bronstein war sich ziemlich sicher, es mit der Mutter der Hildebrand zu tun zu haben. „Schönen Tag auch“, sagte er und hielt der Frau seine Kokarde entgegen, „ich wollte die Kati sprechen.“

Die Augen der Mutter flatterten nervös: „Die ... die ist nicht da“, kam es endlich. Bronstein nickte bedächtig. „Die ist da. Das weiß ich genau. Und wenn Sie sie vor mir verstecken, bringt das niemandem etwas. Also kommen S', bringen wir's hinter uns.“

Die Mutter machte noch einen halbherzigen Versuch, ihre Tochter zu schützen, doch Bronstein schob sie behutsam zur Seite und trat in die Stube. „Ist sie oben?“

„Sie ist wirklich nicht ...“

„Komm, Mama, es hat ja doch keinen Sinn.“

Obwohl Bronstein die Frau noch nicht sah, wusste er, da oben an der Treppe befand sich Kati Hildebrand. Jetzt würde sich entscheiden, ob er auf die richtige Karte gesetzt hatte. „Fräulein Hildebrand, ich hätte, wie Sie sich vorstellen können, ein paar Fragen an Sie. Wenn S' so lieb sind.“

Langsam schritt Kati Hildebrand die Treppe abwärts und kam dabei mehr und mehr ins Licht. Endlich hatte Bronstein sie voll im Blick, und was er sah, erschreckte ihn. Die Hildebrand war im ganzen Gesicht mit blauen Flecken übersät, hatte eine aufgesprungene Lippe und ein Feigerl. Was immer da vorgefallen war, es war heftig gewesen.

„Na servus, Sie hat man ja ordentlich hergerichtet. War des der Guschlbauer?“

Die Hildebrand nickte kaum merklich. Sie schleppte sich zum Küchentisch und ließ sich dort schwerfällig auf der Bank nieder. Dann nahm sie ihren Kopf zwischen ihre Hände. „Lass nur, Mama, es hat sowieso alles keinen Sinn mehr.“

Bronstein nahm sich einen Sessel und setzte sich der Hildebrand gegenüber. „Wollen S' mir nicht einfach erzählen, was passiert ist?“

Bronstein bemühte sich, diese Worte so behutsam wie möglich auszusprechen, denn deutlich sah er die Tränen, die sich ihren Weg über Kati Hildebrands Wangen bahnten. „Vergewaltigt hat er mich“, sagte sie endlich, „und ganz furchtbar g'schlagen, weil ich mich g'wehrt hab.“

Eine lange Pause dehnte sich zwischen den in der Küche versammelten Menschen aus. Bronstein vermochte nicht zu sagen, wohin die Hildebrand ihren Blick gerichtet hatte, denn dieser verlor sich, wie es schien, im Nirgendwo. „Mit Umbringen hat er mir gedroht“, kam wieder ein Satzteil aus ihrem Mund, ehe sich eine neuerliche Periode des Schweigens über sie senkte. „Er hat g'sagt, er macht mich ganz tot. Und das so richtig langsam, damit es ja sehr wehtut.“ Neuerliche Stille. „Und die Schläge. ... Immer wieder hat er mich geschlagen. ... Direkt ins Gesicht. ... Mit der geballten Faust. ... Und auf meinen Busen ... und in meinen Bauch. ... Es hat so wehgetan. ... Ich hab mir direkt gewünscht, ich stirb endlich, nur damit die Schmerzen aufhören. ... Immer rabiater ist er worden. ... Oh Gott, es war so furchtbar.“ Die Hildebrand schlug die Hände vor dem Gesicht zusammen und begann hemmungslos zu weinen. Die Mutter konnte nicht mehr länger an sich halten, stürmte an Bronstein vorbei und nahm ihr Kind in den Arm. Das Schluchzen wurde darob nur noch lauter. Und Bronstein fühlte sich

alles andere als wohl in seiner Haut.

Umständlich räusperte er sich: „Ich weiß, das ist alles ungeheuer schwierig für Sie. Aber können Sie mir dennoch alles der Reihe nach erzählen. Nur dann kann ich Ihnen helfen, gnädiges Fräulein.“

Er erntete einen vernichtenden Blick von der Mutter, der ihm unmissverständlich zu verstehen gab, dass sie ihm kein Wort glaubte. Bronstein hielt der Mutter nicht stand und sah betreten zu Boden.

„Dass der Guschlbauer ein ganz besonderes Schwein war, das weiß ich schon“, unternahm er einen halbherzigen Versuch, der Kati Hildebrand die Angst zu nehmen. „Aber ich muss wissen, was an diesem Abend passiert ist. Sonst schaut’s ganz schwarz aus für Sie, auch wenn Sie vielleicht gar nichts dafür können, für das alles.“

Neuerlich spürte Bronstein die ihn tadelnden Augen der Mutter auf sich gerichtet, weshalb er sich schließlich an diese wandte: „Ihre Tochter würde, wie es derzeit aussieht, als ganz normale Mörderin abgeurteilt. Das heißt irgendwas zwischen zwanzig Jahren und lebenslang. Sie wollen doch nicht, dass das Leben Ihrer Tochter für immer zerstört ist. Für mich klingt, nach dem, was ich bislang erfahren habe, die Notwehrversion durchaus plausibel. Glauben Sie mir, da schaut die Sache dann gleich ganz anders aus.“

Es entging ihm nicht, wie die Mutter mit sich selbst rang. Einerseits mochte sie Bronstein gerne Glauben schenken, doch andererseits war ihr sehr wohl bewusst, dass die kleinen Leute in dieser Gesellschaft selten zu ihrem Recht kamen. „Helfen Sie mir, Ihnen zu helfen“, sagte Bronstein schließlich und legte seine Hand sanft auf jene der Mutter.

Kati Hildebrand wurde von einem neuerlichen Heulkampf geschüttelt. „Mit ... niemandem hab ich ... reden können. ... Mit der Grete und der Hansi auch nicht, ... weil ich wollt’ nicht ..., dass sie sich Vorwürfe machen ... wegen dem, dass sie ... mir die Arbeit ... vermittelt haben. Es war ... so furchtbar ... von Anfang an. Dieser Wüstling! Alleweil seine Klebeln ... überall. ... Ned zum Aushalten ... aber ich hab doch ... das Geld braucht ... Durchhalten, hab ich mir immer g’sagt, ... Durchhalten, Kati ..., wenigstens a bissl no. ... aber es ist immer schlimmer worden. Der hat mein Busen ... bald öfter in der Hand g’habt wie irgendwas anderes! ... Und dann hat’s mir g’reicht. I bin hin zu ihm, ... i bin hin ... und ... und ... i hab ihm g’sagt, ... i geh.“

Die Frau war sichtlich nicht mehr in der Lage weiterzusprechen, tränenüberströmt klammerte sie sich an ihre Mutter, der die Hilflosigkeit ob der Situation mehr als anzumerken war. Bronstein fühlte sich noch unwohler und hätte einiges darum gegeben, diese Angelegenheit einfach auf sich beruhen zu lassen. Doch diese Option gab es nicht. Er sah die Mutter an: „Haben Sie Tee im Haus? Wenn ja, dann sollte ich welchen machen. Das hilft in solchen Momenten wirklich.“ Die Mutter schickte sich an, aufzustehen. „Nein, nein, Frau Hildebrand! Sie bleiben bei Ihrer Tochter. Ich mach das schon. Sagen Sie mir nur, wo ich alles finde.“ Ausgestattet mit den erforderlichen Informationen, machte er sich an die Arbeit. Als die Kirchturmuhr elfe schlug, da dampfte es aus mehreren Tassen, die nun vor den drei Menschen auf dem Tisch standen. „Ich weiß“, sagte Bronstein endlich, „dass ich unglaublich viel von Ihnen verlange, Fräulein Hildebrand, aber Sie müssen mir jetzt sagen, was da vorige Woche wirklich vorgefallen ist. Aber lassen Sie sich ruhig die Zeit, die Sie brauchen. Wir haben es nicht eilig.“

Nachdem sie schwieg, versuchte er, das Gespräch wieder in Gang zu bringen: „Sie gingen also zu Guschlbauer hin, um ihm zu sagen, dass Sie kündigen. Und was geschah dann?“

Bronstein vernahm das charakteristische Geräusch, das entstand, wenn jemand versuchte, das Putzen der Nase zu umgehen. Die Hildebrand wischte sich umständlich über die nämliche, atmete kurz und heftig durch und setzte dann mit ihrer Erzählung fort. „Es war kurz vor Geschäftsschluss. Die andere Verkäuferin hat schon die Abrechnung g’macht und ist bald darauf gegangen. Da hab ich’s ihm gesagt. Er hat ganz komisch reagiert. Na guat, hat er nur g’sagt, dann kriegst aber noch was. Was ja g’stimmt hätt, weil immerhin hab ich im Juli ja auch noch ein paar Tag’ für ihn gearbeitet. Komm mit, hat er g’sagt, und ich bin ihm ins Lager g’folgt. Er hat mir sogar die Tür aufg’halten, und ich hab mir noch denkt, da schau her, der weiß, wann er verspielt hat. Aber kaum war ich im Lager drinnen, hat er die Tür zug’haut und mir eine g’schmiert, dass’s mich fast von die Füß g’rissen hat. Was büdst da

ein, hat er g'schrien, Hur, elendige. ... Zuwezaht hat er mi. Am Krag'n von meiner Blus'n. Die hat er dann mit an Ruck ... aufg'riss'n, dass i obenrum nackert war bis auf den BH, den was i ang'habt hab'. ... So, du Sau, hat er g'schrien, jetzt kriegst es. ... Gwürgt hat er mi, dass i glaubt hab, glei bin i hin. Und dann hat er sie anedruckt an mi, dass i sein ekligen Prügel g'spürt hab an mein Bauch. Durch die Hos'n durch. Ganz hart war der scho. ... Er hat mi ang'haucht mit sein Basiliskhauch, dass i ma denkt hab, jetzt werd i ohnmächtig. ... Er hat ma'n BH aufg'rissen, und seine Händ hab'n meine ... geknetet, als wenn s' Teig wären. Und dann ... hat er mi umg'rissen. Er hat sein Hax'n hinter meinen g'stellt und oben hab i an Stesser kriegt. ... Prack! I bin der Läng nach hing'fall'n ... mit'm Kopf so richtig auf den harten Boden, da ist mir wirklich schwummrig worden. ... Und er sofort über mir. Er hat mir den Rock runterzogen, und die Unterwäsch glei mit. ... I bin mit die Händ hing'fahren, wollt ned, dass mei ... dass er ... dass er was sieht, aber er hat mir links und rechts a Fotz'n geb'n, und glei danach hat er mi wieder g'würgt als wia an Truthahn. Da hab i meine Händ g'nommen, um eam abzuwehren, ... und ... und ...“, es kostete Kati sichtliche Mühe, mit der Erzählung fortzufahren, und Bronstein machte sich so unscheinbar wie möglich, um die schmerzliche Situation für sie nicht noch zusätzlich zu erschweren. Geduldig wartete er, bis sie wieder zu reden begann. „Und da ist er in mi eine. ... Des war so widerlich, so grauslich ... dieses fette, stinkende Etwas, das der da in mi einzwängt hat ... pfui Teibel, i hab versucht, die Hax'n anz'heben, mi nach links oder rechts zum drahn, nur damit er ned drinbleibt in mir. ... Aber er war natürlich stärker ois i und hat weiterg'macht. ... Ausg'schlagen hab i, soweit's halt gangen is, Flaschen san umg'fallen, Dosen am Boden donnert, aber eam woa des wurscht, der hat einepudert in mi, was gangen is. ... Den Mund hat er ma zuag'halten, weil i so g'schrien hab, mit der andern Hand war er immer an meiner Gurgel. ... Und dann haben meine Finger plötzlich was Spitzes g'fühlt.“

Bronstein wusste, dass sie sich nun dem entscheidenden Moment der Schilderung näherten. Intuitiv schob er der Hildebrand das Teeglas hin und nahm selbst einen Schluck aus dem seinen. „Ein Messer“, sagte er dann.

„Ein Messer“, bestätigte die Hildebrand, „es muss irgendwie runterg'fallen sein. Oder schon länger dort g'legen sein, ich weiß es nicht. Jedenfalls hab i's in die Händ g'kriegt. ... I hob ned lang überlegt, i hab zug'stochen. ... Irgendwo im Bauch hab i eam derwischt. ... G'schrien hat er wie am Speiß. Und aufg'fahren is er. Des hab i ausg'nutzt. I hab eam abwerfen können und bin vorkrochen. ... Bist deppert, hat er g'fragt, aber i hab afoch des Messer g'nommen und hab eam's eineg'rennt. Immer und immer wieder. ... Bis i ma sicher woa, der tuat ma nix mehr. ... Dann bin i, glaub i, ohnmächtig worden.“

„Und was haben Sie getan, als Sie wieder bei Bewusstsein waren?“

„Irgendwann bin i aufg'standen. I hab' mei G'wand z'sammklaubt, hab mi, so guat's gangen is, anzogen, hab das Messer eing'steckt und bin auße auf die Straßen. Da war zum Glück niemand. I bin dann über Seitenwegerl Richtung Simmering. Es war schon stockdunkel, wie i endlich heimkommen bin. Dort bin i dann endgültig z'sammbrochen.“

Bronstein war weiterhin um Fingerspitzengefühl bemüht. Er atmete demonstrativ aus und sah die Mutter an: „Ich denke, wir machen an dieser Stelle einmal eine Pause. Ich werde Sie kurz alleine lassen. Ich glaube, Ihre Tochter braucht Sie jetzt ganz besonders.“

Nach diesen Worten erhob er sich und ging durch den Flur ins Freie. Vor dem Haustor zündete er sich eine Zigarette an und saugte den Rauch gierig ein. Er hatte ja befürchtet, dass die ganze Sache unappetitlich verlaufen war, doch er konnte beim besten Willen kein Mitleid mit dem Greißler empfinden. Die kleine Hildebrand hatte fraglos in Notwehr gehandelt. Bronstein war davon überzeugt, dass jedes Wort ihrer Aussage der Wahrheit entsprach, denn dieser Bericht deckte sich vollends mit den vorgefundenen Fakten. Was musste dieses Mädel durchgemacht haben! Ein Mann konnte sich Derartiges wahrscheinlich gar nicht vorstellen. Die junge Frau hatte schlimmste Folterungen durchlitten, und wer konnte es jemandem verübeln, wenn er seinem Peiniger Gewalt antat?

Und doch. Er würde sie nach Wien mitnehmen müssen. Daran führte kein Weg vorbei. Wenn die Hildebrand moralisch ohne Frage im Recht war, so hatte sie doch eine Tat gesetzt, die gerichtlich untersucht werden musste. Mein Gott, wie brachte er ihr das bei? Und wie ihrer Mutter? Da war Taktgefühl gefragt. Aber es musste auch ihnen einleuchten, dass er jetzt, da er die Wahrheit wusste, nicht einfach nur „Aha“ sagen und wieder heimreisen konnte. Er würde ihnen versichern, persönlich dafür zu sorgen, dass es der kleinen Hildebrand an nichts mangelte und dass sie keinesfalls länger als unbedingt nötig in Polizeigewahrsam blieb.

Obwohl – konnte er das überhaupt? Für die in Wien war das sicher ein Routinefall. Die Hildebrand würde in Untersuchungshaft kommen und aus. Bis ihr Prozess begann, würden Wochen, wenn nicht Monate vergehen, und in der Zwischenzeit wäre ein so sanftes Pflänzlein wie die Hildebrand sicherlich im Kerker eingegangen. Nein, es musste einen anderen Weg geben. Nur welchen?

Bronstein schnippte den Rest der Zigarette über den Gartenzaun und kehrte ins Haus zurück. Er fand die Küche leer und wurde von einer unguten Ahnung beschlichen. Hektisch sah er sich um. Als er sich schon einen gutmütigen Trottel schalt, der sich einfach hatte übertölpeln lassen, kam die Mutter die Kellerstiege heraufgestiegen. „Ich pack der Kati nur eine Jause ein. Für die Fahrt nach Wien. Die ist ja jetzt wohl unvermeidlich, nehme ich an.“

Bronstein war dankbar für das Verständnis, das die Mutter aufbrachte, es erleichterte ihm seine Aufgabe. Die Mutter trat ganz dicht an ihn heran und begann zu flüstern: „Die Kati hat mir verboten, es zu erwähnen, aber die Hansi und die Gretl, die haben sich rührend um sie gekümmert. Die waren es auch, die sie zu mir expediert haben. Sie sehen, es gibt schon noch Menschlichkeit in dieser Welt.“

Die Mutter wusste nicht, dass sie mit diesen Worten Bronstein in einen weiteren Konflikt stieß. Ingeheim hatte er damit ja gerechnet, dass die beiden irgendwie involviert gewesen waren. Formell erfüllten sie den Tatbestand der Beihilfe, sie waren zumindest Mitwisser und hatten dies der Behörde nicht angezeigt, also waren sie auch haftbar zu machen. Bronstein fuhr sich mit der Hand über das Gesicht. Nicht noch mehr Probleme, bitte, dachte er.

„Wissen S’ was, Frau Hildebrand. Ich vertraue Ihnen. Die Kati hat eine Stunde Zeit, sich herzurichten.“ Bronstein zog seine Taschenuhr hervor, die zehn Minuten vor zwölf Uhr Mittag zeigte. „Um eins komme ich sie holen. Und sie is besser da, sonst kann niemand mehr etwas für sie tun, und sie klebt lebenslang am Felsen. Haben wir uns verstanden?“ Die Frau Hildebrand nickte ehrfürchtig. „Gut“, sagte Bronstein nur, „i hab noch an Weg.“ Er ging die Straße zurück zum Haus der Breuer’schen. Noch ehe er um die Ecke bog, sah er die Seiler auf der Veranda sitzen. Ihr neckisches Haar tanzte im Sommerwind. Die Frau trug nichts als ein dünnes Kleid am Leib, und Bronstein schickte ihren nackten Oberschenkeln einen anerkennenden Blick. Dann war er wieder er selbst. Er öffnete das Gartentor und trat auf den Vorbau zu. Die Seiler hatte eine Zigarette zwischen den Lippen hängen und las ein Buch. „Ein feines Feuer“, las Bronstein den Titel, den Namen des Autors konnte er nicht entziffern. Er war bis zu „Andreas“ gekommen, als er die Stimme der Seiler hörte: „Morgen, Herr Inspektor“, sagte sie, „wir haben schon auf Sie gewartet.“

„Ach wirklich?“

Die Seiler legte das Buch beiseite. Mit dem Titel nach unten, wie Bronstein bemerkte. „Schon seit gestern Abend, um ehrlich zu sein. Uns ist natürlich nicht entgangen, dass Sie uns gefolgt sind. Darum haben wir auch die Kati noch nicht besucht. Wir wollten Ihnen den Vortritt lassen.“

„Das war ja sehr zuvorkommend von Ihnen“, ätzte Bronstein, „Sie wissen, warum ich hier bin?“

„Na ja, verspielt hamma. Aber probieren haben wir es müssen. Das verstehen Sie doch, oder?“

„Ob Sie’s glauben oder nicht, das verstehe ich wirklich. Aber ich hoffe, Sie verstehen, dass ich Sie mitnehmen muss. Sie alle drei.“

„Tja, das lässt sich wohl nicht vermeiden. Wie viel Zeit haben wir?“

„Sagen wir dreißig Minuten.“

„Wenn Sie bitte hier auf der Veranda warten.“ Das Buch nahm die Seiler mit. Bronstein setzte sich auf ihren Stuhl, der ihm noch etwas von der Körperwärme der Seiler abzugeben schien, und rauchte

eine weitere Zigarette. Was war das nur für ein merkwürdiger Fall? Für ein grotesker, unglaublicher, bizarrer, unerhörter Fall? Und wie gelassen hier alle reagierten! Es war wie in einer antiken Tragödie. Alle Handelnden setzten wie nach einem unabänderlichen Fatum konsequent Schritt um Schritt, im vollen Bewusstsein dessen, was zwangsläufig folgen musste. Und sie nahmen ihr Schicksal auf sich, als wüssten sie, dass ihr Tun eben auch den festgesetzten Preis verlangte. Bronstein konnte nicht anders, als tiefen Respekt vor diesen Frauen zu empfinden. Er gestand sich ein, er hätte sein eigenes Schicksal auch gerne so souverän gemeistert, wie diese drei Personen es ihm eben vorzeigten. Mit welcher Gelassenheit die in ihre Knechtschaft gingen! Bemerkenswert. Absolut bemerkenswert.

Zwei Zigaretten später stand die Seiler, mit einem Seesack unter ihrem rechten Arm, in der Tür. Hinter der Seiler wurde Bronstein der etwas verschüchtert wirkenden Breuer ansichtig. Die Seiler riss den Kopf hoch: „Alsdern, pack ma's.“

Die drei legten den Weg zu Kati Hildebrand schweigend zurück. Bronstein hielt sich nobel zurück und gestand den Frauen noch einmal zehn Minuten zur wechselseitigen Verabschiedung von der Mutter zu, dann aber war der Moment der Abreise unaufschiebbar gekommen. Er führte die kleine Kolonne zum Bahnhof, wo er davon in Kenntnis gesetzt wurde, dass der nächste Zug nach Wien um 14 Uhr abfahren würde. Die Wartezeit verbrachte jeder auf seine Weise, zumeist den eigenen Gedanken nachhängend. Als der Zug endlich einfuhr, nahm Bronstein den drei Frauen das Ehrenwort ab, dass sie keinerlei Fluchtversuche unternehmen würden, und ließ ihnen im Gegenzug ein eigenes Abteil, während er sich in das Nachbarabteil setzte. Für einen Wachhund war er sich, zumal unter solchen Umständen, entschieden zu schade.

Die Fahrt verlief quälend langsam. Der Zug hielt alle paar Kilometer. In Marchtrenk, in Linz, in Leonding, in St. Valentin, in Haag. Bronstein hätte sich an einem derart schönen Tag wirklich etwas Besseres gewusst, als drei unschuldig Schuldige ins Graue Haus zu eskortieren. Doch er war nun einmal seinem Diensteid verpflichtet, und der Dienst, das war kein Honiglecken. War es nie gewesen. Und doch wünschte er sich, er hätte einen ganz anderen Fall an der Hand, einen, bei dem er Triumphgefühle entwickeln konnte, weil er einen schändlichen Bösewicht zur Strecke gebracht hatte. Tja, wann war das Leben jemals gerecht gewesen?

Als der Zug endlich St. Pölten erreichte, war es beinahe 16 Uhr. Im Präsidium würde er niemanden mehr antreffen. So viel stand fest. Wohin dann aber mit den Frauen? Ins Landesgericht? Ausgeschlossen! Dort würden sie sofort und dauerhaft eingesperrt, noch ehe er, Bronstein, sich irgendeine Strategie überlegen konnte. Dort würden ihm diese arroganten Juristen einfach die Frauen abnehmen, Antrag auf Untersuchungshaft stellen, sich denselben bewilligen, und schon würden die Hildebrand, die Breuer und die Seiler im finstersten Loch des Einserlands verschwinden. Nein, es musste eine bessere Lösung geben. Einen Ort, wo er ganz offiziell eine Einvernahme durchführen konnte, ohne dass sich irgendjemand dafür interessieren würde, was er da überhaupt tat. Am besten ein Ort, an dem nach 18 Uhr garantiert niemand mehr arbeitete, sodass auch wirklich niemand Fragen stellen konnte.

Bronsteins Gesicht erhellte sich. Der Justizpalast.

Dort war er sicher. Erstens waren die dort Beschäftigten aus Prinzip viel zu hochnäsiger, um sich um irgendetwas anderes als sich selbst zu kümmern, zweitens war dort nach 17 Uhr schon überhaupt niemand mehr anzutreffen außer dem Journaldienst, und drittens war das eine hochoffizielle Adresse, mit der er sich jederzeit erfolgreich rechtfertigen konnte, wenn man ihn fragte, weshalb er sich nicht an das LG 1 gewandt hatte.

Und da nun Zeit keine Rolle mehr spielte, steuerte er, nachdem man endlich den Westbahnhof erreicht hatte, ein gutbürgerliches Gasthaus in der Mariahilfer Straße an, wo er ein Abendessen spendierte, das schnippische „Schlechtes Gewissen, was?“ der Seiler überhörte er, da er sich bewusst an einen anderen Tisch gesetzt hatte.

So war es beinahe 19 Uhr, als er mit seinen drei Verdächtigen beim Wachzimmer im Justizpalast vorstellig wurde. Er wies sich aus und forderte zwei Beamte des Journaldiensts und entsprechende

Räumlichkeiten an. Leidlich zwanzig Minuten später wurde aus den bislang geführten Gesprächen eine offizielle Angelegenheit. Die Hildebrand musste ihre Aussage in aller Ausführlichkeit wiederholen, wobei der Protokollant jedes ihrer Worte mitschrieb. Kurz nach neun Uhr abends wurde die Hildebrand in eine Verwahrzelle am Ende des Korridors gebracht, und Bronstein wiederholte die ganze Prozedur mit der Breuer, ehe um zehn Uhr abends auch die Seiler eingehend einvernommen wurde. Wie er es erwartet hatte, ergab sich nichts Neues, und das Bild, das er schon zu Mittag vollständig gewonnen hatte, verfestigte sich. Er versuchte, sich gegenüber keiner Seite etwas anmerken zu lassen, und beschränkte sich darauf, alle möglichen Fakten zu sammeln, um sie zu einem späteren Zeitpunkt einer Bewertung zuzuführen. Auch die Verhaltensweisen der drei Frauen hatte er richtig eingeschätzt. Die Hildebrand wurde verständlicherweise immer noch von ihren Emotionen überwältigt, die Breuer verhielt sich defensiv, die Seiler hingegen herausfordernd und selbstbewusst. Vielleicht dauerte das Gespräch mit ihr deshalb auch länger als geplant, und so war es bereits beinahe Mitternacht, ehe er auch die Seiler in die Verwahrzelle bringen lassen konnte. Er verabschiedete sich von den Protokollbeamten, sammelte die Aktenstücke zusammen und begab sich in ein Amtszimmer, um dort über seine weiteren Schritte nachzudenken.

IX. Freitag, 15. Juli 1927

Bronstein war ratlos. Er hatte ein umfassendes Geständnis und drei Frauen, die direkt oder indirekt in einen bestialischen Mord verwickelt waren. Nun ja, in einen bestialischen Totschlag. Sicherlich, man konnte es auch aus der Sicht der Frauen betrachten, dann blieb Notwehrüberschreitung. Aber welches österreichische Geschworenengericht würde den drei Anzuklagenden ihre Geschichte abkaufen?

Bronstein sah den Staatsanwalt förmlich vor sich, wie er ganz tief in die Trickkiste griff, ein pittoreskes Bild eines vermeintlichen Ehrenmannes zeichnete, dessen einziges Vergehen sein Erfolg gewesen war. Ein Mann, der in falsch verstandener Großzügigkeit Nattern an seinem Busen genährt hatte. Er würde eine Biographie entwickeln, die einen kleinen Mann – wie es tausende in diesem Lande gab – beschrieb, der durch Fleiß und Tüchtigkeit zu Ansehen und ein wenig Wohlstand gekommen war. Ein Aufstieg, wie ihn sich jeder in diesem Land erträumte. Wer wünschte sich nicht, Karriere mit Lehre zu machen, vom kleinen Fleischhauergesellen zum Villenbesitzer, eine Entwicklung wie im Märchenbuch. Der Anwalt würde nicht sparsam mit Worten umgehen, wenn es darum ging, das Leben des Oskar Guschlbauer in allen Farben zu schildern. Wie er sich bemüht hatte, von früh bis spät stets hart arbeitend, und jeden eingenommenen Schilling gespart hatte, um es einmal zu etwas zu bringen. Jeder Geschworene würde in Guschlbauer ein Vorbild sehen, dem es nachzueifern gelte.

Und dann würde der Anwalt beginnen, die drei Frauen in den düstersten Schattierungen zu schildern. Ganz sicher würde er der Breuer und der Seiler ein lesbisches Verhältnis andichten. Er würde sie als sittenlos und verkommen darstellen, würde mit geiferndem Unterton von den sexuellen Ausschweifungen und widernatürlichen Praktiken sprechen, denen sich diese amoralischen Geschöpfe hingegeben hätten, und er würde darauf verweisen, dass der Umstand, dass man solche Ungeheuer auf die Jugend losgelassen habe, nur belege, wie verderbt die Gesellschaft mittlerweile sei, sodass man sich nicht zu wundern brauche, wenn das Abendland im Untergang begriffen sei. Und die Geschworenen würden die beiden Frauen ansehen und wissend nicken. Sie würden sich innerlich dabei ertappen, wie gerne sie Zeugen der Abartigkeiten dieser Venuspriesterinnen gewesen wären, und ihre moralische Entrüstung würde darob schon ob des eigenen Seelenheils keine Grenzen kennen. Ja, die Geschworenen würden sich zu fürchten beginnen, und das vermeintliche sexuelle Selbstbewusstsein der beiden Frauen würde dazu führen, dass die Geschworenen sie nur noch mehr hassten. Es würde eine allgemeine Furcht vor dem Unbekannten entstehen und daraus ein allgemeines „Crucifige“ resultieren, das nur umso lauter werden würde, wenn der Staatsanwalt erst einmal anfing, auf die Hildebrand loszugehen.

Das war dann, dessen war sich Bronstein sicher, der ultimative Todesstoß für die drei Frauen. Ohne Zweifel würde sich die Hildebrand als ein vollkommen amoralisches und dummdreistes Luder porträtiert sehen, zu faul und zu böse, sich in die Gesellschaft einzufügen. Der Anwalt würde es zu ihrem Nachteil auslegen, dass sie das Schneiderhandwerk aufgegeben hatte. Dass man als Lehrling ohne fremde Unterstützung zum Darben verurteilt war, das würde er geflissentlich übersehen, er würde vielmehr von einem asozialen Grundzug im Charakter der Hildebrand sprechen. Dieser wäre dann auch für ihre sexuelle Haltlosigkeit verantwortlich. Die Hildebrand, so hörte Bronstein den Vertreter der Anklage förmlich, habe den Guschlbauer becirt, um von ihrem allgemeinen Versagen abzulenken. Und als sie so nicht an ihr abwegiges Ziel gelangt sei, habe sie eben zu anderen Mitteln gegriffen. Zurückgeblieben sei nur Tod und Zerstörung.

Der dramatische Schlussappell des Anwalts würde dann darauf gerichtet sein, den Geschworenen unmissverständlich klarzumachen, dass die Welt unterginge, wenn sie sich nicht ermannten und die drei Hexen ihrer gerechten Strafe zuführten. „Geben Sie uns Gerechtigkeit! Geben Sie uns den Glauben an den Triumph des Guten zurück! Sorgen Sie dafür, dass dieses schändliche Verbrechen nicht ungesühnt bleibt, verschaffen Sie Recht und Gesetz Geltung und gehen Sie mit aller Härte gegen

diese durchtriebenen Verbrecher vor, denn nur so kann verhindert werden, dass morgen Sie selbst Opfer eines solch hinterhältigen Anschlages werden.“ Bronstein hatte in seiner langen Berufslaufbahn oft genug Plädoyers von dieser Sorte gehört, um die Taktik solcher Anwälte in- und auswendig zu kennen. Ja, er war sich sicher, jederzeit selbst ein derartiges Schlusswort halten zu können, und ebenso sicher war er sich, dass dieses seine Wirkung nicht verfehlen würde.

Die drei waren also geliefert, ungeachtet des genauen Wortlauts der Anklage. Niemand würde für sie Verständnis aufbringen. Zuerst würden die Boulevardblätter kommen, die den Fall zur Auflagensteigerung zu nutzen wussten und darob umso derber über die Mordschwestern aus Simmering berichten würden. Dann würden alle Sittenwächter, gleich welcher Provenienz, auf den Plan treten, und zu schlechter Letzt käme eine Geschworenenbank, die aus ein paar Gewerbetreibenden, ein paar Beamten, ein paar Pensionisten und bestenfalls einer Pfarrersköchin bestehen würde. Selbst wenn da wirklich einer Sympathie für die Angeklagten aufzubringen in der Lage wäre, die übrigen Geschworenen würden ihn rasch mundtot machen. Wie man es auch drehte und wendete, die Höchststrafe war der Hildebrand sicher. Und die Breuer und die Seiler, die würden für sehr lange Zeit hinter Schloss und Riegel verschwinden, und wenn sie wieder das Licht der Freiheit erblickten, dann waren sie ohne Zweifel alt und grau.

Bronstein seufzte. Es hatte ihm noch nie so wenig Befriedigung verschafft, Täter der Gerichtsbarkeit zu überantworten.

Je länger er darüber nachdachte, wie das Protokoll abzufassen wäre, desto mehr bekam er Mitleid mit den jungen Frauen. Die Hildebrand war noch keine zwanzig. Ein junges Mädels vom Land, dem das Leben niemals eine Chance eingeräumt hatte. Lebhaft konnte er sich vorstellen, wie das eigentlich unverdorrene Ding unter den Zudringlichkeiten des alten Wüstlings gelitten hatte. Krümmte sich nicht auch ein Wurm, wenn man ihn trat? War die Strafe, die den alten Guschlbauer ereilt hatte, letztlich nicht gerecht?

Bronstein erschrak. Jetzt dachte er selbst schon wie die so zahlreichen Anhänger der Lynch- und Selbstjustiz! Er war der Vertreter von Recht und Ordnung, und also hatte er dem Gesetz Geltung zu verschaffen, ungeachtet einer allfälligen Privatmeinung. Es oblag nicht dem Einzelnen, Recht und Unrecht zu definieren. Nein, die Gesellschaft gab sich ihre Gesetze, und die waren von allen einzuhalten, und zwar ohne Ansehen der Person, der Herkunft, des Geschlechts oder der persönlichen Überzeugung. Ging man erst einmal von diesem ehernen Grundsatz ab, dann versank die Gesellschaft wirklich im Chaos, und das ganz ohne Kassandrarufer aus der Anwaltszunft.

Und seine langjährige Erfahrung sagte ihm, dass die meisten Gesetze auch wirklich und wahrhaftig ihren tieferen Sinn besaßen. Problematisch an ihnen war höchstens, dass nicht jede Eventualität mitbedacht werden konnte. Und selbst dafür hatte man eigentlich Vorsorge getroffen, gab es doch für jedes Verbrechen einen entsprechenden Strafrahmen, sodass unter den jeweils gegebenen Umständen die Mindest- ebenso wie die Höchststrafe verhängt werden konnte. Doch genau diese Rückversicherung des Gesetzgebers würde den drei Frauen überhaupt nichts nützen.

Abermals seufzte Bronstein. Wie sollte er die ganze Angelegenheit nur formulieren? Sicher, es musste die Gerechtigkeit triumphieren. Doch man sollte auch den Angeklagten gerecht werden, dachte er. Und wieder blickte er auf das leere Papier, das vor ihm lag. Nervös nestelte er an seinem Zigarettenetui herum, fingerte eine „Ägyptische Sorte“ aus demselben und steckte sie sich an. Er blies den Rauch aus und schrieb erst einmal das Datum auf den Aktendeckel.

Ohne dass er einen konkreten Grund dafür nennen konnte, fiel ihm plötzlich der Fall Kadivec ein, an dessen Aufklärung er dreieinhalb Jahre zuvor mitgewirkt hatte. Die Kadivec hatte 1923 einen perversen Salon betrieben, in dem sie Kinder zum Gaudium alter Tattergreise sexuell missbrauchte. Dementsprechend hatte die Anklage ihr auch Schändung von Schutzbefohlenen und Verführung zur Unzucht zur Last gelegt. Eigentlich hatte die Kadivec, die damals etwa Mitte vierzig war, keinen einschlägigen Paragraphen des Strafgesetzbuches ausgelassen, denn auch den Verstoß gegen Paragraph 129, Unzucht wider die Natur mit Personen des eigenen Geschlechts, hatte man ihr

nachweisen können. Für die Presse war die Sache damals ein gefundenes Fressen gewesen, und sie hatte sofort vom „Wiener Sadistenprozess“ geschrieben. Offiziell hatte die Kadivec irgendein Erziehungsinstitut betrieben, und jene Zöglinge, die sich irgendeines vermeintlichen Vergehens oder einer Verfehlung schuldig gemacht hatten, hatten sich vollkommen entkleiden müssen, ehe sie mittels Ruten, Peitschen und ähnlichem Gerät gezüchtigt wurden. Im Zuge der Erhebungen war dabei zutage gekommen, dass die Kadivec diese Quälerei so geschickt inszeniert hatte, dass den Opfern monatelang der eigentliche Zweck dieser verderblichen Handlungen verborgen blieb. Es dauerte ein ganzes Jahr, ehe eine dreizehnjährige Schülerin sich einer Bekannten anvertraute, wodurch die ganze Causa aufgefliegen war. Pikant an der Sache, so erinnerte sich Bronstein nun, war vor allem der Umstand, dass die Auspeitschungen und die lesbischen Ausschweifungen vor überaus prominentem Publikum stattgefunden hatten. Vor Gericht gekommen waren schließlich die Kadivec selbst, ihre junge Helferin, eine Dame um die dreißig, und fünf noble Herren, für die diese Orgien organisiert worden waren. Ein Burgschauspieler und ein höchstrangiger Magistrat hatten sich noch vor der Hauptverhandlung aus den Fängen der Justiz zu winden vermocht, doch der Industrielle Tausig, der Händler Kotanyi und ein Ophtalmologe namens Bachstesz waren mit den beiden Halbweltheroinen auf der Anklagebank gesessen.

Natürlich war das Tun der Kadivec höchst verwerflich, die hohe Strafe, die sie seitdem abzusitzen hatte, in höchstem Ausmaß gerecht, und doch erinnerte sich Bronstein daran, wie schal ihm dieser Triumph gegen die widernatürliche Person damals geschmeckt hatte, denn die Herren waren samt und sonders freigegangen. Wie peinlich war deren Auftritt gewesen! Sie hätten ja überhaupt nicht gewusst, was die Kadivec heimlich so treibe. Sie hätten diese nur zum Zweck des Spracherwerbs aufgesucht. Der Augenarzt, der von einem bekannten Sozi-Anwalt verteidigt wurde, verstieg sich damals sogar zu der Behauptung, er wäre vollkommen irrtümlich in jenes Zimmer geraten, in welchem die Jugendlichen gepeinigt wurden. Und ob des abscheulichen Anblicks, der sich ihm dort geboten habe, sei er unter Schock gestanden, sodass es ihm weder möglich gewesen sei, einzugreifen, noch auch nur den Raum zu verlassen. Nur deshalb habe ihn die Polizei im Zuge ihrer Razzia dort betreten. Die Ausreden der beiden Wirtschaftstreibenden waren ähnlich hanebüchen gewesen.

Während die Kadivec schließlich viele Jahre Kerker ausgefasst hatte, waren die Männer samt und sonders freigegangen, weil, wie es in der Urteilsbegründung geheißen hatte, die Aussagen der Kinder nicht als beweisbildend angesehen werden konnten. Und der Kadivec hatte man ohnehin nicht geglaubt.

Bronstein war weit davon entfernt, es mit den Suffragetten zu halten, aber ein Körnchen Wahrheit mochte schon in deren Behauptung liegen, dass diese Welt Männern weit eher verzieh als Frauen. Evas Sündenfall lastete seit Anbeginn der Zeit auf dem schwachen Geschlecht, und im Zweifelsfall wurde eine Frau stets eine Spur schwerer bestraft als ein Mann. Natürlich war die Kadivec eine verdorbene Person gewesen, die ihre Strafe zu Recht erhalten hatte. Aber waren es nicht die Männer gewesen, die sie erst zu diesen Taten angestiftet hatten, und sei es auch nur durch ihre abscheulichen Neigungen, welche die Kadivec auf solch lästerliche Weise befriedigt hatte? Dennoch hatte für die Geschworenen außer Zweifel gestanden, dass die Kadivec an allem Schuld trug und die Männer nur Opfer ihrer Betörungen geworden waren. Derlei ließ für Breuer, Seiler und Hildebrand wenig Gutes erhoffen. Dabei war es in ihrem Fall doch offenkundig, dass sie das genaue Gegenteil der Kadivec darstellten. Allein, diese Tatsache würde sie kaum retten. Die Wiener waren ein bigotter Haufen. Nur zu gut konnte sich Bronstein daran erinnern, wie sich ganz Wien über die Verderbtheit und Sittenlosigkeit, die in der Stadt eingekehrt sei, alterierte, als die Berliner Nackttänzerin Anita Berber ein Gastspiel in Wien gab. Eine Stimmung, die ein Jahr später erneut hochgekommen war, als es Josephine Baker ihrer deutschen Kollegin nachmachte. Der ultimative Untergang des Abendlandes war damals kollektiv von der Bürgerschaft beschworen worden. Und am Abend waren genau dieselben, die eben noch Empörung geheuchelt hatten, samt und sonders in die Vorstellungen der Berber und der Baker gepilgert.

Und abermals seufzte Bronstein. Er blickte auf die Uhr. Bemerkenswert, wie schnell die Zeit verrann, wenn man um eine Entscheidung rang. Seine Finger glitten über den Aktendeckel, der immer noch nicht mehr enthielt als das Datum und die Bezeichnung des Verhandlungsgegenstandes. Bronstein atmete schwer aus und griff nach einer weiteren Zigarette.

Ein quietschendes Knarren ließ ihn hochfahren. Ein junger Polizist in Uniform hatte die Tür aufgerissen und starrte Bronstein erschreckt an. „Tschuldigung vielmals“, entrang sich der Kehle des Uniformierten, „Herr Oberstleutnant, ich habe nicht gewusst, dass hier noch jemand arbeitet. Ich hab geglaubt, jemand hat vergessen, das Licht abzudrehen.“

Bronstein fasste sich wieder: „Is ja nix g’scheh’n“, tönte er jovial, „tun S’ Ihnen nix an.“ Der Beamte nahm Haltung an. „Kann ich Ihnen vielleicht irgendwie behilflich sein?“

„Des is sehr lieb, danke. Aber ich brüte da über einem Akt und werd’ aus der ganzen G’schicht’ net ganz schlau. Ich fürcht also, Sie können mir leider nicht helfen, lieber Kollege.“

„Cerny. Andreas Cerny“, stellte sich der Uniformierte vor. „Wenn S’ was brauchen, einen Kaffee oder so, dann sagen Sie’s ruhig. Das ist kein Problem für mich.“

Bronstein lehnte sich zurück und legte die Zigarette am Rand des Aschenbechers ab. „Wissen S’ was, Kollege, so ein Kaffee wär jetzt grad das Richtige. Aber seien S’ doch so gut und bringen S’ gleich zwei, dann können wir ein wenig plaudern dabei.“

„Wo kommen S’ eigentlich her, Cerny?“, fragte Bronstein, während er die Kaffeetasse langsam zum Mund führte, „das klingt irgendwie böhmisch.“

„Ist es auch. Ich stamme aus Olmütz im Mährischen. Mein Vater war dort am Bezirksgericht tätig, und nach dem Krieg sind wir nach Wien übersiedelt. Ich hab nach der Matura die Polizeischule absolviert und bin jetzt schon seit viereinhalb Jahren bei der Justizwache.“

„Mein lieber Schwan! Welcher Unstern hat denn Sie gerauscht, dass S’ bei dem Verein gelandet sind? Das ist ja die vollkommene Sackgasse. Karrieretechnisch gesehen.“

Cerny zuckte mit den Schultern. „Ich weiß. Aber damals hat man froh sein müssen, dass man irgendwo unterkommt. Es waren ja viel zu viele Beamte da, für die man eine Verwendung hat finden müssen.“

„Ja, ja“, winkte Bronstein ab, „erinnern Sie mich nicht daran. Das war ein echtes G’wirks damals. Da haben wir jede Menge Dorfgendarmen aus Galizien, Wolhynien, Lodomerien, aus der Bukowina, dem Banat und der Krajina g’habt, die auf einmal in den Nachfolgestaaten der Monarchie nicht mehr gelitten waren. Tragische G’schicht’ dazumals, weil viele nicht einmal g’scheit Deutsch gekonnt haben, nur irgend so einen Hinterwäldlerdialekt, den da keiner verstanden hat. Aber natürlich hat man die übernehmen müssen, schon allein, weil sie ja auf Österreich vereidigt waren. Da war dann für den Nachwuchs wenig Platz.“

„Eben“, bestätigte Cerny und nahm nun seinerseits einen Schluck Kaffee.

„Und wie ist das so bei der Justizwache?“

„Na ja. Besser als arbeitslos, würd’ ich einmal sagen. Aber ich gebe zu, wie ich mich für den Polizeidienst entschieden habe, da hab ich mir schon etwas anderes darunter vorgestellt.“

Bronstein hielt dem Kollegen eine Zigarette entgegen, die dieser mit dem Hinweis, er sei Nichtraucher, dankend ablehnte. Bronstein machte eine Geste, die besagte, Cerny sei selbst schuld an dem, was ihm entgehe. „Tja, Sie sind noch jung“, sagte er dann, „Sie werden Ihren Weg schon noch machen. Bei mir war das alles auch keine g’mahte Wies’n.“

Plötzlich fiel ihm ein, dass er sich noch gar nicht vorgestellt hatte. „Ich bin übrigens der David Bronstein von ...“

„Jessas, die Redl-Sache“, platzte es ehrfurchtsvoll aus Cerny heraus, „und die ... die Sadisteng’schicht’ im 23er Jahr.“

Bronstein fühlte sich geschmeichelt. „Ja, schuldig im Sinne der Anklage“, entgegnete er lachend. Gleich danach wurde er wieder ernst. „Aber witzig, dass Sie gerade die Kadivec-Sache erwähnen. An die hab ich auch grade denken müssen. Der Fall da“, dabei klopfte er mit dem Zeigefinger auf den

Aktendeckel, „ist irgendwie ähnlich gelagert.“

„Schon wieder eine Perverse?“

„Na. Eigentlich net. Aber dennoch delikat irgendwie. In der Innenstadt haben s' vor einer Woche einen Greißler g'macht, und jetzt weiß ich, wer's war. Unsön, das Ganze, denn offen gesagt, ich versteh' die Täter irgendwie.“

Bronstein schickte Cerny einen schnellen Blick, um zu überprüfen, ob er sich eben zu weit aus dem Fenster gelehnt hatte und schleunigst einen geordneten Rückzug antreten musste. Doch Cerny wiegte nur nachdenklich den Kopf hin und her, ehe er zu sprechen begann: „Lassen S' mich raten, Herr Oberstleutnant. Eine Nötigungsgeschichte. Das Opfer hat die Täterin sexuell bedrängt, und sie hat ihn im Rahmen einer Notwehrüberschreitung getötet.“ Bronstein piffte durch die Zähne. „Nicht schlecht, Herr Kollege. Sie haben eine fixe Auffassungsgabe. Sie sind definitiv zu schade für die Wachleut am Gericht.“

Cerny blickte betreten zu Boden.

„Ja, so ähnlich ist es g'wesen. Und jetzt steh' ich da mit der G'schicht und weiß nicht, was ich tun soll.“

Eine Weile saßen die beiden Beamten schweigend da und hingen ihren Gedanken nach. Dann begann Cerny langsam zu sprechen und schien dabei jedes einzelne Wort besonders abzuwägen. „Vielleicht hilft es Ihnen ja, Herr Oberstleutnant, wenn Sie mir einfach die ganze Geschichte von Anfang an erzählen. Nicht, dass ich berufen wäre, Ihnen einen Ratschlag zu erteilen, beileibe nicht, aber ich habe die Erfahrung gemacht, dass man manchmal zu ganz erstaunlichen Ergebnissen kommt, wenn man eine Sache einem Außenstehenden offenbart. Wer weiß, vielleicht hilft das ja Ihnen auch.“

Bronstein zog die Augenbrauen hoch, und ein leichtes Lächeln umspielte seine Lippen. „Na ja, schaden kann's nicht, oder?“

Und in der nächsten Stunde musste sich Bronstein mehr und mehr über sich wundern. Er konnte sich nicht daran erinnern, wann er zuletzt so lange am Stück geredet hatte. Es war, als hätte Cernys Aufforderung irgendeinen Damm in ihm gebrochen, und so redete Bronstein, als ginge es um sein Leben. Er ließ nichts aus, legte den Hintergrund Guschlbauers dar, schilderte lebhaft die Lebensbedingungen der bei ihm illegal Einquartierten, wobei er es verstand, besonders lebhaft von seiner Begegnung mit der alten Lifschitz zu berichten, während er die beiden slowakischen Mädels eher nur am Rande erwähnte. Er erzählte vom Elend, in das der alte Aibler gekommen war, umriss die Situation der Gindl und der Stepanek, um schließlich genauestens Rechenschaft über die Seiler, die Breuer und die Hildebrand abzulegen. Am Ende war er erstaunt, wie schnell eine Stunde vergehen konnte, denn er hatte den Eindruck, gerade einmal das Notwendigste gesagt zu haben.

Cerny wiegte den Kopf hin und her, dann sah er Bronstein direkt in die Augen. „Das ist wirklich keine leichte Angelegenheit. Die Menschen sind an sich weder gut noch schlecht, es braucht nur einen kleinen Stolperstein, um ins Elend zu fallen. Die Welt ist nicht, wie sie sein sollte, und uns bleibt nur, in ihr irgendwie zurechtzukommen. Das gelingt den einen besser, den anderen schlechter – und manchen gar nicht.“

Bronstein nickte: „Das haben S' jetzt schön g'sagt, Kollege. Wenn der Guschlbauer nicht so ein grauslicher Saubartl g'wesen wär', die Hildebrand wäre heute noch ein ehrbares Mädel. Aber gerade über solchen Menschen schwebt beständig ein drohendes Schicksal, weil niemand da ist, der für sie eintritt. Und wehe ihnen, wenn sie für sich selbst eintreten. Was dann passiert, das sieht man ja.“

„Nun ja, aber das deutet ja alles auf Notwehr, im allerschlimmsten Fall auf Notwehrüberschreitung, hin. Man wird sie doch nicht des Totschlags oder gar des Mordes anklagen.“

„Lieber Freund, Sie kennen anscheinend die heimische Staatsanwaltschaft nicht. Für die ist ein solches Mädel ein gefundenes Fressen! Gerade in unserer Zeit sind die Hyänen vom Einser-Landl ganz scharf auf einen Fall, an dem man die Moral einer ganzen Nation wieder emporheben kann. Da werden wortreich die alten Tugenden beschworen und genau das Gegenteil der Wirklichkeit wird als Realität verkauft. Gerade jetzt, wo der politische Hader wieder einmal überhandnimmt, sind die doch

froh, wenn sie so eine Sache zu einem Klassiker aufbauen können. Und zwar völlig ungeachtet dessen, was ich in meinen Bericht schreibe.“

Cerny nickte zustimmend: „Da haben Sie schon recht. Die heimischen Staatsanwälte machen nicht viel her, dafür sind s’ aber ziemlich böse. Doch die Entscheidung treffen schließlich die Geschworenen, und die haben doch auch ihre eigene Vorstellung von Gerechtigkeit, wie man gerade gesehen hat.“

„Ach, hat man?“ Bronstein verstand nicht, worauf Cerny anspielte.

„Na, die Schattendorf-Geschichte“, sagte der leichthin.

„Was, da gibt’s schon ein Urteil? Seit wann? Und wie ist es ausgefallen? Ich hab die Sache ja recht intensiv in den Zeitungen mitverfolgt.“ Mit dem letzten Satz versuchte Bronstein seine beinahe kindische Neugierde ein wenig verständlicher zu machen.

„Freispruch in allen Punkten“, erklärte Cerny, „um elf hab ich’s von den Kollegen g’hört.“

„Das gibt’s nicht!“ Bronstein war perplex. Damit hatte er nun wirklich nicht gerechnet. Die Anklage war doch ohnehin schon so defensiv gewesen, da war ein solches Urteil doch nachgerade eine offene Ermunterung für Mord und Totschlag.

„Doch, und die Geschworenen haben nicht einmal lange dafür gebraucht. Die waren sich anscheinend ziemlich schnell einig. Aber was ich so gehört habe, hat die Anklage ja wirklich keinen sonderlich guten Eindruck hinterlassen.“

„Das stimmt schon“, fiel ihm Bronstein ins Wort, „aber bitte schön, da sind zwei Menschen erschossen worden. Da kann man doch nicht einfach mit einem Schulterzucken darüber hinweggehen.“ Und dann, nach einer kurzen Pause, „Na servus, da kommt was auf uns zu, das sag ich dir ... Ihnen.“

„Na ja, die Schwarzen werden jublieren, die Roten werden schäumen, und die Staatsanwaltschaft wird in Berufung gehen. Im Herbst reden wir weiter. Zurück zu Ihrer Sache, Herr Oberstleutnant.“

Plötzlich läutete das Telefon. Bronstein und Cerny sahen sich überrascht an. Wer um alles in der Welt wählte um 1 Uhr 23 nachts eine Nebenstelle des Justizpalastes an? Das konnte doch nur ein Irrtum sein. Ein beharrlicher allerdings, denn das Läuten erstarb nicht. Endlich fasste sich Bronstein ein Herz und hob ab.

„Oberstleutnant Bronstein im Justizpalast“, meldete er sich umständlich.

„Brrrronschtajn, mein mosaischer Held, hab ich doch g’wisst, dass ich da wen find!“

„Herr Polizeipräsident“, hektisch suchte Bronstein nach Worten, „was verschafft mir die Ehre Ihres Anrufs, zumal zu solcher Stunde?“

„Ich weiß nicht, ob Sie’s schon g’hört haben, die Schattendorfgeschichte ist entschieden worden.“

„Ja, gerade eben.“

„Ja, und dieses Urteil schmeckt der roten Reichshälfte ganz und gar nicht. Der Austerlitz, auch so ein mosaischer Held, hat mich gerade angerufen und mir g’steckt, sub rosa natürlich, weil offiziell reden die ja nicht mit mir, gell, also klammheimlich hat er mir g’sagt, dass sie morgen in der Früh am Ring demonstrieren werden. Klarerweise hat er g’sagt, es besteht kein Anlass zur Sorge, der Schutzbund – haha – der Schutzbund wird schon für Ordnung sorgen. Der Witz war wirklich gut, da hab ich sehr gelacht. Aber weiter. Jedenfalls hat er ernsthaft geglaubt, mir sagen zu können, die Wiener Polizei braucht sich um die Sache gar nicht weiter zu kümmern. Da sind bei mir natürlich die Alarmglocken sofort angegangen, verstehen S’, Brrrronschtajn! Erhöhte Bereitschaft, und das ab sofort. Sie sammeln alle Leute, die sich derzeit im Justizpalast befinden, und warten weitere Instruktionen ab. Vor sechs, sieben Uhr früh wird sich nichts tun, aber wir müssen vorbereitet sein. Die neuralgischen Punkte müssen wir beschützen. Das Parlament, das Kanzleramt, das Landesgericht. Die Leute, die Sie im Palast antreffen, die sollen sich fünf Stunden ausruhen, um sechs ist Tagwache, und ab dem Zeitpunkt kleben Sie an diesem Telefon, bis ich mich wieder melde. Haben Sie das verstanden?“

„Jawohl, Herr Polizeipräsident, habe ich. Aber viele Leute werden wir da nicht sein. Höchstens

zehn bis zwölf, schätze ich.“

„Egal, wir brauchen morgen jeden Mann. Ich zähle auf Sie.“

„Zu Recht, Herr Polizeipräsident.“

„Na alsdern. Wiederhör'n.“

Verdattert ließ Bronstein den Hörer auf die Gabel sinken. Sein eigenes „Wiederhören, Herr Polizeipräsident“ hatte Schober gar nicht mehr abgewartet. Bronstein sah Cerny kopfschüttelnd an: „Jetzt is er ganz deppert worden, der Präsident!“

„Wie beliebt?“ Auf Cernys Gesicht stand ein Fragezeichen zu lesen.

„Der glaubt echt, dass wir da die ganze Nacht Habtacht stehen sollen, bloß weil die Roten morgen eine Demonstration machen werden. Außerdem macht der sich keine Vorstellung, wie viele Leute wir da überhaupt haben.“

„Vier unten in der Wachstube, zwei Verhörbeamte, einen vom Journaledienst und wir beide, würde ich sagen. Es sei denn, sie haben noch irgendwelche Kollegen mitgebracht, von denen ich nichts weiß“, sagte Cerny automatisch.

„Nein, habe ich nicht. Das heißt, mit dem Hausmeister sind wir genau zehn Mann hoch. Na klar, das macht morgen in der Früh genau den entscheidenden Unterschied.“ Bronstein zog eine Grimasse. „So ein Blödsinn, jetzt ist die ganze Nacht im Eimer!“ Er zündete sich eine weitere Zigarette an und zuckte nach ein paar Zügen mit den Schultern. „Na ja, ändern werden wir's nicht können. Gemma und bringen wir den anderen die frohe Botschaft, damit sie sich auch freuen können.“

Er stand auf und schob den Aktenberg des Falles Guschlbauer zusammen, der immer noch des entsprechenden Endberichts gebrach, und band die Deckel mit der vorgesehenen Schnur zusammen. Dann bedeutete er Cerny, ihm zu folgen. Aus Bequemlichkeitsgründen begaben sie sich ohne Umschweife ins Wachzimmer, wo sie die Uniformierten über die Lage in Kenntnis setzten. Bronstein schickte den jüngsten Beamten los, die übrigen Personen in die Wachstube zu bringen. Wenige Minuten vor zwei Uhr morgens waren endlich alle zehn im Haus anwesenden Staatsbediensteten in dem kleinen Zimmer versammelt.

„Meine Herren, Sie wissen, Schnaps ist Schnaps und Dienst ist Dienst“, begann Bronstein seine kurze Ansprache, „dem Präsidenten gefällt es, uns hier eine komfortable Nacht zu bereiten, also müssen wir uns ins Unvermeidliche fügen. Das heißt aber nicht, dass wir jetzt die Nacht durchwachen müssen. Ich schlage vor, zwei Kollegen von der Wachstube, die ohnehin zum Dienst eingeteilt sind, halten die Stellung, der Rest von uns legt sich, wo er ein passendes Plätzchen findet, aufs Ohr. In genau fünf Stunden treffen wir uns hier alle wieder und warten, wie befohlen, auf weitere Order. Bis dahin, meine Herren, gute Nacht.“ Den beiden dienstführenden Beamten teilte er anschließend mit, in welchem Zimmer er gegebenenfalls zu finden wäre, dann wandte er sich an den Hausmeister und fragte diesen, ob er zufällig zwei Matratzen auftreiben könne. Zwanzig Minuten später lagen Bronstein und Cerny auf einem Bündel Decken auf dem Boden des Zimmers, in dem sie einander kennen gelernt hatten.

„Jetzt wissen S' aber immer noch nicht, was S' in Ihren Bericht schreiben sollen“, meldete sich Cerny aus der Dunkelheit.

„Aber immerhin weiß ich, was ich auf die Frage sagen werde, warum der Bericht nicht fertig ist“, antwortete Bronstein glucksend, um nach einer kleinen Weile ein „So ein Blödsinn“ hinterherzuschicken. Er war sich sicher, unter diesen Umständen kein Auge zutun zu können. Cernys nächste Bemerkung hörte er schon nicht mehr.

„Herr Oberstleutnant, es ist 6 Uhr 20, ich denke, Sie sollten aufstehen.“

„Was? Was ist?“ Verwirrt rappelte sich Bronstein hoch. Wieso war es hell? Er hatte doch nur für einen Augenblick die Augen geschlossen. Und vor allem, worum ging es überhaupt? Er brauchte einen Moment, um Cerny zu identifizieren, und dann fiel ihm alles wieder ein. Er sprang auf die Beine, streifte seine Kleidung glatt und griff nach seinem Jackett. Der Duft frischen Kaffees stieg ihm dabei in die Nase.

„Den habe ich in der Zwischenzeit besorgt, wenn's recht ist“, sagte Cerny, während er ihm eine Tasse reichte.

Der Oberstleutnant dankte ihm und fingerte sich eine Zigarette aus dem Etui. „Immer noch das beste Frühstück. Kaffee und Zigaretten“, bemerkte er, „egal, ob im Savoy oder vor Tarnow-Gorlice.“

„Sie waren vor Tarnow-Gorlice, Herr Oberstleutnant?“

„Unter anderem.“

Bronstein verspürte jedoch keine Lust, über den Krieg zu sprechen. „Ist irgendetwas vorgefallen in der Nacht?“

„Vor etwa zwanzig Minuten ist der Strom ausgefallen, haben die Kollegen vom Wachzimmer berichtet. Der Hausmeister sucht schon nach dem Schaden, aber die Sicherungen, sagt er, sind in Ordnung. Der Fehler muss woanders liegen.“

„Der Strom?“ Bronstein dachte nach. Vielleicht war ja doch etwas im Busch. Das E-Werk in der Mariannengasse war eine Hochburg der Sozis, vielleicht war von dort aus der Strom zentral abgestellt worden, um den anderen Arbeitern damit ein Signal zu senden. „Sagen Sie den Beamten ... oder nein, warten S', ich mach das selber.“ Bronstein griff zum Telefonhörer und wählte die Nummer der Polizeidirektion.

„Grüß Sie, Oberstleutnant Bronstein am Apparat. Habt's es an Strom? A ned! Hab i mir eh denkt. Dankschön.“ Er legte auf.

„Die E-Werkler haben den Strom abgestellt. Der Hausmeister kann seine Suche einstellen. Des heißt, heute gibt's einen Generalstreik. Na servus Kaiser, da können wir uns auf etwas gefasst machen.“ Bronstein stellte ein paar Kopfrechnungen an, dann wandte er sich wieder an Cerny. „Wenn man sich ausrechnet, wie lange die Arbeiter brauchen, um sich zu sammeln und loszumarschieren, dann werden sie gegen acht Uhr am Ring eintreffen. Meiner Vermutung nach ungefähr bei der Universität. Und dann wird sich zeigen, wo sie zuerst hinmarschieren: zum Parlament oder zum Landesgericht. Ich hoffe, der Präsident weiß jetzt, was er tut.“

„Na ja“, entgegnete Cerny, „uns kann es vorerst egal sein, wir sind ja quasi nur Bereitschaft. Aber die Kollegen von der Justizwache beneide ich jetzt nicht. Der Zorn der Arbeiter wird sich sicher vor allem vor dem Landesgericht entladen, immerhin ist dort das Urteil gefällt worden.“

„Schon möglich, aber das Parlament hat auch einen ziemlichen Symbolcharakter. Die Parlamentswache wird daher nicht weniger schwitzen als die Kollegen vom Grauen Haus.“

„Apropos Graues Haus“, sagte Cerny und lächelte verschmitzt, „wissen wir eigentlich, warum das so heißt?“

Bronstein dachte einen Moment nach: „Nein, eigentlich nicht.“

„Weilst alt wirst, bis dort endlich ein Urteil gefällt wird.“

„Na ja, Cerny, am Witzereißer müssen wir noch üben, gell!“ Und nach einer Pause: „Wurscht. Pack' ma's.“

Das quälend lange Warten wurde Bronstein bald zu bunt. Es war offensichtlich, dass der Präsident längst seinen gestrigen Anruf vergessen hatte und nicht im Traum daran dachte, auf die verlorenen zehn Beamten im Justizpalast zurückzugreifen. Bronstein verspürte keine Lust, tatenlos herumzusitzen, und als die Amtsuhr acht Uhr schlug, erklärte er Cerny kurzerhand, dieser solle die Stellung halten, während er, Bronstein, einmal draußen nach dem Rechten sehe. Er werde in einer halben Stunde wieder zurück sein.

Und so war es auch. Nicht nur Cerny war begierig, den Bericht Bronsteins zu hören, auch die anderen Beamten saßen wie gebannt da, während dieser sich erst eine Zigarette anzündete. „Tja, meine Herren“, begann Bronstein und blies gelassen den Rauch aus, „das wird ein heißer Tag heute, und damit meine ich nicht nur das Wetter.“ Er genoss es zu sehen, wie die anderen vor Spannung förmlich platzten. Na gut, er wollte nicht so sein.

„Vor dem Parlament ist großflächig Polizei aufgezo-gen. Breiter Kordon, flankiert von der Berittenen. Die Arbeiter habe ich nur aus weiter Ferne gesehen, die tummeln sich unten bei der

Universität, wo offenbar ein paar Scheiben zu Bruch gegangen sind. Klar, die sehen unsere Kollegen und trauen sich nicht weiter. Allerdings macht mir diese Renoviererei von der Straßenbahn ein wenig Sorge. Die tauschen ja, wie Sie alle wissen, seit Anfang Juli die Gleise aus, und jetzt liegen da überall lose Pflastersteine herum. Das könnte ein paar Heißsporne auf dumme Gedanken bringen. Aber ich denke, wir haben die Sache ganz gut im Griff. Ich hab mit einem Kollegen geredet, der hat gemeint, vor dem Landesgericht sind noch einmal zwei- bis dreihundert von uns eingesetzt. Wahrscheinlich werden die Arbeiter einfach beim Burgtheater zum Rathaus einbiegen, dort werden s' dann eine Weile herumskandieren, der Seitz wird eine gepfefferte Rede halten, so wie immer halt, und das wird's dann g'wesen sein. Wenn niemand den Kopf verliert, wird weiter nix g'scheh'n.“

Erleichterung machte sich unter seinen Zuhörern breit. Die Bronstein noch zu unterstreichen wusste: „Hat jemand Spielkarten dabei?“

Der Lärm nahm zu, und so stieg auch in Bronstein wieder Nervosität hoch. Wagten es die Arbeiter tatsächlich, gegen das Parlament zu ziehen? Er warf die Karten auf den Tisch und sah aus dem Fenster der Wachstube auf den Schmerlingplatz hin, konnte jedoch nichts Genaues erkennen. Wieder beschied er Cerny, auszuharren, und wieder verließ er das Gebäude. Die paar Meter durch den Park waren schnell zurückgelegt, und schon hatte er den Ring erreicht. Entsetzt prallte er zurück.

Er wähnte sich auf einem Schlachtfeld. Arbeiter traktierten Polizisten mit Latten, Brettern und Eisenstangen, dieweilen die berittene Polizei wie im vorigen Jahrhundert Attacken auf die Demonstranten ritt. Einzelne Demonstranten duckten sich unter den Säbeln der Reiter weg und griffen nach den Steigbügeln, um die Widersacher so aus dem Sattel zu heben. Von seinem Beobachtungsposten beim Rossebändiger sah Bronstein, wie ein Reiter zu Boden fiel. Unmittelbar darauf landete ein Brett direkt im schutzlosen Gesicht des Mannes. Und noch eines. Und ein drittes. Das Gesicht war nur noch eine blutige Masse. Aus dem Getümmel löste sich ein Arbeiter und torkelte auf Bronstein zu. In seiner Miene las er nur Verwunderung und Unverständnis. Dem Demonstranten war ob der ihn umgebenden Gewalt offensichtlich schlecht geworden, denn er hielt sich den Bauch und hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten. Mit letzter Mühe erreichte er Bronstein und krallte sich an dessen Schulter fest. Instinktiv blickte Bronstein nach der Hand, die ihn erfasst hatte und sah, dass sie blutrot war. Der Mann schickte ihm einen letzten fragenden Blick und sackte dann vor ihm zusammen. Jetzt erst vermochte Bronstein zu erkennen, dass ein riesiges Loch im Bauch des Demonstranten klaffte, das nur von einem Polizeisäbel oder einem Bajonett stammen konnte. Der Mann röchelte, hustete gurgelnd Blut und verstarb vor Bronsteins Beinen. Bronstein fühlte sich nur noch mehr an den Krieg erinnert und suchte hinter dem Sockel des Rossebändigers Deckung. Nicht zu spät, wie sich zeigte, denn Sekunden später schlug ein Querschläger genau dort ein, wo Bronstein eben noch gestanden war. Und Bronstein empfand das tiefe Bedürfnis, endlich aus diesem Alptraum zu erwachen, um sich in seinem warmen Bett wiederzufinden.

Doch es kam noch schlimmer. Die Polizei wich zurück, die Demonstranten rückten nach. Hatte sich der Tumult eben noch auf der Höhe des Athenebrunnens abgespielt, so befand sich die Hauptkampflinie nun schon tatsächlich in unmittelbarer Nähe Bronsteins. Er hatte genug gesehen. Eilig wandte er sich um und hastete durch den Park zurück in den Justizpalast. Erst als er die Tür zur Wachstube durchschritten hatte, wagte er wieder, normal zu atmen.

„Das wird jetzt eng. Vor dem Parlament spielt es sich mörderisch ab. Vor meinen Füßen ist ein Demonstrant tot umgefallen. Und die Polizei weicht zurück. Wir müssen zuschauen, dass wir hier sicherheitshalber alles verbarrikadieren.“ Die Sätze waren stakkatoartig aus Bronsteins Mund gekommen. Einer der Polizisten fragte, ob er damit rechne, dass die Demonstranten hierherkommen würden.

„Eher nicht“, antwortete Bronstein, immer noch unter dem Eindruck des Geschehenen, „aber sicher ist sicher.“ Schwer ließ er sich auf einen Sessel fallen. „Cerny, veranlassen Sie das Notwendige, bitte.“ Er blies Luft aus und stützte dann seinen Kopf in seine rechte Hand, eine ganze Weile in dieser Pose

verharrend. Während Bronstein versuchte, das Gesicht des sterbenden Arbeiters aus seinem Gedächtnis zu löschen, liefen Cerny und der Hausmeister aus der Wachstube, um die Ausgänge zu kontrollieren. Die übrigen sieben Personen versammelten sich um das Fenster der Wachstube und blickten auf die begrünte Fläche, die den Justizpalast vom Parlament trennte.

„Na, servas, jetzt sand s' scho im Park“, hörte Bronstein einen Beamten sagen.

„Die Demonstranten durchbrechen die Polizeilinie“, rief ein anderer aufgeregt.

„Schaut's, da kommt die Berittene“, machte eine dritte Stimme wieder Mut.

„Na pfiat mi Gott, die reiten die glatt nieder“, ließ sich die erste Stimme wieder vernehmen.

„Jetzt rennen s'“, erklang eine vierte Person.

„Na, do ned, sie sammeln si wieder.“

Bronstein schaffte es nicht, sich zu erheben und sich zu den Beobachtern zu gesellen. Er war noch viel zu sehr mit dem selbst Erlebten beschäftigt, als dass er es vermocht hätte, neues Elend zu erblicken. Doch was wie durch einen Schleier zu ihm durchdrang, verbesserte seine Stimmung nicht. Offensichtlich ritt die Polizei eine Attacke nach der anderen gegen die Demonstranten, die bei jedem neuen Angriff der Ordnungsmacht zurückwichen, sich aber sofort danach wieder sammelten. Und die Zeit, welche die Reiter brauchten, um beim Palais Epstein ihre Pferde zu wenden, nutzten die Demonstranten, um einige weitere Meter an den Justizpalast heranzurücken. Die Bäume des Schmerlingparks verunmöglichten einen weiteren berittenen Angriff, sodass die Polizisten zu Fuß eine Kette vor dem Haupttor des Palastes bildeten. Doch die war, wie Bronstein den Kommentaren seiner Kollegen entnehmen konnte, viel zu klein und ausgedünnt, um der Menge der Demonstranten standhalten zu können. Ein lauter Knall ließ Bronstein hochfahren.

Die Kollegen lagen auf dem Boden, bedeckt von Glassplittern. Ein schwerer Pflasterstein war gegen das Fenster geworfen worden und hatte einen der Polizisten am Kopf getroffen. Die anderen hatten blitzartig Deckung gesucht. Bronstein überblickte das Chaos vor ihm, als Cerny wieder ins Zimmer gelaufen kam.

„Die Türen halten dem Ansturm sicher nicht lange stand“, sagte er keuchend, „wir brauchen Verstärkung.“

In dem Augenblick erzitterte die Tür des Wachzimmers, begleitet von einem dumpfen Krachen. Einer der Polizisten riskierte einen schnellen Blick aus dem glaslosen Fenster. „Die rennen die Tür mit einer Schiene ein“, schrie er und hastete auf allen vieren dem Hinterausgang zu. Und wieder erfolgte ein Stoß gegen die Tür. Bronstein angelte sich das Telefon und wählte die Nummer des Präsidiums. „Alle in die Aula“, befahl er, „und kümmert euch um den Verletzten.“ Im Präsidium hob niemand ab.

Bronstein hörte das Splittern von Holz. Dann fiel etwas polternd zu Boden. Bronstein sah, dass es sich um das Türschloss gehandelt hatte. Er ließ den Hörer auf die Gabel fallen, blickte sich noch einmal um und zog sich dann ebenfalls zurück. „Die Stiege hinauf!“, rief er den Kollegen zu. „Verteilt euch in den Zimmern. Cerny, du kommst mit mir.“

Die beiden waren an der Mitteltreppe angelangt, als anschwellender Lärm signalisierte, dass die Demonstranten die Wachstube übernommen hatten. Von dort aus würden sie das Haupttor öffnen können, und dann war das Gebäude gefallen. Sie waren acht Beamte und ein Hausmeister gegen tausende empörte Arbeiter. Niemand konnte von ihnen verlangen, sinnlos kurzen Widerstand zu leisten. Wenn sie sich unauffällig verhielten, dann konnte wenigstens Personenschaden vermieden werden. Bronstein bugsiierte Cerny in das Zimmer, in dem sie übernachtet hatten, und telefonierte von dort neuerlich nach dem Präsidium. Abermals ohne Erfolg.

„Jetzt können wir nur noch warten, bis der Sturm sich legt“, sagte er leise und sah Cerny entschuldigend an.

„Das ist doch Wahnsinn“, hielt der ihm entgegen, „wir müssen etwas tun.“

„Und was, bitte schön? Wie willst du zu acht eine Armee aufhalten?“

„Schon. Aber wenn die hier jemanden finden ..., die lynchen den!“

„Du meinst, wir hätten flüchten sollen?“

„Ja. Hätten wir. Aber jetzt ist es ohnehin zu spät. Die sind sicher schon auf den Gängen. Dem Lärm nach zu urteilen.“

In der Tat vernahm Bronstein das Aufbrechen von Türen, das Zerschmettern von Fensterscheiben. Dumpfes Poltern deutete darauf hin, dass Aktenschränke umgeworfen wurden. Vor dem Fenster flatterten Papiere vorbei, die wohl von Akten stammten. Offenbar wurden auch Bücher aus den Fenstern geworfen, denn von Zeit zu Zeit flog eines an ihrem Fenster vorbei.

Plötzlich stieg Rauch auf. Irgendwo war Feuer ausgebrochen. Und in diesem Moment war Bronstein wie vom Donner gerührt.

Die Seiler, die Breuer, die Hildebrand!

Auf die hatte er ganz vergessen! Die saßen seit Mitternacht in der Vernehmungszelle am Ende des Flurs. Seit beinahe schon zehn Stunden ohne jede Nahrung, ohne Wasser und vor allem ohne jede Information, was all der Lärm und das Chaos zu bedeuten hatten.

„Um Himmels Willen“, schrie er in Panik, „die drei Mädeln. Die hab ich ganz vergessen!“

Cerny sah ihn fassungslos an: „Was? Die sind da?“

„Ja sicher, ich hab sie ja gestern Nacht noch verhört und das Protokoll aufgenommen. Deswegen bin ich ja dagesessen mit meinem Abschlussbericht.“ Dabei zeigte er wieder auf das Aktenkonvolut auf dem Tisch.

„Um Gottes Willen“, sagte jetzt auch Cerny, „Herr Oberstleutnant!“

„Kumm! Gemma, aber schnö a no!“ Bronstein griff sich den Akt, schnappte Cerny am Arm und stürmte aus dem Zimmer. In der allgemeinen Hektik fielen sie nicht einmal auf. Sie eilten den Flur entlang zum Zellentrakt, Bronstein zog seinen Generalschlüssel aus der Hosentasche, sperrte die erste Tür auf und schob Cerny hinein. Er hastete hinterher und schloss die Tür hinter sich. Dann steckte er den Schlüssel abermals in ein Schloss und blickte einen Moment später in die Gesichter der drei Frauen, die ihn in einer Mischung aus Skepsis, Furcht und Verwirrung ansahen.

„Keine Zeit für Erklärungen“, belferte er, um seine eigene Angst zu kaschieren, „ihr kummt's jetzt mit, alles Weitere später. Und macht's keine Spompanadeln, dafür ist jetzt sicher ned der richtige Zeitpunkt.“

Den drei Frauen war nicht entgangen, dass hier eben etwas Ungeheuerliches vor sich ging, und so zogen sie es vor, Bronstein Folge zu leisten. Cerny verbeugte sich kurz, stellte sich vor und nahm dann die Breuer und die Seiler links und rechts an seine Seite, während sich Bronstein bei der Hildebrand unterhakte. Zu fünf strebten sie zurück auf den Korridor.

Dort wurde endgültig Kleinholz aus der Einrichtung des Palastes gemacht. In beinahe allen Zimmern tobten sich Demonstranten aus, zerrten, was sie in die Finger bekamen, aus den Räumen und warfen es in den Hof oder auf die Straße. An mehreren Stellen loderten mittlerweile Flammen auf, und auch aus einigen Räumen drangen bereits Rauchschwaden, die es den fünf schwer machten, normal zu atmen. Bronstein war froh, als sie heil die Haupttreppe erreicht hatten. Und immer noch nahm niemand von ihnen Notiz.

„Beeilt euch“, zischte er, „gleich haben wir es geschafft.“

„Was wird jetzt mit uns?“, fragte die Hildebrand ängstlich, doch Cerny beruhigte sie. „Zuerst bringen wir euch einmal in Sicherheit. Dann schauen wir weiter.“ Es war der Seiler anzusehen, dass sie dem Frieden keineswegs traute und überlegte, die Gelegenheit zur Flucht zu nützen.

Dies entging Bronstein nicht, und er traf einen Entschluss. Zwischen dem Beginn der Treppe und dem Haupttor waren jede Menge Akten, Bücher und sonstige Druckwerke zu einem fast mannshohen Haufen aufgeschlichtet worden. Jemand hatte ein Stück Zeitung in Brand gesteckt und es mitten in das Papier geschoben. Die Flammen prasselten meterhoch auf und bildeten eine Barriere zwischen Treppe und Tor. Bronstein sah das Feuer, er sah die Frauen, seine Blicke trafen deren Blicke, und mit einer großen Geste warf er das Aktenbündel ins Feuer, das ob der neuen Nahrung gierig aufloderte. Dann sah er Cerny in die Augen. „Hoppala“, sagte er.

Cerny grinste.

„Was war das? War das unser Akt?“, fragte die Hildebrand ungläubig.

„Genau der“, sagte Bronstein mit hörbarer Zufriedenheit in seiner Stimme.

„Wieso machen Sie das?“ Die Seiler blieb skeptisch.

Bronstein sah sich um. Gleich beim Ausgang gab es eine verhältnismäßig ruhige Ecke. Dorthin drängte er die Gruppe, um solcherart halbwegs geschützt vor dem wütenden Furor zu sein. Dann sah er die Seiler an: „Ich habe sehr viel über euren Fall nachgedacht. Verurteile euch, wer will, ich vermag es nicht.“

Kati Hildebrand schossen die Tränen in die Augen. „Danke“, stammelte sie, „vielen Dank!“ Bronstein hob die Hand zu einer abwehrenden Geste: „Wartet noch zu, ehe ihr mir dankt. Dass der Akt ein Raub der Flammen wurde, das bedeutet nur einen Zeitgewinn. Der Fall Guschlbauer wird deswegen nicht vom Antlitz der Erde verschwinden. Wir müssen uns schon mehr überlegen, wenn wir sicherstellen wollen, dass euch nichts geschieht.“

Bronstein war über sich selbst erstaunt. In wenigen Augenblicken hatte er alles, was bislang sein Leben bestimmt hatte, über Bord geworfen. Schon bisher hatte es immer wieder Täter gegeben, die ihn gedauert hatten, und doch hatte er sie der Justiz überantwortet. Wenn es, so war stets seine Maxime gewesen, Gründe gab, die für Milde gegenüber den Malefikanten sprachen, so würden diese auch vom Gericht anerkannt, und die Strafe fiel entsprechend gering aus. Und doch musste sich jeder seiner Verantwortung stellen und seinen Preis an die Gesellschaft zahlen. Bronstein wusste nicht, weshalb dieser eherne Grundsatz für ihn plötzlich nicht mehr galt. Er war seit über zwanzig Jahren im Staatsdienst, und er hatte Österreich stets treu, vorbehaltlos und ergeben gedient, ohne jemals auch nur den Funken einer Anerkennung dafür zu erhalten. Doch das war das Los eines Beamten in diesem Land. Beamte waren stets und zu jeder Zeit die Sündenböcke der Nation. Sie hatten für die katastrophalen Fehler, die inkompetente, korrupte und bösartige Politiker sowie deren indolente Sykophanten begingen, geradezustehen. Sie galten bei jeder kleinen Krise als willkommene Prügelknaben, auf die der Volkszorn abgelenkt werden konnte. Das größte Lob, das einem Beamten widerfahren konnte, war, dass er nicht allzu oft erniedrigt, beleidigt und gedemütigt wurde. Seine Erfolge waren stets die Erfolge des jeweils ressortleitenden Politikers, seine Misserfolge blieben hingegen immer die seinen. Deshalb bezog ein Beamter auch kein Gehalt, sondern eine Art Mischung aus Schmerzens- und Schweigegeld, und die großzügige Pension, die der Staat gewährte, war in Wirklichkeit die Bestechungssumme, mit der man Beamte im Ruhestand davon abhielt, nach ihrer aktiven Dienstzeit die Wahrheit über die Missstände im Land zu verbreiten. Das alles war Bronstein immer bewusst gewesen, und er hatte es wie all die anderen Beamten auch hingenommen in der festen Überzeugung, dass Österreich tatsächlich unterginge, wenn die Beamten in ihrer Gesamtheit dies nicht verhinderten.

Doch wer konnte noch davon sprechen, Österreich sei zu retten, wenn der Justizpalast in Flammen stand, wenn das Volk sich mit der Polizei prügelte, wenn das Land geteilt war in Rot und Schwarz? Wenn ausgerechnet die einen Schutzbund für die Republik gegründet hatten, die verkündeten, Republik, das sei nicht viel, Sozialismus sei das Ziel, während die anderen lieber heute als morgen die Republik auslöschen würden, um das mittelalterliche Kaisertum wieder zu installieren? Was war das überhaupt für ein Staat, dem er, Bronstein, dienen sollte? Ein Staat, der Großhändler, Spekulanten und Wirtschaftskapitäne aus Prinzip ungeschoren ließ, während er arme Leute rücksichtslos verfolgte? Bronstein war definitiv zu alt, um die Welt zu retten, aber er war noch nicht alt genug, um nicht mehr zu erkennen, was Recht war und was nicht. Und wenn er jetzt nicht handelte, dann würde er sich das sein Leben lang vorwerfen. Lieber die Karriere – welche Karriere? – aufs Spiel setzen, als sich schuldig zu machen an dem Schmierentheater, das die politischen Größen dieses Landes tagtäglich aufführten, um ihre Macht, ihren Einfluss und ihren Reichtum zu wahren. Sicher hetzte der Austerlitz in der „Arbeiterzeitung“ wieder kräftig gegen die Regierung, und trotzdem rief er den Schober an, um ihn vor allfälligen Demonstrationen seiner eigenen Anhänger zu warnen. Was für ein absurder Witz! Von Schattendorf bis Wien gingen sich Anhänger und Gegner der Regierung

buchstäblich an die Gurgel, während die Herren Politiker gepflegt bei einem Glas Cognac über die Wetten beim Derby philosophierten. Nein, sagte sich Bronstein, er war nicht länger gewillt, den Geherda für diese verkommenen Philister zu spielen, und darum ging er seinen Weg auch konsequent zu Ende. Die drei Frauen sollten eine Chance erhalten, jeder weiteren Verfolgung zu entgehen.

„Es wird nicht lange dauern“, sagte er daher endlich, „bis man wieder auf eurer Fährte ist. Die Sachlage ist zu eindeutig, ich bin euch ja auch recht schnell auf die Schliche gekommen. Wirklich sicher werdet ihr nur sein, wenn ihr aus Österreich flieht. Ihr müsst anderswo ein neues Leben anfangen. Ihr seid jung, ihr werdet das schon schaffen.“

„Aber wohin, um Gottes Willen, sollen wir denn gehen?“, fragte die Breuer, „wir kennen doch nirgendwo irgendwen. Wer wird uns aufnehmen?“

Das Seitentor, das den fünf bislang Schutz geboten hatte, gab krachend nach, und ein weiterer Schwall Demonstranten strömte in den Palast. Bronstein dachte fieberhaft über eine Antwort auf die eben gestellte Frage nach, als ihm ein wallender, roter Haarschopf nur allzu bekannt vorkam.

„Jelka!“, schrie er aus Leibeskräften.

Die Frau im langen Ledermantel drehte sich um und erkannte ihn. „Bronstein, was machst denn du da? Sag bloß, du bist dienstlich ...“

Bronstein schnitt ihr das Wort ab: „Jelka, es ist eilig. Ich brauche deine Hilfe. Ich kann dir im Augenblick nicht die ganze Geschichte erzählen, aber diese drei Frauen da, denen droht schlimmes Ungemach, wenn wir sie nicht ins Ausland schaffen. Unter der Hand, verstehst du?!“

Jelka legte den Kopf schief: „Sag’ nur, du wirst deiner Pflicht untreu. Und das auf deine alten Tage! Was haben S’ denn ausg’fress’n, dass du dich ihrer annimmst?“

„Sie haben einen üblen Reaktionär gekillt. Und ich find’, er hat’s verdient.“

Jelka sah die drei Frauen an: „Stimmt das?“ Dreifaches Nicken kam zur Antwort. Jelkas Blick wanderte zu Bronstein zurück: „Und wie soll ich dir da helfen?“

„Nach dem Desaster hier braucht die Staatsmacht ein paar Tage, um wieder Herr der Lage zu sein. Bis dahin sollten die drei jenseits unserer Grenzen sein. Hast du deine alten Kontakte in die ČSR noch?“

„Na klar, aber sind die auch Genossinnen?“

„Was nicht ist, kann ja noch werden. Die da ist Lehrerin, die Kindergärtnerin, und die dritte Schneiderin.“

„Na, da wird sich was finden lassen. Lundenburg, tät ich sagen. Das ist gleich hinter der Grenze. Oder Eisgrub. Vielleicht Nikolsburg. Am besten, wir schicken sie erst einmal mit der Bahn nach Lundenburg, und dort sehen wir dann weiter.“

Bronstein lächelte dankbar. „Sag, musst du da unbedingt mitmachen? Bei der Remasuri da? Ich meine, können die den Justizpalast nicht auch ohne dich verwüsten?“

„Wie meinst du das jetzt wieder?“

„Schau, Jelka, es ist eigentlich schlimm genug, was ich bisher schon gesagt und getan habe, aber es wäre definitiv übertrieben, wenn ich sie auch noch persönlich über die Grenze expedieren würde. Was zu weit geht, geht zu weit, das verstehst du sicher. Außerdem täten sich deine Genossen sicher was denken, wenn ihnen ein Kieberer jemanden übergibt.“

„Sag bloß, du willst, dass ich das übernehme!“

„Na ja“, druckte Bronstein herum, „ich meine, du kennst die Leute drüben. Du bist unverdächtig. Und du wohnst im selben Gemeindebau wie die drei da. Für dich wär das ein Kinderspiel. Du packst sie in ein Taxi, holst in Simmering die nötigen Sachen, fährst zum Bahnhof, steigst in den Zug, lieferst sie in Lundenburg ab und bist am Abend wieder in Wien. Und ich erzähl’ dir dann bei einem schönen Essen, was du da verpasst hast.“

„Bronstein, du hast narrische Schwammerl gegessen.“

„Na was“, antwortete ihr Bronstein in sichtlicher Erregung. „Was kannst du da schon bewirken? Gut, da brennt der Palast deiner Klassenjustiz. Aber glaubst du ernsthaft, damit bringst du den

Kapitalismus ins Wanken? Was ist jetzt mit dem schönen Gerede vom neuen Menschen? Brüder zur Sonne, zur Freiheit, das singt ihr doch immer. Bitte, jetzt hast du die konkrete Chance, jemandem zu helfen, der diese Hilfe auch wirklich braucht. Das ist doch eine weitaus bessere Option als eine sinnlose Zerstörungsaktion. Das da ist nicht das Winterpalais, damit wird die Rätemacht nicht errichtet, das ist nur eine kleine Maschinenstürmerei, objektiv sogar kontraproduktiv aus Sicht der Revolution. Also verschwende deine revolutionäre Energie nicht an Stuck und Marmor, sondern leiste konkrete Solidarität mit bedrängten Mitgliedern der Arbeiterklasse.“

Jelka hatte mit immer größer werdenden Augen zugehört. Sie verbiss sich mit Mühe das Lachen, dann aber prustete sie los: „Mein Gott, Bronstein, du bist ja ein echter kommunistischer Agitator. Wenn s’ dich bei der Polizei rauswerfen – und das werden sie –, dann kannst bei der Roten Fahne anfangen mit die Sprüch’. Aber du hast das ohne Frage sehr lieb g’sagt. Und eigentlich auch überzeugend.“

Jelka sah sich um. Überall tobte das Chaos. Sie wusste, Bronstein hatte recht. Hier war aus ihrer Sicht nichts zu wollen. Das Einzige, das noch kommen konnte, war eine weitere und wohl noch heftigere Auseinandersetzung mit der Polizei. Sie blickte in die Flammen und sah dann wieder Bronstein an: „Gut. Ich mach’s.“

„Jelka, du bist ein Goldschatz.“ Bronstein vergaß jede Hemmung und umarmte sie. Ein krachend zu Boden fallender Aktenschrank, der wenig später die Stiegen abwärts rutschte, ließ ihn jedoch schnell wieder sachlich werden. „Es kann nicht mehr lange dauern, bis die Polizei zurückschlägt“, sagte er, „am besten, ihr palessiert sofort. Solang noch Zeit ist. Und, Jelka, sieh bitte zu, dass du sie noch heute über die Grenze bringst. Am Morgen wird der Laden wieder einwandfrei funktionieren, da geht dann so schnell nix mehr. Und vor allem ned so einfach.“

Jelka nickte nur und sah dann die drei Frauen an: „Also, ab durch die Mitte.“

Bronstein schob sich zur Seitentür vor und lugte aus dem Gebäude. Die Zahl der nachströmenden Demonstranten nahm ab, während sich vor dem Parlamentsgebäude die Polizei sammelte. Alles deutete auf einen Sturmangriff hin, doch gleichzeitig nahm auch die Aufregung zu, denn der beißende Rauch, der auch Bronstein das Atmen schwer machte, hatte an Intensität gewonnen. Vom Ring her war durch das Getöse das charakteristische Geräusch der Feuerwehr zu hören, aber gerade dort war die Traube der Demonstranten am dichtesten. Bronstein winkte Jelka zu sich: „Haut euch über die Zweierlinie, und dann am besten quer durch den 7. Hieb. Da müsstet ihr am ehesten weiterkommen. Und beeilt euch, weil gleich ist da endgültig der Teufel los.“

Jelka nickte nur und schlüpfte aus der Tür. Die drei Frauen folgten ihr. Die Seiler schickte Bronstein einen Blick, den er nicht zu deuten wusste, aber er beschloss, er hatte mehr Anerkennendes als Tadelndes, und so nickte er ihr zu. „Ich besuch dich morgen“, rief er Jelka noch hinterher, und dann waren die vier Personen auch schon in der Menge verschwunden. Bronstein wandte sich an Cerny, der der ganzen Situation schweigend gefolgt war. „Cerny, ich hab echt was gut bei Ihnen“, keuchte

Bronstein. „Für uns, tät ich sagen, ist der Dienst da aus. Schau’n wir, dass wir weiterkommen.“ Bronstein wollte sich nun ebenfalls zum Gehen wenden, als er sah, wie auf der obersten Stufe zum Haupttor ein Polizist mit gezogenem Säbel auf einen Demonstranten losstürmte. „Tun Sie das nicht“, rief er instinktiv und machte einige Schritte auf die beiden zu. Dann traf ihn ein Hieb am Hinterkopf, und ihm wurde schwarz vor Augen.

X. Samstag, 16. Juli 1927

Cernys Gesicht war das Erste, was Bronstein erkannte, als er wieder erwachte. „Mein Kopf“, stöhnte er und nahm von seinen Bemühungen, sich aufzusetzen, gleich wieder Abstand.

„Bleiben Sie ganz ruhig, Herr Oberstleutnant“, begütigte ihn Cerny, „Sie haben ordentlich eins über die Rübe bekommen, deswegen werden Sie noch einige Tage ziemliches Schädelweh haben, fürchte ich.“

„Was ist überhaupt passiert?“, hauchte Bronstein.

„Irgendwer hat Ihnen mit einem Brett einen Schlag auf den Kopf versetzt. Sie sind sofort weggeknickt und waren bewusstlos. Ich hab Sie dann aus dem ganzen Kuddelmuddel rausgezogen und über den Schmerlingplatz in die Reichsratsstraße geschleppt. Dort wohnt auf Nummer 1 ein Arzt, den ich zufällig kenne, und bei dem habe ich Sie untergebracht, bis wir Sie mit der Rettung hierher ins Spital führen konnten. Das hat aber noch hübsch ein Zeiterl gedauert.“

„Wieso, was war denn noch los?“ Bronsteins Stimme war leise, und die Mattigkeit war ihm nicht nur anzusehen, sondern auch anzuhören.

„Wenn Sie wüssten, Herr Oberstleutnant“, begann Cerny, „ich habe ja schon gestern mit dem Schlimmsten gerechnet, aber ...“

„Gestern? Ist heute schon Samstag?“ In Bronsteins Frage klang Überraschung mit.

„Ja, und zwar ist es schon acht Uhr morgens vorbei. Sie waren zwanzig Stunden weg.“

„Na servas.“

Cerny wartete, bis Bronstein die eben erhaltene Information verdaut hatte, ehe er mit seinem Bericht fortfuhr. Erst als Bronstein noch einmal zu wissen begehrte, was sich weiter zugetragen hatte, griff Cerny den Erzählfaden wieder auf. „Der Palast ist schließlich gänzlich in Flammen gestanden und bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Da waren wir zum Glück schon aus der Gefahrenzone. Die Feuerwehr hat eh versucht, den Brand zu löschen, aber sie ist nicht durchgekommen in dem Tohuwabohu. Und dann hat die Polizei Schießbefehl bekommen.“

„Schießbefehl“, Bronstein klang entsetzt.

„Schießbefehl“, bestätigte Cerny bitter. „Das war natürlich ein kapitaler Blödsinn – jetzt einmal so ganz unter uns, Herr Oberstleutnant ...“

„Jetzt vergiss endlich einmal den Oberstleutnant. Immerhin hast du mir das Leben gerettet. Ich bin der David.“

„Angenehm, Andreas“, replizierte Cerny.

Einen Moment lang schwiegen beide Männer verlegen, dann obsiegte in Bronstein wieder die Neugier: „Also, was war das da mit dem Schießbefehl?“

„Na ja, es ist ja schon vorher rundgegangen. Die Leute wollten die Polizisten lynchen, die noch im Gebäude waren. Die sind von dem ehemaligen General gerettet worden, der jetzt bei den Roten ist, der ... der ... na!“

„Der Körner?“

„Genau der. Der hat sie als Verletzte rausschaffen lassen. Das habe ich gerade noch mitgekriegt. Und dann haben wir selber gehen müssen, weil Sie, na ja, nicht mehr einsatzfähig waren. In dem Moment, als ich mit Ihnen ... mit dir das Haus in der Reichsratsstraße erreiche, formiert sich direkt hinter uns Polizei mit Gewehr, und ich höre, wie der kommandierende Kollege was von ‚Legt an!‘ ruft. Ich denk mir noch, das kann er nicht ernst meinen, in dem Moment hör ich auch schon, wie er ‚Feuer!‘ schreit.“

Bronstein krümmte sich. „Um Gottes Willen! Sind denn da alle wahnsinnig geworden?“

Cerny wollte eben fortfahren, als die Tür zum Krankenzimmer aufgerissen wurde. Einige Uniformierte betraten den Raum, gefolgt von Reportern mit Kameras. Am Ende des Zuges erschien Polizeivizepräsident Seydel.

„Ja, mein lieber Herr Bronstein“, tönte dessen Bass durch den Raum, „Sie machen ja ... G'schichten ... ned wahr!“ Seydel verscheuchte Cerny unelegant von dessen Sessel und platzierte sein Hinterteil fotogerecht auf Bronsteins Krankenbett. „So, meine Herren ... die Jagd ... ist ... eröffnet, ned wahr! ... Feuer frei ... sozusagen.“

Ehe sich Bronstein zu irgendeiner Reaktion aufrufen konnte, war er gemeinsam mit dem Vizepräsidenten mehrmals abgelichtet. „Tapfer! Schneidig! Kompliment!“ Seydel schaffte problemlos drei Worte auf einmal und blickte sichtlich stolz auf seinen Untergebenen. „Bitte was?“, stöhnte der.

„Na ihr Rettungsversuch für die Kollegenschaft ... ned wahr ... Klassikaner! ... Chapeau, Chapeau! ... Der Minister hat sich extra ... erkundigt ... nach Ihnen! ... Stellen S' Ihnen das ... vor, ned?! ... Bronstein, hören S' ... hören S' gut zu jetzt, weil ... das ist von großer Wichtigkeit ... ist des, ned wahr ..., Sie ... Sie kriegen an Orden! ... Ka Witz, Herr Kollege. ... Silbernes Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik ... Österreich! ... Ist schon alles bewilligt. Wenn S' wieder ... am Damm sind ... ned wahr ..., dann mach' ma a große Feier ... Sie Held, Sie! ... Alsdern, ... habe die Ehre! ... Meine Herren! Abmarsch!“

So schnell und überfallsartig, wie die merkwürdige Kolonne aufgetaucht war, so verschwand sie auch wieder, und hätte Cerny ihm nicht kategorisch die Wahrhaftigkeit des Erlebten bestätigt, er hätte gedacht, immer noch zu träumen. Das war doch ein unglaublicher Witz. Zwanzig Jahre lang hatte er dem Vaterland treu und ergeben gedient, ohne jemals auch nur belobigt worden zu sein, und dann verhalf er drei Verdächtigen zur Flucht und bekam einen Orden. So absurd konnte nur Österreich sein.

Bronstein wartete noch einen Augenblick, dann wandte er sich abermals an Cerny: „Weißt du was von der Jelka?“

„Nein. Dafür hab ich, ehrlich gesagt, keine Zeit gehabt. Aber ich bin mir sicher, dass die Frau weiß, wie sie die Dinge anzupacken hat. Die werden es sicher geschafft haben.“

„Meinst?“

„Meine ich.“

„Na, und jetzt erzähl' weiter. Was ist dann passiert?“, sagte Bronstein, um sich von seinen Sorgen, die Jelka betreffend, abzulenken.

Cerny wurde ernst: „Es war furchtbar. Zuerst haben sie ja noch in die Luft geschossen. Aber dann gezielt in die Menge. Bevor ich hierhergekommen bin, habe ich zufällig den Polizeibericht g'sehen. Fünf Kollegen sind tot, und 89 Demonstranten. Wir haben 120 Verletzte, die Demonstranten über 500. So etwas habe ich überhaupt noch nie erlebt.“

„Was?“ Bronstein wollte hochfahren, doch der stechende Schmerz in seinem Kopf zwang ihn sofort wieder auf sein Lager zurück, „94 Tote“, flüsterte er, „das hat's ja nicht einmal im 19er Jahr gegeben.“

„Eben.“

„Ich sag dir's, Cerny, an dem werden wir noch lange zum Kiefeln haben. Das werden uns die Arbeiter so schnell nicht vergessen. Was da angerichtet worden ist, meine Güte, es wird Jahre dauern, bis der Graben zugeschüttet ist.“

Cerny nickte, und beide Männer verharrten eine Weile in Schweigen. Dann fragte Bronstein, um abermals das Thema zu wechseln: „Und was wirst du jetzt machen?“

„Na, was werd' ich schon machen? Zurück zur Justizwache gehen. Ab Montag hab ich wieder normal Dienst.“

„Cerny, ich glaub, ich hab eine Idee. Was haltst davon: Der Pokorny, mein Stellvertreter, der geht mit Silvester unwiderruflich in Pension. Fünfzig Dienstjahre, musst du dir vorstellen. Da kriegt er sicherlich einen Mordstrumklescher von Uhr und vielleicht auch einen Orden. Aber gehen muss er, weil er jetzt schon 66 ist, wenn nicht sogar noch älter. Na, und da brauchen wir im Referat natürlich entsprechenden Ersatz. Ich glaube nicht, dass man einem Helden, wie ich es nun einmal bin, einen Wunsch abschlagen wird, wenn ich, sagen wir, dich für das Referat anfordere. Was sagst?“

„Du, Oberstleutnant ...“

„David!“

„Du, David, das wäre natürlich ein Traum für mich.“

„Du tätest also zusagen?“

„Na sicher doch!“

„Na, dann haben wir das auch geregelt. Wenn ich wieder im Dienst bin, werde ich das gleich in die Wege leiten. Vielleicht können wir dich sogar schon früher anfordern, quasi zum geordneten Übergang.“

Cernys Gesicht verriet Rührung. „Du, ich dank dir schön.“

Auch Bronsteins Stimme klang in diesem Augenblick ein wenig belegt: „Brauchst mir nicht zu danken. Im Gegenteil! Ich muss mich bei dir bedanken, immerhin hast du mir das Leben gerettet gestern. Und genau darum freue ich mich auf unsere zukünftige Zusammenarbeit. Ich weiß, dir kann ich vertrauen, auf dich kann ich bauen.“

Die beiden Männer kämpften mit ihren Emotionen. Sie reichten sich die Hand, sahen einander an und verstanden einander.

„So, Cerny“, sagte Bronstein endlich, „jetzt aber genug der feierlichen Momente. Ich spür, wie ich allmählich wieder müde werde. Ich glaube, ich werde noch ein Weilchen schlummern, wenn du nix dagegen hast. Ich wünsch dir ein schönes Wochenende, falls das unter den gegebenen Umständen möglich ist.“

„Da mach da amoi kane Sorgen. Schau einfach, dass d' g'sund wirst.“

Bronstein nickte matt und schloss die Augen. Cerny stand noch einen Augenblick unschlüssig im Raum, dann murmelte er „Alsdern, servus“ und schlich sich aus dem Zimmer. Bronstein hob andeutungsweise die Hand und versuchte dann, wieder einzuschlafen.

Und doch konnte er nicht verhindern, dass seine Gedanken noch einmal zu Jelka zurückkehrten. Er hoffte inständig, sie keiner Gefahr ausgesetzt zu haben. Doch angesichts der Ereignisse des Vortages würde die Ordnungsmacht wirklich andere Sorgen haben, als Grenzübergänge zu überwachen und nach Personen zu suchen, die ja noch gar nicht als verdächtig galten, weil sie noch nicht, genauer gesagt nicht mehr, aktenkundig waren. Nein, wenn er es recht bedachte, dann hatte er alles richtig gemacht. Der Süden Mährens war überwiegend deutschsprachig, da würden sich die drei Frauen schnell anpassen können. Sie würden sich ein neues Leben anfangen und darüber die Qualen und den Schmerz vergessen, den das Leben ihnen zugefügt hatte. Und Jelka?

Jelka würde die Sache hervorragend organisiert haben. Keine Spur würde sich zurückverfolgen lassen. Wenn sich jemand darauf verstand, Menschen ohne Aufsehen von einem Platz an einen anderen zu verpflanzen, dann waren es die Kommunisten. Niemand würde sich an die drei Frauen erinnern können, und schon gar niemand an Jelka. Die würde am Montag wieder ihrer Arbeit nachgehen, und kein Mensch würde wissen, dass sie zwischendurch in Tschechien gewesen war. Und sie würde wie jeden Tag um 14 Uhr Dienstschluss haben und nach Hause gehen. Und wenn er sich jetzt ordentlich erholte, dann würde er übermorgen dort auf sie warten. Das Schicksal hatte ihnen eine zweite Chance gegeben, und die gedachte er zu nutzen. Ihr seinerzeitiges Verschwinden war wie ein Trauma für ihn gewesen, ihr jetziges Wiederauftauchen hingegen war wie ein Traum. Ein Traum, den er festzuhalten gedachte. Aus schlimmster Finsternis war er zum Lichte emporgekommen, und so, dachte er, während er mehr und mehr vom Schlaf übermannt wurde, würde es auch der Republik gehen. Der 15. Juli war ein rabenschwarzer Tag gewesen. Aber wie hieß es so schön? Auf Regen folgte Sonnenschein. Vielleicht hatte es dieser Katastrophe bedurft, damit die Politiker endlich aufwachten und Lehren aus der Geschichte zogen.

Vieles war seit 1920 falsch gelaufen, Unsummen an Fehlern waren gemacht worden. Aber wenn man sich jetzt, im Angesicht der Katastrophe, zusammensetzte, dann mochte am Ende noch alles gut werden.

Ja, dass am Ende alles gut werden möge. Das wünschte er Österreich. Und Jelka und sich auch.

Und mit diesem schönen Gedanken schlief Bronstein ein.

GLOSSAR

<i>a</i>	ein, einer, eine; auch
<i>abeg’fallen</i>	hinuntergefallen
<i>abkrageln, akrageln</i>	umbringen
<i>affrontieren</i>	vor den Kopf stoßen
<i>akampeln</i>	Streit anfangen
<i>alla-kawalla</i>	auf hohem Ross
<i>alsdern</i>	also, alsdann
<i>Amurl</i>	Liebschaft
<i>anlassig</i>	zudringlich
<i>auf jo-na:</i>	im Handumdrehen, plötzlich, unvermutet
<i>Aufdrahten (den Aufdrahten haben)</i>	mit dem schlechten Ausgang einer Geschichte, Situation etc. konfrontiert sein
<i>ausbanln</i>	ausnehmen
<i>ausg’schamt</i>	unverschämt, schamlos
<i>außebochn</i>	backen, braten, frittieren, herausbacken
<i>Bahö</i>	Krawall, Lärm, Aufsehen
<i>Bankl g’rissen</i>	gestorben (worden)
<i>Bauxerl</i>	kleines Kind, Schätzchen
<i>Bazi</i>	Lump
<i>Beamtenforelle</i>	Knackwurst
<i>Berndl-Kolonie</i>	FKK-Bad am Gänsehäufel
<i>Bettler</i>	Spielstufe im Preference-Spiel
<i>BI</i>	Bezirksinspektorat
<i>Bordsteinschwalberl</i>	Straßenprostituierte
<i>bucklfünferln</i>	Variation des Götzzitats
<i>Budel</i>	Schank, Tresen

<i>buserieren</i>	bedrängen, belästigen
<i>dazähl'n</i>	erzählen
<i>Deckel</i>	Kontrollkarte für Prostituierte
<i>deppert</i>	geistig nicht ganz auf der Höhe
<i>Diurnist</i>	Tagelöhner, Schreiber in einem Amt
<i>do</i>	doch
<i>dusma</i>	still, sprachlos
<i>eam</i>	ihn, ihm
<i>eh</i>	ohnehin
<i>Eierspeis</i>	Rührei
<i>Einserlandl</i>	Wiener Landesgericht 1, heute Justizanstalt Josefstadt
<i>Enzian</i>	Schnaps aus der Wurzel des gelben Enzians
<i>extrich</i>	extra
<i>Ezzes</i>	Tipps, Ratschläge
<i>Feigerl</i>	blaues Auge
<i>Fisimatenten</i>	Faxen, Umstände, Spompanadeln
<i>Fleischlaberl</i>	faschiertes Laibchen, Bulette, Frikadelle
<i>g'macht</i>	ermordet
<i>g'machte Wies'n</i>	kinderleichte oder bereits eingefädelte Angelegenheit
<i>G'spaßlaberln</i>	Brüste
<i>G'spritzter</i>	Wein mit Sodawasser; leicht unterbelichteter Mensch
<i>Geherda</i>	subalterner Laufbote
<i>gemma</i>	gehen wir
<i>Grant</i>	Groll, Missmut
<i>Grantscherm</i>	missmutiger Mensch
<i>Graues Haus</i>	Polizeigefängnis des Wiener Landesgerichts
<i>Greißler</i>	Krämer, Viktualien-, Gemischtwarenhändler

<i>Gspusi</i>	Liebschaft
<i>Guglhupf</i>	1) Napfkuchen, 2) psychiatrische Anstalt
<i>G'wirks</i>	Unannehmlichkeiten
<i>Haderlump</i>	Taugenichts
<i>Hallodri</i>	Taugenichts, Luftikus
<i>hamma</i>	haben wir, haben mir
<i>Hardefix</i>	Fluchausdruck (statt Kruzifix)
<i>Hast mi?</i>	Kapiert?
<i>Hieb</i>	Bezirk
<i>Hobel ausblasn</i>	Variation des Götzzitats
<i>Höh/Heh</i>	Polizei
<i>i</i>	ich
<i>Ihna, Ihnen</i>	(auch reflexiv) sich
<i>In Saft gehen</i>	(sehr) zornig werden
<i>Irxnschmoiz</i>	Achselschweiß
<i>Jessamarandana!</i>	Jesus, Maria und Anna! Um Gottes willen!
<i>Jud</i>	schräges, unvollständiges Brennen der Zigarette
<i>Kamanetl</i>	Kabinett
<i>Kapazunder</i>	Kapazität, Prominenter
<i>Kelch (Köch)</i>	Kohl
<i>keppeln, kepp'ln</i>	keifen
<i>Kieberer</i>	Polizist
<i>Klamsch</i>	Dachschaden
<i>Klassikaner</i>	Steigerung von Klassiker
<i>Klebeln</i>	(despektierlich für) Finger
<i>Körberlgeld</i>	Zubrot
<i>Leberkäs</i>	Fleischkäse

<i>leiwand</i>	angezeichnet
<i>LG 1</i>	siehe <i>Einserlandl</i> , zum Unterschied vom LG 2 am Hernalser Gürtel
<i>ma</i>	wir, mir
<i>malochen</i>	arbeiten
<i>Marmeladinger</i>	(despektierlich für) Deutscher, bes. Norddeutscher
<i>Masslscheiber</i>	jemand, der seine Erfolge nur mit viel Glück erzielt
<i>Menagereindl</i>	Kasserolle mit Einsätzen zum Transport (vor allem warmer) Mahlzeiten
<i>muang</i>	morgen
<i>nachher</i>	(in Fragen): denn
<i>nadig</i>	geizig
<i>Nasenrammel</i>	eingetrockneter Nasenschleim
<i>ned, net</i>	nicht
<i>Neududlau</i>	Hinterwald, Dingskirchen
<i>niederlegen</i>	gestehen
<i>Nisi</i>	Haken an einer Sache (lat: „wenn nicht“)
<i>Nockn (fade)</i>	langweilige, weil wohlerzogene Frau
<i>o'schmiern</i>	sich zurückziehen, sich schleichen
<i>Pack ma's</i>	Gehen wir!
<i>palessiert</i>	davongelaufen
<i>Panjewagen</i>	kleiner Pferdewagen
<i>Pennäler</i>	Schüler eines Pennals (einer weiterführenden Schule)
<i>Penzing</i>	14. Wiener Gemeindebezirk
<i>petschiert</i>	betreten (sein oder dreinschauen)
<i>Pick (einen P. haben)</i>	gegen jem. Vorbehalte, Antipathie hegen
<i>Pimperls Rolladen</i>	Wiener Unternehmen, das Rollläden produziert
<i>Plausch ned, Pepperl!</i>	Aufforderung, keine Märchen zu erzählen
<i>pudern</i>	koitieren
<i>Rappel, Rappl</i>	Wutanfall, Zornausbruch

<i>rapplert</i>	wütend, zornig
<i>rapplert wie a Türk</i>	(wütend wie ein Türke) Anspielung auf die diversen Angriffswellen der Osmanen, von denen Österreich lange Zeit betroffen war
<i>Rastelbinder</i>	abwertend für Ausführende minderwertiger Tätigkeiten
<i>regardieren</i>	betreffen, Beachtung schenken (müssen)
<i>Remasuri</i>	Tumult, Trubel, Durcheinander
<i>Rossebändiger</i>	Figuren an den Auffahrtsrampen zum Parlamentsgebäude; sollen die Zähmung der Leidenschaften symbolisieren
<i>si</i>	sich
<i>sa si</i>	sie sich
<i>Saubartl</i>	unanständiger Mensch, Schmutzfink
<i>Schale Gold</i>	schwarzer Kaffee, mit (viel) Obers (Sahne) serviert
<i>schmähstad</i>	sprachlos, verdattert
<i>siech</i>	sehe
<i>simma</i>	sind wir, sind mir
<i>sogat</i>	würde ... sagen
<i>sölich</i>	selig
<i>Span</i>	Zigarette
<i>Spompanadeln</i>	Unfug, Faxen, Mätzchen
<i>Steinhof</i>	Nervenheilanstalt Am Steinhof, Baumgartner Höhe, 14. Bezirk
<i>Trottoir</i>	Gehsteig, Bürgersteig
<i>tschari gehen</i>	zugrunde, verloren gehen
<i>ujegerl!</i>	oje!
<i>verhabert</i>	befreundet
<i>verlustieren</i>	vergnügen
<i>Verstengan S'?</i>	Verstehen Sie?
<i>Vogeldoktor</i>	Auf Fragen der Psyche spezialisierter Mediziner

<i>Vogeldoktor vom Alsergrund wengerl</i>	Sigmund Freud bisschen
<i>wie</i>	bei Vergleichen umgangssprachlich für <i>als</i> , Steigerung: <i>als wie</i>
<i>zum Krenreib'n</i>	für nichts zu gebrauchen
<i>zuwezahn</i>	zu/an sich (heran) ziehen (auch gewaltsam)
<i>Zweierlinie</i>	parallel zur Ringstraße verlaufender Straßenzug, nach der Strecke Nr. 2 des ursprünglichen Liniennetzes der Wiener Straßenbahnen
<i>Zwiderwurzn</i>	Griesgram
<i>Zwiebelkroaten</i>	abwertend für Wanderhändler

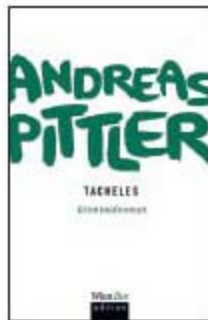
Andreas Pittler rollt die Geschichte der Ersten Republik ebenso spannend wie lebendig auf.



Andreas Pittler studierte Geschichte und Politikwissenschaften in Wien. Seit 1985 erschienen 23 Sachbücher zumeist historischen Inhalts (u. a. Biografien über Bruno Kreisky und Samuel Beckett), 10 Romane und 3 Bände mit Kurzgeschichten.

Die vorliegenden 5 Bände enthalten eine abgeschlossene Kriminalsaga um David Bronstein und außergewöhnliche Mordfälle im Wien der Zwischenkriegszeit.

Wien, Sommer 1934. In Deutschland herrschen die Nazis. Österreich steuert auf einen Naziputsch zu.



**Andreas Pittler
Tacheles**

ISBN 978-3-901761-87-4

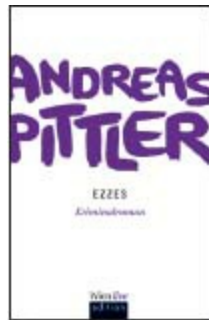
Auch als E-Book (epub) erhältlich:

ISBN 978-3-902672-59-9

Am Judenplatz wird ein Fabrikant jüdischer Abkunft ermordet. Die Ermittlungen führen Polizeioberst Bronstein zu den Nazis. Doch plötzlich wird er selbst zum Gejagten ...

Mehr Informationen unter www.echomedia-buch.at

Wien, Juli 1927. Nach dem Freispruch im Prozess um die Mörder von Schattendorf eskaliert die Lage.



Andreas Pittler
Ezzes

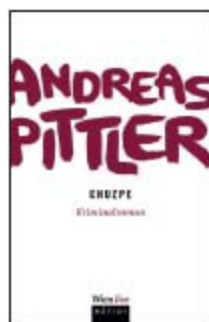
ISBN 978-3-902672-08-7

Auch als E-Book (epub) erhältlich:

ISBN 978-3-902672-58-2

Oberstleutnant Bronstein ermittelt im Mord an einem als geizig und menschen verachtend verrufenen Greißler und überlegt schon bald, ob er nicht Schicksal spielen soll ...

Wien, November 1918. Der Erste Weltkrieg neigt sich dem Ende zu, die Monarchie zerfällt.



Andreas Pittler
Chuzpe

ISBN 978-3-902672-22-3

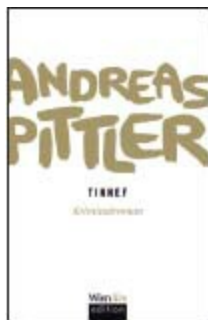
Auch als E-Book (epub) erhältlich:

ISBN 978-3-902672-57-5

Zwischen Monarchie und Erster Republik untersucht Major Bronstein den Mord an einer Modistin, was ihm umso schwerer fällt, als er sich Hals über Kopf verliebt.

Mehr Informationen unter www.echomedia-buch.at

Wien, Februar 1913. Am Vorabend des Ersten Weltkriegs überschattet ein Skandal das Militär.



**Andreas Pittler
Tinnes**

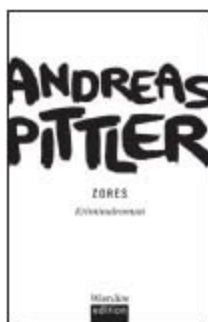
ISBN 978-3-902672-35-3

Auch als E-Book (epub) erhältlich:

ISBN 978-3-902672-42-1

In seinem neuen Posten bei der Mordkommission ermittelt Polizist David Bronstein in einem pikanten, vermeintlichen Selbstmord und steht bald zwischen Pflicht und Liebe.

Wien, März 1938. Die Nazis greifen nach Österreich. Eine Volksabstimmung soll das Land retten.



**Andreas Pittler
Zores**

ISBN 978-3-902672-82-7

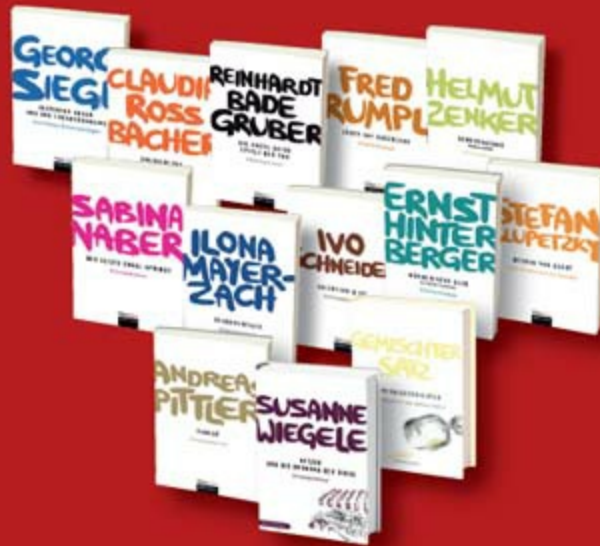
Demnächst auch als E-Book (epub)!

Oberst David Bronstein soll den Mord an einer Nazigröße aufklären und trifft noch einmal auf die Protagonisten der ersten vier Bände der „Bronstein-Saga.“

Mehr Informationen unter www.echomedia-buch.at

KRIMINELL GUT!

Krimis aus Österreich



Österreichische Autorinnen und Autoren schreiben Krimis, deren Handlung in Wien und ganz Österreich spielt. Und auch der Wiener Schmäh kommt nicht zu kurz! Jetzt auch als E-Books!

www.echomedia-buch.at

echomedia
BUCHVERLAG